Uhlhorn, Kampf des Christenthums.

Der

Kampf des Christenthums

mit

dem Heidenthum.

Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart

von

Gerhard Uhlhorn, Dr. theol.,
Ober-Consistorialrath in Hannover.

Offenb. Joh. 6, 2: Und ich sahe, und siehe, ein weiß Pferd, und der darauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus, zu überwinden und daß er siegete.

Zweite durchgesehene Auflage.

Stuttgart.
Meyer & Zeller's Verlag
(Friedrich Vogel).
1875.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalts-Verzeichniß.

Erstes Buch: Die kämpfenden Mächte.

Seite

Erstes Kapitel: Der religiöse Zustand der Heidenwelt.

Zweites Kapitel: Der sittliche Zustand der Heidenwelt.

Drittes Kapitel: Die Christen.

Zweites Buch: Der Kampf.

Erstes Kapitel: Der erste Zusammenstoß.

Zweites Kapitel: Die Christen vor Gericht.

Drittes Kapitel: Der Umschwung.

Viertes Kapitel: Die allgemeinen Verfolgungen.

Drittes Buch: Der Sieg.

Erstes Kapitel: Der Entscheidungskampf.

Erstes Buch.

Die kämpfenden Mächte.

1. Joh. 4, 4: Der in euch ist, ist größer, denn der in der Welt ist.

Erstes Kapitel.

Der religiöse Zustand der Heidenwelt.

Gal. 4, 4: Da aber die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe.

1. Die Völkermischung im Römischen Reiche.

Schon einer der ältesten Apologeten, Melito von Sardes, hat es bemerkenswerth gefunden, daß das Christenthum gleichzeitig mit dem römischen Kaiserthum geboren ist. In der That, bestimmter kann nicht darauf hingewiesen werden, „daß die Zeit erfüllet war", als es in der Geburtsgeschichte unseres Herrn ganz einfach durch die Erinnerung an den Schatzungsbefehl des ersten römischen Kaisers geschehen ist. Der Name des Kaisers Augustus bezeichnet die Mittagshöhe der alten Welt, denn die Höhe der alten Welt bildet Rom, und die Höhe der römischen Geschichte die Entstehung des Kaiserthums. Gerade da aber, wo die alte Welt auf ihrer Höhe steht, damit freilich zugleich am Anfange ihres Verfalls, da erscheint der, dessen Kommen die Wende bildet von der alten zur neuen Zeit, über-

haupt die Wende der Zeiten. Wie in der Natur die neuen Keime nicht dann erst aufsprossen, wenn das Alte schon gänzlich abgestorben ist, sondern in das sich zersetzende und auflösende alte Leben drängt sich bereits das neue, zu seinem demnächstigen Ersatz bestimmte ein, wächst schon auf, während das alte noch äußerlich kräftig dasteht, hilft selbst den Verfall beschleunigen und zieht daraus Kräfte des Wachsthums, um mit dem Verschwinden des alten nachwachsend sofort dessen Stelle einzunehmen: so ist es auch hier. Nicht dann erst erscheint die neue christliche Welt, wenn die alte schon völlig verfallen ist; sondern während diese, vor Menschenaugen wenigstens, noch in voller Herrlichkeit und Blüthe prangt, obwohl sie schon den Keim des Todes in sich trägt und die zersetzenden Mächte bereits ihr noch verborgenes Zerstörungswerk begonnen haben, wird der Keim des Neuen mittenhinein gepflanzt, und neben einander gehen nun in steter Wechselwirkung auf einander der fortschreitende Verfall des Alten und das aufstrebende Wachsthum des Neuen.

Rom's Aufgabe ist, zu sammeln, sagen wir gleich bestimmt zu sammeln für Christum. Gleichzeitig geboren sind die beiden, das römische Kaiserreich und die christliche Kirche, auch providentiell für einander bestimmt. Das Himmelreich ist gleich einem Samenkorn. Soll das Samenkorn gesäet werden, so muß der Acker bereit sein. Das römische Reich ist der für das Samenkorn bereitete Acker. Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteige. Soll der Sauerteig unter das Mehl gemengt werden, so muß das Mehl zusammengeschüttet sein. Das römische Reich ist der zusammengeschüttete Haufen Mehl, der den Sauerteig zunächst aufzunehmen bestimmt ist. Alle die Völker der alten Welt, die bisher von einander gesondert gelebt und gearbeitet haben, alles was sie erarbeitet und geschaffen, alle ihre Schätze und Reichthümer, ihre Kunstwerke und die Ergebnisse ihrer

Wissenschaft, ihre alten Traditionen und Ueberlieferungen, ihre Götter und deren Culte, alle vorhandenen Bildungselemente und Culturmächte — das Alles wird jetzt in Ein Reich befaßt. Es hat räumlich ausgedehntere Reiche, es hat Reiche von größerer Seelenzahl gegeben, aber im ganzen Verlauf der Weltgeschichte nie zum zweiten Male ein Reich, das so wie das römische alle Culturvölker einer Zeit in sich vereinigt hätte.

Dieses Reich herzustellen ist die weltgeschichtliche Aufgabe der Römer. Schon die geographische Lage der Stadt Rom gibt ihr die Anwartschaft, das Haupt eines solchen Reiches zu werden. Rings um das mittelländische Meer, das Centralmeer der alten Welt, lagern sich die Culturvölker. Mitten in dieses Meer ragt langgestreckt die italienische Halbinsel hinein, und wiederum in der Mitte dieser Halbinsel liegt Rom als das Centrum des Centrums. Von hier aus wird die Welt erobert und zusammengefaßt. Dazu sind die Römer begabt, kein Volk des Friedens sondern des Kriegs, kein Volk von Denkern aber ein Volk der That, nicht reich an Künsten aber in Tapferkeit groß und in staatsmännischer Klugheit, ausgerüstet mit seltener Assimilationskraft, mit wunderbarer Organisationsgabe und mit einem starken Sinn für Rechtsbildung und Verwaltung. Sie stellen keine philosophischen Systeme auf, aber das Recht bringen sie zur höchsten Ausbildung; sie bauen kein Parthenon, aber Straßen und Brücken, die Länder zu verbinden, Mauern und Castelle, sie zu schirmen. Sie sind „die Räuber des Erdkreises", aber das Rauben hat nach göttlichem Rathschlusse, ohne daß sie es wissen, ein höheres Ziel des Sammelns, und ihr mit rücksichtsloser Gewaltthat zusammengebrachtes Reich muß nach einem höheren Willen dem Reiche dienen, welches die ewige Liebe in der Welt zu gründen unternommen hat.

Mit dem Ende der Republik ist die Eroberung der Welt wenigstens in der Hauptsache vollbracht. Jetzt bekommt sie im

Kaiser Einen Herrn, und von da an beginnt erst die Verschmelzung der zunächst nur äußerlich zusammengebrachten so verschiedenartigen Masse von Ländern und Völkern. Der erste Kaiser, Augustus, errichtete auf dem Forum in Rom einen goldenen Meilenstein. Er steht da als Symbol, daß hier der Mittelpunkt der Welt ist. Ein schon damals ziemlich vollendetes Netz von Kunststraßen durchzieht von hier aus das ganze römische Reich. Von Gades in Spanien durch Frankreich, durch Italien hindurch bis zu den Cataracten des Nil, von den Donauländern bis zu den Säulen des Herkules konnte man auf wohlgebauten Straßen reisen, an denen überall in gewissen Entfernungen mutationes zum Wechseln der Pferde und mansiones zum Nachtlager sich befanden. Diese Straßen sind ebenso viele Fäden, welche die eroberte Welt an den Mittelpunkt Rom ketten, als Kanäle, durch welche nach allen Seiten hin die Impulse ausströmen. Auf diesen Straßen marschiren die Legionen, um die unterworfene Welt im Zaume zu halten und die Grenzen zu schirmen, auf diesen Straßen begeben sich die Proconsuln und Prätoren in die Provinzen, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, und tragen die Eilboten die Befehle des Kaisers schnell in die äußerste Peripherie des weiten Reiches, auf diesen Straßen bewegt sich der Handelsverkehr und reisen die vornehmen Römer, um die Welt kennen zu lernen, aber auf diesen Straßen wandern auch die Boten des Evangeliums, von Stadt zu Stadt die frohe Kunde tragend von dem erschienenen Erlöser.

Ein großartiger Austausch beginnt jetzt im ganzen Reiche. Hatte bisher nur der Krieg die Menschen zusammengebracht, so bringt sie jetzt eigentlich zum ersten Male der Friede zusammen, denn nach den furchtbaren Stürmen und Umwälzungen der Bürgerkriege ist das Kaiserthum wirklich der Friede. „Sicher ist jetzt Land und Meer, die Städte blühen in Eintracht und Frieden," rühmt eine zu Ehren des Augustus gesetzte Inschrift.

„Alles was bisher verborgen war, kommt jetzt in allgemeinen Gebrauch," sagt Plinius, und Philo: „Die schädlichen Elemente sind in die äußerste Ferne vertrieben, die heilsamen von den Grenzen der Erde in das Weltreich zusammengeführt." Zwar verglichen mit dem heutigen Handelsverkehr war der der römischen Welt nur ein geringer. Während z. B. die Einfuhr an Waaren aus Asien in England von 1861—1869 durchschnittlich 90—100 Millionen Thaler jährlich betrug, brauchte das ganze römische Reich nach einer Berechnung, die sich bei Plinius findet, nur ungefähr für 7¼ Millionen Thaler Waaren aus dem Oriente. Aber verglichen mit den früheren Zeiten war der Aufschwung des Handels in der Kaiserzeit ein überaus großer, und seine Bedeutung für die Annäherung der Völker an einander ist um so wichtiger, weil damals der Handelsverkehr noch viel mehr als heute ein persönlicher war. Neben den großen Handelsstädten des Ostens, Alexandrien, Antiochien, Ephesus, Smyrna, Korinth war Rom in einem Maße das Centrum des Verkehrs, wie es keine Stadt je vorher oder nachher gewesen ist. Nach Rom drängte Alles. Wer irgend etwas geltend zu machen hatte in Kunst und Wissenschaft, wer in der Nähe der Machthaber etwas zu gewinnen hoffte, wer sein Recht in höchster Instanz suchte, wer durch ehrliches Geschäft oder auch durch Abenteuer und Schwindel reich zu werden hoffte, oder wer reich geworden die Wunder der Hauptstadt mit Augen zu sehen und an dem Vergnügen und dem üppigen Genuß, den sie bot, Theil zu haben wünschte, — der ging nach Rom. Auf den Straßen dieser Weltstadt ohne Gleichen begegneten einander der feingebildete Grieche, der hier die Quellen für ein geschichtliches Werk suchte, und der halbgebildete Provinziale, der gern ganz als Römer gelten wollte; der alexandrinische Kaufmann, den der Getreidehandel hinführte, und der halbwilde Afrikaner, der etwa einen Transport Löwen für die nächste Thierhetze begleitet

hatte; der verschmitzte Syrer, der für einen neuen Gott Propaganda zu machen hoffte oder Amulette verkaufte und Zauberformeln, und der Gallier, der stolz auf das ihm kürzlich geschenkte römische Bürgerrecht der ewigen Stadt seine Huldigung darbrachte; der Jude, der um irgend eines Geldgeschäftes willen oder auch um Proselyten zu werben die weite Reise nicht gescheut, und der Illyrier und Thracier, der den römischen Adlern folgte.

Dem Zuströmen nach Rom entsprach ein Abströmen in die Provinzen, welches nicht minder wie jenes das Zusammenschmelzen der Nationen förderte. Die Verwaltungsbeamten, die hinausgingen, um nach römischen Normen die eroberten Länder zu regieren, die Ritter, welche durch ihre Finanzoperationen in die Provinzen gezogen wurden, die Heere und die Colonien, die Rom aussandte, sie alle dienten dem großen Assimilationsproceß, der sich jetzt mit wunderbarer Schnelligkeit vollzog. In seinen zahlreichen Colonien streckte sich Rom in die Provinzen hinaus, sie waren ein Stück Rom mitten in Spanien, in Gallien oder in Griechenland. Die Colonisten nahmen ihr Bürgerthum und ihr römisches Recht mit. Oft wurden Peregrinen in die Colonie aufgenommen, und auch wenn sie neben derselben ein besonderes Gemeinwesen bildeten, standen sie doch unter dem fortdauernden Einflusse des römischen Geistes. Die Standlager der Legionen am Rhein und in Syrien, in Brittannien wie an der Donau waren ebenso viele Stützpunkte für die Romanisirung der unterworfenen Völker. Da die Legionen ihren Ersatz in steigendem Maße aus den Provinzialen nehmen mußten[1], so bildeten sie für diese um so mehr eine Schule der Civilisation, als es Grundsatz war, die Zuzugsmannschaft nie in ihre heimathlichen Cantonnements zu verlegen. In langjährigem Dienste von dem heimathlichen Boden losgerissen wurden die Fremden zu Römern, und das römische Bürgerrecht galt ihnen als höchster

Lohn. Welche rasche Fortschritte die Romanisirung in den Provinzen machte, kann man an Brittannien sehen. Seit dem Jahre 43 war dieses Land wieder besetzt, aus dem Jahre 61 haben wir eine Schilderung desselben bei Tacitus. Wie hat sich in den 18 Jahren Alles verändert! Ein Netz von Lagern und Castellen spannt sich über den unterworfenen südlichen Theil aus, einzelne Häuptlinge sind schon ganz in römisches Wesen eingegangen und regieren als Statthalter; der blutige Druidencult ist ausgerottet, römische Sitte verbreitet; die Colonie Camulodunum ist zu einer erheblichen Stadt herangewachsen, in ihrer Mitte erhebt sich ein Tempel des Divus Claudius, wir finden Circus, Theater, marmorne Siegesgöttinnen; Londinium ist eine bedeutende Handelsstadt, in der die Erzeugnisse römischen Kunstfleißes und die Produkte Galliens einen Markt haben, und wo man sich bereits an italische Genüsse gewöhnt hat.

Natürlich mußte die Romanisirung rascher und eingreifender in den Ländern vor sich gehen, die bis dahin noch keine oder nur geringe Cultur gehabt hatten. Spanien, Gallien, Nordafrika erscheinen bald völlig romanisirt. Anders stand es nach Osten zu. Hier stößt Rom in Griechenland auf eine höhere Cultur als die eigene, und äußerlich Sieger wird es innerlich mehr und mehr vom griechischen Geiste überwunden. Was eine Zeit lang Frankreich für Europa gewesen ist, das wurde Griechenland für die damalige Welt. Als Philosophen und Rhetoren, als Schulmeister und Aerzte, als Künstler und Handwerker, aber auch als Kammerdiener und Dirnen kommen zahlreiche Griechen nach Italien und Rom, dort griechische Sprache und Philosophie, griechische Sitte und Unsitte zu verbreiten. Umgekehrt gehört es bald zum guten Ton, die alten griechischen Bildungsstätten zu besuchen. Wie man im vorigen Jahrhundert nach Paris ging, um dort den feinsten Schliff zu bekommen, so gehen Schaaren von jungen Leuten nach Athen oder auch nach

Rhodus und Massilia, um sich dort in hellenische Wissenschaft und Kunst, oft genug auch in hellenische Ausschweifungen einweihen zu lassen. Schon gegen Ende der Republik Raum gewinnend, macht der Hellenismus in der Kaiserzeit besonders unter Nero immer raschere Fortschritte.

So wird das römische Wesen, während es die Welt unterwirft, selbst immer mehr von griechischem Wesen durchdrungen. Aus dem Zusammenflusse zweier Strömungen ergibt sich ein drittes, ein neues, das weder altrömisch noch altgriechisch ist, sondern griechisch-römisch, und diese griechisch-römische Cultur ist es, welche, die alten Unterschiede ausgleichend, das große Reich erfüllt. Zwar wird das Lateinische nur in den östlichen Provinzen Volkssprache, dort die alten Landessprachen fast verdrängend, aber verstanden wird es als die Sprache des herrschenden Volks auch in Palästina und am Nil. Fast mehr noch als das Lateinische ist das Griechische zur Weltsprache erhoben. Wer es sprach, durfte darauf rechnen, überall im Osten und Westen sich verständlich machen zu können. In dem gemeinsamen Recht gibt Rom der Welt ein weiteres gemeinsames Band, das um so mächtigeren Einfluß übte, je ausgebildeter dieses Recht war. Auf dieser festen Grundlage gewöhnte Rom die Welt mehr und mehr an gleiche Formen des socialen Lebens.

Am stärksten bewahrt der Orient, seinem bis auf den heutigen Tag stabilen Charakter getreu, seine Eigenthümlichkeiten; und wenn auch hier die hellenisirten Städte Antiochien, Nicomedien, vor allen Alexandrien einflußreiche Träger der griechisch-römischen Cultur waren, so ging doch die Umwandlung bei weitem nicht so tief wie im Westen. Dagegen macht sich seit Anfang der Kaiserzeit leise, dann im zweiten und dritten Jahrhundert stärker und stärker spürbar, als drittes Element neben dem römischen und griechischen das orientalische bemerklich, und zwar vorwiegend auf religiösem Gebiete. Während römischer

Geist auf dem Gebiete des Staats- und Rechtslebens, griechischer Geist auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft die Herrschaft führt, beeinflußt das Gebiet des religiösen Lebens orientalischer Geist. So hat auch dieses Stück des gewaltigen Reiches seinen Antheil an der innern Entwicklung desselben, und einen um so bedeutsameren, als der eigentliche und höchste Zweck, um deßwillen dieses Reich da ist, gerade in der religiösen Entwicklung zu suchen ist.

Denn kaum erst braucht darauf aufmerksam gemacht zu werden, welche Förderungen eben für diese religiöse Entwicklung, speciell für die Ausbreitung des Christenthums in dem Allen liegen. Ein Anstoß für das geistige Leben, der jetzt an einem Punkte gegeben wird, läuft nicht mehr, wie es einige Jahrhunderte früher gewesen wäre, Gefahr, im kleinen Kreise eines einzelnen Volkes zu verkümmern. Wohnt ihm nur selbst die genügende Kraft bei, so pflanzt er sich mit Leichtigkeit durch das ganze Reich fort. Nirgend mehr findet er eine Schranke; die reichlich vorhandenen Communicationsmittel, das weit verbreitete Verständniß der beiden Hauptsprachen, des Lateinischen und Griechischen, die Gemeinschaft der Interessen, das gleiche Recht, die wenigstens verhältnißmäßige Gleichheit der äußern Lebensformen, das Alles kommt ihm zu Hülfe. Wir brauchen nur einen Blick in das Leben und Wirken des Paulus zu thun, um das überall bestätigt zu finden. Eine Missionsthätigkeit wie die seine war eben nur in einem Reiche wie das römische möglich.

Aber so wichtig hier alles Einzelne ist, die Hauptsache ist es doch nicht. Unendlich wichtiger noch ist es, daß sich jetzt im römischen Reiche ein der Welt bisher gänzlich fremder Universalismus herausbildet, der die Vorstufe für den Universalismus des Christenthums ist. An keinem Punkte tritt die providentielle Bedeutung des römischen Reichs schlagender hervor als hier.

Die Menschheit entwickelt sich in Völkern, in der christlichen Zeit so gut wie in der vorchristlichen. „Gott hat Ziel gesetzt zuvor versehen, wie lange und weit sie wohnen sollen,“ mit diesem Worte eröffnet uns St. Paulus in der Rede zu Athen einen Blick in die göttliche Regierung und die ihnen selbst unbewußte Leitung der Völker. Aber in beiden Zeitabschnitten vor Christo und nach Christum ist die Bedeutung des Volksthums eine ganz verschiedene. In der alten Zeit sind die Völker streng gegen einander abgeschieden. Jedes Volk lebt für sich und arbeitet für sich. Es ist keine gemeinsame Culturarbeit da, in der die Völker sich gegenseitig ergänzend in gemeinsamer Entwicklung mit einander fortschreiten, sondern die Entwicklung vollzieht sich so, daß ein Volk dem andern die Arbeit zur Fortsetzung überliefert. Von den orientalischen Völkern geht sie an die Griechen, von diesen an die Römer über. In der neuen Zeit sind die Nationen auf einander angewiesen, keine ist die alleinige Trägerin der Cultur, so daß die andern alle auf diese Eine angewiesen wären, sondern die Culturarbeit ist jetzt eine gemeinsame, und alle Culturvölker stehen zu einander in beständiger Wechselbeziehung, einander gebend und von einander nehmend. Obwohl staatlich gesondert und jedes seine Eigenthümlichkeit bewahrend, ist doch ihre Cultur eine gemeinsame. Gliedlich verbunden bilden die christlichen Culturvölker ein Ganzes, und was sie im tiefsten Grunde innerlich verbindet, ist, so wenig man dies auf manchen Seiten heutigen Tags anzuerkennen geneigt sein mag, das gemeinsame Christenthum. Rom nun bildet das Mittelglied zwischen beiden Ausgestaltungen des Völkerlebens, den Uebergang von der einen zur andern. In der alten Zeit nur gesonderte Nationalitäten, kein Gemeinsames; in der neuen Zeit gesonderte Nationalitäten, aber über ihnen ein Gemeinsames; in Rom keine gesonderten Nationalitäten mehr, sie sind äußerlich alle in ein gemeinsames Staatswesen zusammengefaßt, aber eine wirklich

innere Einheit, ein innerlich Gemeinsames ist noch nicht vorhanden, sondern soll erst werden.

Im römischen Reiche gehen die alten Nationalitäten mehr und mehr unter, nicht bloß die der unterworfenen Völker, sondern in Wahrheit eben so gut die römische. Die altrömischen Familien sterben aus, Provinzialen treten an ihre Stelle, bald sind auch die Kaiser Provinzialen. Der Unterschied zwischen Römern und Nicht-Römern gleicht sich aus, und in immer weiterem Kreise wird das römische Bürgerrecht auch den Provinzialen zu Theil. Wie altrömische Art und Sitte, so zersetzt sich auch das altgriechische Wesen. Das reine Griechenthum tritt zurück, der Hellenismus tritt an seine Stelle. Die römische Colonie Corinth überflügelt Athen, die hellenisirten Städte Vorderasiens sind wichtigere Mittelpunkte als die alten Culturstädte des eigentlichen Griechenlands. Völliger noch geben die unterworfenen Nationen des Westens ihre Nationalität auf.

Weil alle Entwicklung lediglich national verlief, haftete dem antiken Leben eine gewisse Enge an. Maß ist die Haupttugend des Alterthums. Darin wurzelt eben so sehr der Kunstsinn des alten Griechen wie die strenge Tugend des alten Römers. Diese Enge schwindet jetzt; unter dem großartigen Austausch des Alle umfassenden Reichs erweitert sich das Nationalbewußtsein zum Weltbewußtsein. Auf allen Lebensgebieten zeigt sich eine Entschränkung, die nach der einen Seite ein Verschwinden der alten festen Formen, nach der andern ein Weiterwerden des Blicks, des ganzen Gedankenkreises zur Folge hat. Die scharf unterschiedenen philosophischen Systeme gehen in einander über, es bildet sich eine praktische Philosophie heraus, die an Schärfe und Consequenz des Denkens weit hinter der ältern zurückbleibt, dafür aber das Gemeingut eines viel weiteren Kreises wird. Die Kunststile fließen in einander über. Griechische Glätte und orientalische Massenhaftigkeit reichen sich in den Colossalbauten

der Kaiserzeit die Hand. Aber wenn damit die Reinheit der Kunst verloren geht und die Zeit nichts mehr zu schaffen im Stande ist, was an die klassische Zeit hinanreichte, so gewinnt die Kunst dafür eine vorher nie erreichte Verbreitung. Nie vorher und nie nachher hat die Welt einen solchen Reichthum an Kunstschätzen besessen wie damals. Von Rom gar nicht zu reden, selbst Provinzialstädte beschlossen eine Fülle von großen Bauten, von Statuen und andern Bildwerken, an die selbst unsere kunstreichsten Hauptstädte nicht entfernt hinanreichen. Niemals wieder ist die Kunst so ins häusliche Leben eingedrungen, auch alle Geräthe des täglichen Lebens und die ganze Umgebung verschönernd, wie damals. In den Donauländern und am Rhein arbeiteten Thonfabriken nach griechischen Mustern, und die Straßen und öffentlichen Plätze römischer Coloniestädte mitten unter barbarischen Völkern waren mit Nachbildungen griechischer Kunstwerke geschmückt, deren Originale vielleicht irgend einen Platz oder Palast Roms zierten.

Ueberhaupt verallgemeinert sich jetzt die Bildung. Zahlreiche Schulen vermitteln weiten Kreisen das Wissen, was bisher nur wenigen zugänglich gewesen war. Die Billigkeit der Bücher, leicht zugängliche öffentliche Bibliotheken dienen demselben Zwecke. In Rom hatte schon Cäsar den Plan verfolgt, eine Bibliothek anzulegen. Asinius Pollio führte ihn aus. In dem Tempel der Libertas gründete er die erste öffentliche Bibliothek Roms. Augustus gründete noch zwei andere, denen später noch eine ganze Anzahl hinzugefügt wurde. Das Wissen bekommt jetzt etwas Encyclopädisches; ein Gebildeter dieser Zeit muß überall Bescheid wissen. Alle Zweige der Wissenschaft werden bearbeitet, Grammatik, Alterthümer, Landbau und Kriegswissenschaft. Charakteristisch ist die besonders eifrige Pflege, die jetzt der Universalgeschichte zu Theil wird und die Vorliebe für Geographie. Der Blick ist eben weiter geworden, und während der

alte Grieche und Römer nur für sein Volk und Land Interesse hat, hat der Römer der Kaiserzeit für alles Interesse, für fremde Völker und Länder, für die Pflanzen und Thiere ferner Zonen. In Rom werden unbekannte Thiere und andere Merkwürdigkeiten ferner Länder unter großem Zulauf zur Schau gestellt. Selbst die Kaiser sorgen dafür. Man macht glückliche Versuche mit Acclimatisirung ausländischer Pflanzen und Thiere. Auch die Naturprodukte der verschiedenen Länder werden ausgetauscht. Obstarten aus südlicheren Gegenden werden nach Rom und noch weiter nach dem Norden verpflanzt. So erhielt Gallien den Oel- und Weinbau. Reisen wird jetzt Modesache. Wer nicht Griechenland gesehen und den Orient besucht hatte, wer nicht in Athen gewesen war und in Alexandrien, zählte kaum zu den Gebildeten, und so gut wir heute unsere Reisehandbücher haben für Italien und die Schweiz, so gut hatte auch der römische Tourist sein Reisehandbuch, in dem auf allerlei Sehenswürdigkeiten hingewiesen war, in dem die Tempel, die Statuen, die Gemälde, die Alterthümer verzeichnet standen, die besonderes Interesse einflößten. Auch in der Romanliteratur, deren Aufkommen an sich schon ein Zeichen des veränderten Geistes ist, spiegelt sich die Vorliebe für Reisen wieder. Sie behandelt besonders gern das Gebiet der erdichteten Reisen, und „die unglaublichen Dinge jenseits Thule" oder Aehnliches wird mit Eifer gelesen.

Man hat darüber gestritten, ob diese ganze Entwicklung als Verfall zu betrachten sei oder als Fortschritt. Der Streit ist unnöthig. Gewiß ist die Zeit, verglichen mit der Blüthezeit Griechenlands und Roms, eine Zeit des Verfalls. Produktiv wie früher ist sie nicht mehr. Die Empfindung und Reflection ist stärker als die Energie des Wollens. Eigentlich Neues schafft die Zeit nicht. Aber muß denn nicht die Blüthe abfallen, wenn die Frucht reifen soll? Das in der Kaiserzeit sich vollziehende

Ineinanderfließen der Nationen wie der philosophischen Systeme und Kunststile ist zwar, wenn man will, Verfall und doch auch wieder der früheren Abgeschlossenheit gegenüber eine gesunde Frucht der gegenseitigen Berührung. Das Weiterwerden des Blicks, des Gedankenkreises, des Interesses über die antike Enge hinaus ist freilich nicht mehr ächt antikes Leben, und weder ein Sophocles noch ein Phidias, weder ein Pericles noch ein Scipio hätte damals aufstehen können, und doch wer will es leugnen, daß diese Erweiterung des Wissens, diese Verallgemeinerung der Kunst auch ein Fortschritt ist. Ist denn die Wissenschaft und die Kunst nicht dazu da, daß möglichst Viele ihre Frucht genießen? Am wenigsten läßt sich leugnen, daß dieser ganze sich jetzt herausbildende Universalismus eine Vorstufe der neuen christlichen Zeit ist. Das Alterthum geht über sich selbst hinaus und streckt der neuen Zeit die Hände entgegen. Selbst in einer Strömung aus der antiken Enge des Lebens in die universalistische Weite begriffen, wurde die alte Welt fähig den Universalismus des Christenthums aufzunehmen. An den Felsmassen der ungebrochenen Nationalitäten einer früheren Zeit hätte der Gedanke einer nicht nationalen Religion, Einer Religion für alle Völker abprallen müssen. Jetzt da die alten Nationalitäten zertrümmert sind, kann der Gedanke eines alle Völker umfassenden Gottesreiches Wurzel schlagen, und was dem alten Griechen und Römer ganz unfaßbar gewesen wäre, die Idee einer Universalkirche, ist dem Römer der Kaiserzeit, wenn auch noch fremd, doch unfaßbar nicht mehr, nachdem er im Kaiserreich ein Universalreich vor Augen hat.

Freilich mehr als Vorbereitung ist das Alles auch nicht. Den christlichen Universalismus aus sich selbst zu erzeugen, war die alte Welt nicht fähig. Was aus dem großen Zerreibungsprocesse, der sich in dem weiten Gefäße des römischen Reichs vollzieht, hervorgeht, ist doch nur Uniformität, nicht wahre

Einheit. Die wahre Einheit setzt Mannigfaltigkeit voraus, ist die Zusammenfassung des Mannigfaltigen in seiner Gliederung unter ein Höheres. Hier stoßen wir auf die Schranke, die der alten Welt unübersteiglich ist. Es fehlt ihr der Gedanke der Menschheit, und weil sie das Ganze nicht kennt, kann sie auch die Theile nicht richtig als Glieder des Ganzen würdigen. Die Einheit des Menschengeschlechts und die Gliederung des ganzen Geschlechts in Völker, die großen Wahrheiten, die Paulus im Mittelpunkte der alten Weisheit, in Athen predigt, sind ihr verborgen. Deßhalb wird die Bedeutung des Volksthums nicht richtig erkannt. Zuerst wird sie überspannt; es gibt nur nationales Leben, nichts darüber hinaus. Dann wird sie unterschätzt; im römischen Reiche kommen die Nationalitäten zu gar keinem Rechte mehr, sie gehen in dem Ganzen völlig unter. Was herauskommt ist nicht ein lebendiger Universalismus, sondern ein schattenhafter nur, ein abstracter Kosmopolitismus, der die Bedeutung des Volksthums als eines gliedlichen Organismus nicht zu würdigen weiß.

Der letzte Grund liegt noch tiefer. Es fehlt die religiöse Einheit. Was heute die Culturvölker bei aller Verschiedenheit doch zu einer Einheit zusammenhält, ist im tiefsten Grunde das ihnen allen gemeinsame Christenthum. Würde das weggenommen, so müßte die Culturentwicklung unaufhaltsam Schritt um Schritt auseinandergehen, und die Völker würden wieder wie die antiken Nationalitäten sich feindlich gegenübertreten, es sei denn, daß Einem von ihnen die Macht gegeben würde, sie in ein Reich zusammen zu zwingen. Das wird man heute von manchen Seiten nicht zugeben. Man beruft sich auf die vervielfältigte Communication und die dadurch bedingte Annäherung der Völker, man legt Gewicht auf die gemeinsame Cultur, ganz abgesehen vom religiösen Leben — als ob äußere Verbindung an sich schon Gemeinschaft des Lebens schaffen könnte! als ob nicht der

Kern dieser ganzen gemeinsamen Bildung das Christliche wäre! Der Gedanke Einer Menschheit, die sich in Völker gliedert, ist nur möglich im Glauben an Einen Gott und Einen Erlöser. So lange der Polytheismus herrscht, so lange auch die Religion lediglich national ist, so lange zersplittert sich die Eine Menschheit in eine Vielheit gegen einander starr abgeschlossener Nationalitäten. Selbst der Universalismus des römischen Reichs war nur möglich, weil bereits in der religiösen Entwicklung noch innerhalb des Heidenthums eine monotheistische Strömung begonnen hatte, eine Strömung, die freilich auch nicht über einen schattenhaften Monotheismus hinauskommen konnte. Die abstracte pantheistische Gottheit, die das Ergebniß dieser Strömung ist, entspricht ganz dem abstracten, auch pantheistisch gefärbten, Kosmopolitismus, der an die Stelle des früheren kräftigen Nationalbewußtseins tritt. Erst als statt der todten Gottheit der lebendige Gott, der Schöpfer Himmels und der Erden, der Vater unsers Herrn Jesu Christi gepredigt wurde, erst da konnte die Menschheit den Schritt über diesen abstracten Kosmopolitismus hinaus thun zum wahren Universalismus, der die nachchristliche Zeit beherrscht.

Das führt uns von selbst auf die religiösen Zustände der Kaiserzeit.

2. Verfall der Religion.

Als Paulus durch Athen gegangen ist, mit aufmerksamen Augen das Leben und besonders, was ihm am nächsten lag, das gottesdienstliche Leben der berühmten Stadt beobachtend, faßte er den Eindruck, den er davon gehabt, nachher zu Eingang seiner Rede in das Wort zusammen, welches Luther nicht ganz genau mit „allzu abergläubig“ wiedergibt, während man es wohl richtiger „allzu götterfürchtig“ oder „gottheitsfürchtig“ übersetzen

würde. Denselben Eindruck muß ein Ueberblick über das religiöse Leben des römischen Weltreichs hervorrufen. Welch eine Fülle von Göttern und Göttinnen, denen die Völker dienen, wie zahllos sind die Tempel und heiligen Stätten, mit allem Reichthum und herrlicher Kunst geschmückt, wie unendlich mannigfaltig die Gottesdienste und Cultushandlungen! In der That, kein Vorwurf würde weniger zutreffen, als wenn man der alten Welt nachsagen wollte, sie sei irreligiös gewesen. Im Gegentheil mußten die Christen den Heiden als irreligiös erscheinen, und es ist ihnen der Vorwurf auch oft genug gemacht, weil in ihrem Leben die bei den Heiden üblichen, täglich und stündlich wiederkehrenden, auf Schritt und Tritt das Leben begleitenden Cultushandlungen fehlten. Die ganze Welt ist voll von Göttern. Ihre Tempel erheben sich aller Orten, große und prächtige Gebäude und kleine Kapellchen, in Städten und Dörfern, in Feld und Wald, am Rande der Wüste und auf der Paßhöhe des großen St. Bernhard, wo ein Jupiterstempel den bis dahin gelangten Reisenden auffordert, sein Dankgebet zu thun und seine Gelübde für eine glückliche Heimkehr. Oder es sind wenigstens heilige Bäume, Steine und Felsen, die von heidnischer Frömmigkeit mit Kränzen und Bändern geschmückt werden, und an denen Keiner vorübergeht ohne irgend ein Zeichen der Verehrung. Das ganze Leben ist von Religion durchzogen.

Der Staat ist auf Religion gegründet. Man weiß es recht wohl, daß etwas vorhanden sein muß, was die Gewissen bindet und die Menschen zum Gehorsam gegen die Gesetze innerlich willig macht. Das ist der Glaube an die Götter, an die Vorsehung, an die vergeltende Gerechtigkeit. „Es mag eher," sagt Plutarch, „eine Stadt ohne Haus und Boden bestehen, als ein Staat ohne den Glauben an die Götter. Dieser ist das Bindemittel der Gemeinschaft, die Stütze aller Gesetzgebung." Polybius rühmt besonders an den Römern ihre Frömmigkeit.

„Bei ihnen," sagt er, „steht um des Eides willen die Verwaltung öffentlicher Gelder sicherer als anderswo durch die ausgedehnteste Controle." Bei jeder bedeutenden Staatshandlung wurden die Götter gefragt, niemals fehlten Opfer und Gottesdienst, jede Volksversammlung wurde mit Gebet eröffnet. Noch zu den Zeiten der ausgehenden Republik war es der Aufblick zu den väterlichen Göttern, der das Heer begeisterte. Als vor einer Schlacht Pompejus zu den Soldaten von der Kriegskunst redete, blieben diese kalt, als Cato aber an die dii patrii erinnerte (freilich ohne selbst daran zu glauben), da entflammte er das ganze Heer und die Schlacht war siegreich. Und wie der ganze Staat, so hatte auch jedes bürgerliche Gemeinwesen, jede Stadt, jeder Kreis von Städten seine besonderen Culte, gutfundirte Stiftungen, reiche und vornehme Priestercollegien, besondere Festtage und Opfer. Jede Provinz, jede Stadt, jedes Dorf verehrte in Localculten eine schützende Gottheit, und überall waren die Culte mit der bürgerlichen Verfassung des Gemeinwesens auf's engste verflochten und von Localpatriotismus getragen.

Ebenso ist das ganze häusliche und Familienleben religiös gefärbt. Jeder Abschnitt des Lebens, jedes bedeutsame Ereigniß wird gottesdienstlich gefeiert. Mag von den zahlreichen Gottheiten, die als dem häuslichen Leben vorstehend genannt werden, auch manche mehr nur den Gelehrten bekannt, im Bewußtsein des Volks kaum noch gelebt haben, ihre bloßen Namen liefern für das Obige schon den Beweis. Da ist die Göttin Lucina, die des Kindes Geburt überwacht; Candelifera, der bei der Geburt Lichter angezündet werden; Rumina, die auf das Säugen achtet; Nundina, die man bei der Namengebung am neunten Tage anruft; Potina und Eduka, die das Kind an Speise und Trank gewöhnen. Der Statina ist der Tag heilig, an dem das Kind zuerst auf den Boden tritt; Abeona lehrt es gehen; Farinus lehrt es stammeln, Locutinus reden; Cunina wendet von

dem in der Wiege liegenden bösen Zauber ab. Da ist ein Thürengott (Forculus), ein Schwellengott (Limentinus), eine Angelgöttin (Cardea). Da ist ein Gott für die Blinden (Caeculus), eine Göttin für die Kinderlosen (Orbana). „Haben doch," ruft Tertullian aus, „selbst die Bordelle und Garküchen und Gefängnisse ihre Götter." Jedes häusliche Fest war zugleich Gottesdienst, jeder Stand hatte seine Götter, die er anrief und von denen er Hülfe und Schutz für seine Arbeit erwartete. Aus der Nische eines Balkens sieht Epona, die Pferdegöttin, auf den Stall herab; auf dem Schiffe steht das Bild Neptuns; die Kaufleute beten zu Merkur um glückliche Handelsgeschäfte, die Landleute zu Ceres um gesegnete Ernte.

Dieses ganze reiche religiöse Leben der alten Welt macht zunächst den Eindruck der größten Mannigfaltigkeit. Welche Verschiedenheit, je nachdem wir es an den Ufern des Nil oder Orontes, in den griechischen Städten oder auf dem römischen Capitol beobachten. Zu wie ganz verschiedenen Göttern ruft der Aegypter und Syrer, der Grieche und Römer.

Der Orient zieht die Gottheit herab in die Natur. Es ist ein materialistischer Zug, der durch die Culte Aegyptens und Vorderasiens geht, darum finden sie auch in der materialistischen Kaiserzeit so viele Anhänger. Das geschlechtliche Leben, Zeugung und Tod ist in das Leben der Gottheit aufgenommen, und der Dienst dieser ungestalteten Götter ist daher auf der einen Seite trübe und ernst, finster und grausam wie sie selbst, auf der andern Seite voll berauschender Lust. Moloch hat seine Freude an den Jammertönen der ihm zu Ehren verbrannten Kinder, während in Melytta's Tempel Buhldirnen zur Unzucht locken, und die Jungfrau der Göttin ihre Keuschheit opfert. Der Osirismythus in Aegypten, der Adonismythus in Syrien spiegeln die Gedanken des Sterbens und des Auferstehens wieder, welche diese Religionen beherrschen. Adonis ist auf der Jagd

von einem Eber getödtet. Die rasch welkenden Adonisgärtchen, die man an seinem Feste pflanzt, sind ein Symbol seines Schicksals. Neben der Bahre, auf der das Bild des Adonis mit der offenen, blutenden Wunde liegt, begeht man einen Cultus der Todtentrauer mit den Ausdrücken des rasendsten Schmerzes. Da klagen die Weiber: Weh, Herr! hin ist seine Herrlichkeit! zerraufen sich das Haar und zerschneiden sich die Brüste. Sieben Tage währt die Trauer; dann erhebt sich der Ruf: Adonis lebt! Adonis ist aufgefahren! und an die Stelle der Trauer treten die ausgelassensten Freudenfeste.

Die Griechen gehen den umgekehrten Weg, sie idealisiren die Natur. Wie im Orient ein materialistischer Zug, so beherrscht in Griechenland ein idealistischer Zug den Cultus. Der heilige Gott ist auch ihnen verborgen, an die Stelle der Heiligkeit tritt als das Höchste die Schönheit. Nicht als ungestaltete Wesen, wie der Orientale, als Menschenbilder von vollendeter Schönheit verehrt der Grieche seine Götter. Heiter und licht ist ihr Cult. Es fehlt der Ernst, der die orientalischen Gottesdienste erfüllt, die bei aller Verzerrung doch tiefer gehen und unbewußte Ahnungen des Gottes enthalten, der wirklich in Geburt und Tod herabsteigt uns zu erlösen, aber es fehlt auch das grob Materialistische, das Grausame und Unzüchtige, das uns in den Tempeln Asiens beleidigt. Dem Griechen dämmert die Ahnung einer sittlichen Weltordnung auf. Ist Baal im Grunde nur die Leben schaffende und dann das geschaffene Leben selbst wieder versengende und tödtende Sonne, so ist Zeus auch der Hüter des Rechts. Stellt sich in Aschera nur der sinnliche Naturtrieb dar, so ist Here die Hüterin der Ehe und des häuslichen Lebens. Alles ist hier reiner, denn die japhetidischen Völker haben vor den früh gesunkenen Hamiten die Keuschheit voraus. Am frühesten vergeuden die Griechen dieses ihr schönstes Erbe und die Folge davon ist, daß nun bei ihnen das gerade

Gegentheil des orientalischen Ernstes zu Tage kommt, die leichtfertige Frivolität. Seinen vermenschlichten Göttern dichtet der Grieche in seiner reich ausgestatteten Mythologie auch menschliche Fehler und Laster an, und der Olymp mit seinen Festgelagen und Kämpfen, mit List und Gewalt, mit Liebesintriguen und ehrgeizigem Streben ist nur ein Abbild des griechischen Volkslebens selbst. Während der Orientale unter der Macht seiner Götter steht, weiß sich der Grieche als Herr seiner Götter. Er hat ja die Götter selbst geschaffen; ihre Bilder sind das Produkt seiner Künstler, ihre Legenden das Produkt seiner Dichter. Griechenland ist auch das Land, von dem der Unglaube ausgeht, und als die Griechen und die von ihnen angesteckten Römer nicht mehr an die Olympier glauben, werden die Ungestalten der orientalischen Gottheiten wieder mächtiger; eben weil an sie noch geglaubt wird, gewinnen sie eine wunderbare Anziehungskraft für die, welche den Glauben an Zeus und Here, an Jupiter und Juno verloren haben.

Noch anders gestaltet und entwickelt sich das religiöse Leben Roms. In Rom ist der Staat Alles, deßhalb auch die Religion in einem Maße Staatsreligion, wie es sonst nie eine Religion gewesen ist. In Rom wird im Grunde der Staat selbst, Rom selbst als höchste Gottheit verehrt. Repräsentirt wird der Staat in den Zeiten der Republik durch den Capitolinischen Jupiter. Zu seinem Tempel ziehen die Triumphatoren hinauf und bringen ihm das Dankopfer. Als aber an die Stelle der Republik die Alleinherrschaft, das Cäsarenthum getreten ist, werden die Kaiser die Repräsentanten des Staats und treten so gewissermaßen auch an die Stelle des Capitolinischen Gottes. In ganz folgerichtiger Entwicklung werden die Kaiser selbst zu Göttern, und der officielle Cult der Kaisergötter die eigentliche Staatsreligion. Das antike Heidenthum gipfelt in Menschenvergötterung.

Aber so mannigfaltig, so bunt und reich das Heidenthum

in der alten Welt sich auch ausgebildet hat, im tiefsten Grunde ist es doch überall dasselbe. „Sie haben geehrt und gedient, dem Geschöpf mehr als dem Schöpfer,“ das ist sein in allen Gestalten gleiches innerstes Wesen. Eben weil sie im innersten Wesen alle verwandt sind, so können denn auch diese verschiedenartigen Gestalten sich untereinander vermischen, in einander übergehen, sich zu neuen Gestalten combiniren. Während der Monotheist alle andern Götter neben dem Einen nur als verwerfliche Götzen ansehen kann, ist der Polytheist bereit, überall Götter anzuerkennen, wenn sie auch nicht seine Götter sind, ja er hat eine Neigung, überall seine Götter auch in der fremdartigsten Verhüllung wieder zu finden, seine Götter in die fremden Götter hineinzudenken. Der Römer überzeugt sich leicht, daß die Olympischen Götter eigentlich seine Götter sind. Zeus ist derselbe wie Jupiter, Here ist Juno, ja selbst die wunderlichen Götter des Orients sind ihm keine fremden, auch in ihnen sucht und findet er seine heimischen Götter wieder. Leicht fließen ihm auch die Göttergestalten in einander. Die Symbole wie die Namen der Einen werden auf die Andern übertragen. Es entsteht eine Göttermischung, die zuletzt zu einer Allgottheit führt. Ein abstracter Monotheismus schwebt mehr oder minder deutlich über dem Polytheismus. Wie die Mischung der Nationen einen abstracten Universalismus hervorbringt, die Vorstufe des christlichen Universalismus, so die Mischung der Religionen einen abstracten Monotheismus, die Vorstufe des christlichen Monotheismus.

Auch da zeigt sich Roms Bedeutung als des sammelnden. Römische Staatsmaxime war es, gegen alle Religionen Toleranz zu üben. Bei Eroberung einer Provinz oder Stadt wurden die Götter derselben mit einer feierlichen Formel abgerufen und eingeladen, ihren Sitz in Rom zu nehmen. „Wenn es einen Gott gibt oder eine Göttin, welche dies Volk oder die Stadt N. N. unter ihren Schutz genommen hat: Gottheit, welche du auch seist,

ich bitte dich, ich beschwöre dich, zu verlassen das Volk und die Stadt, auszuziehen aus der Stadt und den Tempeln und nach Rom zu kommen zu mir und den Meinen, daß unsere Stadt, unsere Tempel und Opfer dir angenehm sein mögen. Wenn du das thust, gelobe ich deiner Gottheit Tempel und Geschenke." Die Götter wurden nicht mit gefangen genommen, und während das ganze eroberte Volk und Land als zur freien Verfügung des Eroberers stehend angesehen wurde, erkannte Rom seine Götter an. Die Athener behielten ihre Athene, die Syrer ihre syrische Göttin, die Juden ihren Jehovah. So straff Rom centralisirte, auf dem religiösen Gebiete bewahrten die Städte ihre Besonderheiten, ihre pontifices und flamines, ihre Localculte und Stiftungen, die ihrem Zwecke nicht leicht entfremdet werden konnten.

Lag es so den Römern fern, den unterjochten Völkern ihre Religion zu nehmen, so trugen sie doch auch ihre Götter in die Provinzen. Die Heere, die Verwaltungsbeamten, die Colonen brachten den Capitolinischen Jupiter, brachten die ceremoniae Romanae mit, und forderten für diese so gut Anerkennung, wie sie ihrerseits die localen Gottheiten anerkannten. Dieses um so mehr, als die officielle römische Religion jetzt in der göttlichen Verehrung der Kaiser gipfelte. Aus der Verehrung des Divus Augustus und der übrigen Divi bildet sich eine allgemeine Staatsreligion, die von tiefergehender Bedeutung gewesen ist, als man gewöhnlich annimmt. Im Zusammenhange mit der fortschreitenden Romanisirung hat sie in der westlichen Hälfte des Reichs die alten Culte fast ganz überwuchert und ist auch im Osten nicht ohne Einfluß geblieben. In den Hauptstädten Spaniens und Galliens erhoben sich prächtige Tempel, welche die Städte gemeinsam dem Divus Augustus und den andern Kaisergöttern errichtet hatten. Hier wurden auf gemeinsame Kosten zu bestimmten Zeiten feierliche Opfer ge-

bracht, bei denen die einzelnen Gemeinden durch Gesandte vertreten waren, und an die sich glänzende Spiele anschlossen. Erhielten sich daneben auch die alten Götter mit ihren Tempeln und Priestern, so traten sie doch, je mehr die Provinzialen sich als Römer fühlten, hinter diesen neuen glänzenden Cult stark zurück. So ist z. B. in Spanien die Zahl der auf Inschriften vorkommenden Götterpriester gegen die der Kaiserpriester verschwindend klein, und auch in Afrika sieht man, daß die Letzteren die Ersteren an Ansehen weit überragen. In den italischen Städten sind es besonders die Freigelassenen, die in eifriger Anhänglichkeit an das Kaiserhaus diesen Cult pflegen. Für sie ist die Priesterwürde an dem Kaisertempel, die Würde der Augustodalen und Claudialen das höchste Ziel des Ehrgeizes und das Mittel, überhaupt in der socialen Stellung aufzusteigen. Auch im Osten bildet der Kaisercult für die Städte neue Einigungspunkte. Die Metropolen verdanken ihr Emporkommen über alle Nebenbuhlerinnen nicht selten der Ehre eines diesem Cult gewidmeten Tempels, und die Eitelkeit der Provinzialen scheute auch die großen mit der Priesterwürde verbundenen Ausgaben nicht. Selbst an den alten Cultusstätten Griechenlands erhoben sich die Kaiserbilder. In Delphi hatten sie die alten Götter stark bei Seite geschoben; in Elis, in Korinth, in Sparta standen Kaisertempel, und sogar im Tempel des Olympischen Zeus fand sich neben der berühmten Statue des Gottes das Bild des Kaisers. So tolerant man sonst war, hier war man rücksichtslos. Dem Kaisergott den Dienst versagen erschien als directer Angriff auf den Staat selbst. Wie rücksichtsvoll hatte man sonst die Juden in ihrer religiösen Eigenthümlichkeit geschont. Mußten doch die Legionen, wenn sie Jerusalem betraten, ihre Feldzeichen zurücklassen, damit es nicht scheine, als brächten sie Götzenbilder in die heilige Stadt. Aber der Kaisercult wurde auch von ihnen gefordert. In Alexandrien kam es zu einem blutigen Aufstande,

als in einer dortigen Synagoge das Bild des Kaisers aufgerichtet werden sollte; und der Befehl Caligula's, seine Statue auch im Tempel zu Jerusalem aufzustellen, hätte ohne Zweifel großes Unheil angerichtet, wäre nicht die Ermordung des Kaisers dazwischen getreten. Hatten die Völker alle im Kaiser Einen Herrn gefunden, so sollten sie auch alle im Kaiser Einen Gott haben. Wie der Kaisercult in gewissem Sinne die einigende Spitze der ganzen religiösen Entwicklung des Heidenthums bildet, so liegt hier auch der Punkt, wo das aufwachsende Christenthum mit dem Heidenthum am schärfsten zusammenstoßen mußte. Daß die Christen diesen und jenen andern Gott nicht anbeteten, das konnte man tragen, beteten doch auch die Heiden verschiedene Götter an; daß sie sich aber weigerten, dem Kaiser die schuldige göttliche Ehre zu geben, das konnte man nicht tragen. Nicht an der Unterlassung sonstiger heidnischer Cultushandlungen, sondern daran, daß sie es ablehnen, dem Kaiser Weihrauch zu streuen, entscheidet sich das Schicksal der meisten Märtyrer.

Brachten so die Römer ihre Götter in die Provinzen, so brachten umgekehrt auch die Provinzen ihre Götter nach Rom. In Rom, sagt Tacitus einmal, strömt von allen Seiten her alles Nichtswürdige und Schmähliche zusammen und wird dort verehrt. In der Welthauptstadt sammeln sich die Götter des Erdkreises, und mochte sich anfangs der ächt römische Geist, wie er aus Tacitus spricht, noch so streng abweisend gegen die Fremdculte verhalten, mochten noch so viel Verordnungen erlassen werden, sie zu verdrängen oder doch einzuschränken, unaufhaltsam vollzieht sich in der Kaiserzeit die schon zu den Zeiten der sinkenden Republik beginnende Göttermischung, die mehr als alles Andere die Zeit des untergehenden Heidenthums charakterisirt. Wie alle Nationalitäten sich auflösen und in eine Masse zusammenschmelzen, so lösen sich auch die Religionen auf. An die Stelle der Nationalreligionen tritt ein religiöses Chaos sonder

Gleichen in der Geschichte, damit auch aus diesem Chaos eine neue Welt geschaffen werde.

Dieser ganze Proceß hat zur Voraussetzung, daß der heidnische Glaube schon im Verfall war. Hätte er noch in jugendlich frischer Kraft dagestanden, so wäre eine solche Bewegung, ein solches Hin- und Herfluthen nicht möglich gewesen. Jedoch, wie weit dieser Verfall zur Zeit, als das Christenthum auftrat, schon fortgeschritten war, ist schwer zu sagen. Den allgemeinen Glaubensstand einer Zeit zu messen, ist schon dann eine der schwierigsten Aufgaben, wenn uns aus der Zeit ein reichhaltiges Material zu Gebote steht, um wie viel schwieriger noch, wenn wir nur Bruchstücke ihrer Literatur und einzelne mehr zufällige Ueberbleibsel, Inschriften und dergleichen besitzen. Im Allgemeinen habe ich den Eindruck, als wäre der Verfall im ersten Jahrhundert noch nicht so weit fortgeschritten, wie man gewöhnlich annimmt. Die Literatur der Zeit, die allerdings einen stark ungläubigen und aufklärerischen Charakter trägt, ist kein sicherer Maßstab, da im Volke noch mehr Glaube vorhanden sein kann, als die immer nur aus einer Schicht des Volkes hervorgegangene Literatur zeigt, während man bei Heranziehung der Inschriften und ähnlicher Denkmäler immer beachten muß, daß in öffentlichen Documenten nach hergebrachter Sitte ein Glaube oft noch bekannt wird, der in Wirklichkeit gar nicht mehr vorhanden ist. Man muß beide Arten von Quellen mit einander vereinigen, um einen richtigen Einblick in den damaligen Bestand des heidnischen Glaubenslebens zu gewinnen.

Gewiß würde man irren, wollte man sich den heidnischen Cult damals schon äußerlich in offenbarem Verfall denken. Im Gegentheil, äußerlich war noch kein Zeichen des Verfalls wahrnehmbar. Die Tempel standen noch in voller Pracht, von Tausenden besucht. Feste und Opfer wurden mit großem Prunk gefeiert, von Bittenden und Hülfesuchenden wurden die Altäre

nicht leer. Die Orakel waren noch im Gange, und hatten sie auch ihre politische Bedeutung verloren, so gab die Pythia in Delphi und zahlreiche andere Orakel fragenden Privatpersonen noch immer Antwort. Wie groß die Zahl der Opfer war, mag man daraus entnehmen, daß beim Regierungsantritt des Kaisers Caligula allein in Rom in drei Monaten 100,000 Opferthiere geschlachtet wurden. Unzählige Inschriften beweisen genugsam, daß sich noch immer Gläubige fanden, die den Tempeln und Priestern reiche Gaben zuwandten. Da schenkt ein Offizier 100,000 Sesterzien (7250 Thlr.), um einen neuen Processionswagen der Göttin zu erbauen; da schenkt Jemand dem Vater Liber ein goldenes Halsband, 3 Unzen schwer, oder ein Anderer eine silberne Statue der Felicitas. Erwägt man, wie verhältnißmäßig wenig von solchen Weihe-Inschriften auf uns gekommen ist, so kann man aus dem Wenigen auf die ungeheure Menge von Schenkungen, Bauten, Stiftungen, Vermächtnissen zu Cultuszwecken schließen, die noch täglich vorkamen.

Ausgelebt hatte sich das Heidenthum noch lange nicht. Manches ist es, was ihm noch auf Jahrhunderte ein zähes Leben sicherte. Zuerst die Verbindung mit dem Staatsleben. Ueberall war die Religion mit den Einrichtungen des römischen Staatslebens innig verflochten; auf ihr ruhte die äußere Sittlichkeit, und selbst die Aufgeklärten, die persönlich nicht mehr an die Götter glaubten, sondern nur die Natur anerkannten, mußten römisch fromm sein, wenn es sich um die ganze Masse von althergebrachten Bräuchen, um die Heiligthümer der Nation, um das Feuer der Vesta, um Haruspicien und Vogelschau handelte, wenn eine Gedächtnißfeier der Todten begangen wurde oder wenn sie als Beamte Opferhandlungen beiwohnen, diese wohl gar selbst leiten mußten. Augustus richtete mit vollem Bewußtsein sein Augenmerk auf die Belebung der Staatskirche, und die Kaiser aus dem Julischen Hause hielten an der Maxime fest, sie durch Ge-

setze und eigenes Beispiel zu befestigen. Die Kaiser selbst vollzogen feierliche Lustrationen der Stadt; bei besondern Ereignissen z. B. unter Nero nach der Pisonischen Verschwörung, wurden die Götter mit reichlichen Spenden bedacht. Auch die Kreise der römischen Aristokratie machten, mochten sie innerlich dem Cultus auch längst entfremdet sein und im Stillen darüber lächeln, keine Opposition, sondern legten officiell Werth darauf, ihr Römerthum durch Festhalten an der Staatsreligion zu beweisen. Hatten sie doch an deren Aufrechterhaltung auch persönlich ein Interesse, und nicht bloß deßhalb, weil sie als Mitglieder in den zahlreichen höheren Priestercollegien saßen. Daß die Masse des Volks an den bestehenden Culten festhielt, ist schon nach dem in diesem Stücke immer conservativen Sinne der Menge nicht zu bezweifeln. Wie in Rom so war auch überall in den Städten das religiöse Leben mit der Municipalverfassung aufs engste verflochten. Im Osten bestanden eine Menge von Städteverbindungen (das Koinon), die ganz auf religiöser Grundlage ruhten und gemeinsame religiöse Feste zum Inhalte hatten. Natürlich hatten die Machthaber auch hier ein von ihnen wohl erkanntes Interesse, das Bestehende zu conserviren. So wenig kann nach dieser Seite hin von einem Verfall die Rede sein, daß sich vielmehr in der ersten Kaiserzeit deutlich ein Aufschwung wahrnehmen läßt, und, ein sicheres Zeichen, daß noch Leben vorhanden war, sogar Neubildungen vorkommen. Als die Versorgung der Stadt Rom mit Getreide eine so viel größere Bedeutung gegen frühere Zeiten gewann, schuf der bei den Römern vorhandene Trieb, jedem Zweige des Lebens eine besondere Gottheit als Versorgerin zu geben, die neue Göttin Annona, die Getreideversorgerin. Ja auch der Kaisercult ist so betrachtet eine Neubildung oder wenigstens eine Anpassung der Staatsreligion an die neue monarchische Staatsverfassung, und die vorhin besprochene Lebhaftigkeit dieses Cults ist auch ein Zeichen,

wie unrecht es sein würde, den heidnischen Cult schon als erstorben anzusehen. So leicht, wie man oft annimmt, ist dem Christenthum sein Sieg nicht gemacht.

Sodann bot Sitte und Brauch des Hauses der alten Religion noch feste Stützen. Ein Mensch macht sich eher vom Glauben als von der Sitte los. Auch wo der Hausvater zu den Fortgeschrittenen gehörte, fehlten gewiß die bräuchlichen Cultushandlungen bei Verlobung und Ehe, bei Geburt und Tod nicht. Es mag überhaupt auf manchen das Bild zutreffen, das Plutarch einmal von einem Manne zeichnet, der innerlich ihnen entfremdet doch äußerlich noch die religiösen Ceremonien mitmacht. „Aus Furcht vor der Menge heuchelt er Gebete, ohne daß er ein Bedürfniß hat, und spricht Worte aus, die mit seiner Philosophie in Widerspruch stehen. Wenn er opfert, tritt er neben den schlachtenden Priester wie neben einen Koch, und hat er geopfert, so geht er hinweg mit den Worten des Menander: „„Geopfert hab ich den Göttern, die auf mich nicht achten.““

Endlich waren es die unzähligen Localculte, in denen der alte Glaube trotz aller Aufklärung unverändert fortlebte. Die kürzlich aufgefundenen Protokolle eines römischen Localcults, des der Arvalen, lassen uns einen interessanten Blick in die Zähigkeit dieser Culte thun. Unverändert geht dieser Cult durch alle Wandelungen der Stadt und des Staates hindurch bis in die späteren Jahrhunderte. Dieselbe Litanei, der schon die Könige Roms gelauscht, ertönte noch aus dem Munde der Arvalbrüder, als Elagabal der Sonnenpriester aus Syrien auf dem Throne der Cäsaren saß. Noch immer standen in ihren Tempeln die alten ohne Töpferscheiben verfertigten Töpfe, die man gebrauchte, als man noch kein Brod buck, sondern das Korn nur zu Brei zerstampfte. Rom war aus einem Bauerndorfe zur Welthauptstadt geworden, sein Morgen war dahin, sein Mittag auch, sein

Abend dämmerte bereits herauf, und noch immer sangen sie beim Nahen jedes Frühlings in einem Latein, das Keiner mehr verstanden hätte, wäre es in Rom auf der Straße gesprochen, das uralte Lied:

Uns, Lasen, helfet!
Nicht Sterben und Verderben Mars, Mars,
Laß einstürmen auf uns:
Satt sei grauser Mars.

Und so war es überall. Vom Orient gar nicht zu reden, dessen durch und durch stabiler Charakter sich auch im Cultus bewährt, wie viel uralte Götterbilder, wie viel seit unvordenklichen Zeiten unverändert geübte Culte hatte Griechenland! In Sparta zeigte man noch immer das Bild der Artemis, das der Sage nach Orestes aus dem Taurischen Tempel entführt hatte, und alle Jahre noch fanden sich Jünglinge, die sich vor diesem Bilde blutig geißeln ließen. Wie vor Jahrhunderten üblich, fuhr in Patrae noch immer der Priester in der jährlichen Festprocession auf einem mit Hirschen bespannten Wagen, um auf dem Altare der Göttin lebendige Thiere zu verbrennen, und noch immer sangen in Arcadien die Priesterinnen vor den Altären die alten Zauberlieder, die schon Medea gesungen haben sollte.

Ist aber auch äußerlich wenig oder nichts vom Verfall der alten Religion zu spüren, so liegt doch etwas wie Abenddämmerung über dem Ganzen. Die Zeiten, in denen Pericles die Processionen zum Parthenon hinaufgeleitete, oder die Feldherrn der Republik als Triumphatoren dem Capitolinischen Jupiter das Dankopfer gebracht hatten, sind doch unwiederbringlich dahin. Gewiß hat es auch damals heidnisch fromme Seelen gegeben, die mit einer mystischen Innigkeit die Tempel betraten, Opfer brachten und Gebete sprachen, gewiß waren deren noch viel mehr, auf welche die sinnenberauschende Pracht des Cultus

wenigstens augenblicklichen Eindruck machte: im Ganzen wurde ohne Zweifel der Cult mehr von Gewohnheit als von Glauben getragen, und eine größere Rolle als mystische Innigkeit spielte bei seiner Uebung sicher die ruhige Ueberlegung und kühle Berechnung, die Rücksicht auf die Menge und der Gedanke, daß es ja immer so gewesen. Wenigstens in den höheren Ständen fand sich viel offenbarer Unglaube, der mehr und mehr in die unteren Schichten des Volks herabsickerte und auch hier die Zweifel weit verbreitete, während daneben in steigendem Maße ein Aberglaube aufwucherte, der ebenso sehr wie der offenbare Unglaube davon zeugt, daß die Zeit des naiven Glaubens vorüber ist. Dunkler oder heller wacht das Gefühl auf, daß das Alte nicht mehr genügt. Neue Ideen regen sich, und während die Einen sich von allen Göttern allmählig losmachen, suchen die Andern nach neuen Göttern, um bald genug zu finden, daß die neuen so wenig die tiefsten Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen vermögen wie die alten.

Der Unglaube datirte nicht erst von gestern und ehegestern. In Griechenland hatte längst die Philosophie den Glauben an die alten Götter untergraben, und schon Aristophanes hatte die Olympier auf der Bühne verspottet. Der leichtfertige Grieche lachte des Abends in der Komödie über dieselben Götter, denen er am andern Morgen in ihren Tempeln opferte. Mit der griechischen Bildung und Philosophie war dann der Unglaube zu den Römern gekommen, ganz ähnlich wie im vorigen Jahrhundert die Aufklärung von Frankreich zu uns. Schon Cato und Cäsar bekannten im Senat offen ihren Unglauben, und zahlreiche Zeugnisse in der Literatur der ersten Kaiserzeit beweisen es deutlich genug, daß damals in den Kreisen der Gebildeten die meisten mehr oder minder mit dem alten Glauben innerlich zerfallen waren. Mit glühendem Hasse hatte schon Lucrez jeden Glauben verfolgt, der ihm nichts ist, als ein von der Erde

zum Himmel aufragendes Riesengespenst, dessen schwerer Fuß das Menschengeschlecht schmählich zu Boden trat, während sein Antlitz drohend aus der Höhe herabblickte, bis der kühne Geist Epikurs ihm Trotz bot. Er erschloß die Pforten der Natur, drang weit über die flammenden Mauern des Weltalls ins Gränzenlose und als Ueberwinder brachte er der Menschheit die Erkenntniß der letzten Gründe alles Seins. So hat er den Glauben besiegt und uns durch seinen Sieg in den Himmel erhoben. Man meine nicht durch Annahme dieser Lehre den Weg des Frevels und der Gottlosigkeit zu betreten. Im Gegentheil, grade der Glaube hat oft zu gottlosen und verbrecherischen Thaten geführt. Agamemnon opferte seine eigene Tochter der Diana. „Zu so viel Unheil konnte der Glaube den Antrieb geben!“ Dem Lucrez sind die Götter nichts als Ausgeburten der Furcht, die Vorsehung eine Einbildung; die Welt ist durch Verbindung, Vermengung und Verflechtung der Atome, das Leben durch Urzeugung entstanden. Fast tiefer noch als dieser Fanatismus des Unglaubens berührt uns die Ruhe, mit der Plinius es als sicheres Ergebniß der Wissenschaft hinstellt, daß es keine Götter gibt, denn, sagt er, nur die Natur ist Gott, die Mutter aller Dinge, das heilige unermeßliche Weltall, und mit eisiger Kälte zieht er das trostlose Resultat dieser Weltanschauung: „Es gibt nichts gewisses, als daß nichts gewiß ist, und kein jammervolleres und doch hochmüthigeres Wesen als der Mensch. Das Beste, was dem Menschen bei den vielen Qualen dieses Lebens geschenkt ist, besteht darin, daß er sich selbst den Tod geben kann.“ Stellen wir neben den Fanatiker und den Mann der Wissenschaft den Höfling, den vollendeten Lebemann Petronius, der an Nero's Hofe als Schiedsrichter des feinen Geschmacks galt und durch seine Kunst und Erfindungsgabe im Arrangement von Lustbarkeiten eine Zeit lang die höchste Gunst des Kaisers besaß, so haben wir den Unglauben in drei Typen, die sich ohne

Zweifel oft genug, wenn auch weniger geistreich und glänzend wiederholten. Ein Leben ohne Gott, ein Leben des Glücks und Genusses bis zum äußersten Raffinement, nicht grob materiell, sondern fein gebildet und kunstliebend, doch ohne jeden tiefern Inhalt, das ist es, was sich im Leben und in den Werken des Petronius abspiegelt. Sein Tod ist eines solchen Lebens würdig. In die Pisonische Verschwörung verwickelt, beschließt er, sich selbst den Tod zu geben. Als schon die Adern geöffnet sind und das Blut fließt, unterhält er sich noch mit seinen Freunden, aber nicht über ernste Dinge, über Unsterblichkeit, wie Paetus Thrasea, sondern über frivole Gegenstände. Er läßt sich Gedichte leichtfertigen Inhalts vorlesen und wenn etwas besonders Lustiges vorkommt, läßt er sich die Adern wieder verbinden, um es erst recht auszukosten.

Nicht alle waren so fanatisch wie Lucrez, so ihres Unglaubens gewiß wie Plinius, so frivol wie Petronius. Es begegnen uns auch Männer, die den alten Glauben festzuhalten sich bemühen. Zu ihnen gehört Tacitus, der große Geschichtschreiber, der entschieden der Ueberzeugung lebt, daß die Götter die Weltordnung vollziehen, handelnd in den Gang der Dinge eingreifen und durch Vorzeichen, deren Tacitus so viele erzählt, die Zukunft vorherverkündigen. Dionysius von Halicarnaß, der kurz vor Christi Geburt eine römische Geschichte schrieb, bewundert an Romulus vor Allem, daß er für den Grund des Staatswesens etwas hielt, von dem viele Staatsmänner reden, das aber wenige zu bewirken suchen, das Wohlwollen der Götter, welches, wo es vorhanden ist, Alles den Menschen zum Besten lenkt. Trotzdem daß Viele darüber lachen, hält er daran fest, daß die Götter sich um die Menschen kümmern und erzählt in vollem Glauben einen Fall solcher Fürsorge, wo durch das Eingreifen der Götter die Unschuld einer fälschlich angeklagten Vestalin ans Licht gebracht wird. Besonders Plutarch zeigt sich

durchaus heidnisch gläubig und fromm. Aber gerade bei ihm kann man sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß diese Gläubigkeit mit ihrem forcirten Wesen, ihren fortwährenden Klagen über den Unglauben der Gegenwart und ihrem Zurückblicken auf bessere Zeiten etwas Erkünsteltes hat, während bei Tacitus, wie seine Verachtung des Christenthums und aller Fremdculte zeigt, ohne Zweifel auch politische Motive mitwirkten.

Die Meisten werden damals wie zu allen Zeiten einen Mittelweg gesucht haben. Ohne den Volksglauben ganz zu verwerfen und offen mit ihm zu brechen, reservirt man sich für seine Person die höhere Erkenntniß der Gebildeten. Selbst glaubte man an die Götter nicht mehr, aber daß das Volk daran glaubte, fand man nützlich und conservativen Interessen dienlich. So hütete man sich, offen seinen Unglauben zu bekennen und machte heuchlerisch die Ceremonien mit, während man sich innerlich hoch über all' dem alten überlieferten Kram erhaben dünkte. Der unvernünftige Haufe, meint Strabo, wird mit den Götterfabeln wie die Kinder gelockt. „Denn das ist dem Philosophen unmöglich, den Haufen der Arbeiter und niedrigen Volksklassen zu Verstande zu bringen und sie durch philosophische Lehren zur Frömmigkeit, Gottesfurcht und Gewissenhaftigkeit zu führen. Das muß durch Aberglauben geschehen, und der kann nicht sein ohne Fabeleien und Wundergeschichten. Denn der Donnerkeil, der Dreizack, die Drachen der Götter sind Fabeln wie die ganze alte Götterlehre. Dieß haben die Gründer der Staaten wegen der kindisch Gesinnten als Popanze angenommen.“ „Jenen ganzen Haufen der Götter, welchen in einem langen Zeitraume ein vervielfältigter Aberglaube zusammengebracht hat, werden wir in dem Sinne anbeten,“ sagt Seneca, „daß wir eingedenk bleiben, die Verehrung gehöre mehr zur Sitte als zum Wesen der Sache. Alles dieses wird der Weise beobachten als etwas durch die Gesetze Gebotenes, nicht als

etwas den Göttern Wohlgefälliges.“ In ein förmliches System hat Varro diese Anschauung gebracht, indem er drei Arten der Religion unterscheidet, die mythische für die Dichter, die physische (die Naturreligion) für die Philosophen und die Volksreligion für den großen Haufen. Aehnlich unterschieden die Meisten eine esoterische Erkenntniß der Gebildeten und die exoterische Religion der unwissenden Menge. Sextus Empiricus ist vollendeter Skeptiker. Seine ganze Lehre läuft darauf hinaus, daß man nichts wissen könne, daß alles ungewiß sei, auch das Dasein der Götter, und doch setzt er hinzu: „Der Gewohnheit folgend, nehmen wir an, daß Götter sind und daß sie eine Vorsehung üben, und verehren sie.“ Auch die Epicuräer theilen nicht alle den Haß des Lucrez, sondern stehen meist auf dem Standpunkt der Indifferenz. Sie läugnen nicht die Existenz der Götter an sich, sondern nur, daß sie sich um diese Welt kümmern. So konnte man das Volk ruhig bei seinen Göttern lassen, während der Gebildete ein Recht hatte, sich auch seinerseits um die Götter nicht zu kümmern. Die eigentliche Vermittelungstheologie finden wir aber erst in der stoischen Schule, damals die verbreitetste aller. Sie sucht Glauben und Philosophie mit einander zu versöhnen, indem sie neben dem Einen höchsten Gott, den sie als pantheistischen Allgott denkt, eine große Zahl von Untergöttern annimmt. Das sind die Götter der Volksreligionen. So kann der Stoiker nun diese mit ihren unzähligen Göttern, Opfern, Orakeln und Mirakeln, Vorzeichen und Weihungen gelten lassen, auch wo es sein muß, an ihnen sich betheiligen, und doch daneben seine esoterische Gotteserkenntniß festhalten.

Sehen wir auf die Kreise der Gebildeten, so dürfen wir als Ergebniß wohl dieses hinstellen, daß der Glaube an die Götter der alten Religion verschwunden ist. An die Stelle getreten ist wohl nur bei Einzelnen (wenigstens wagen es nur Einzelne offen auszusprechen) völliger Atheismus und Nihilismus,

bei den meisten ein gewisser Monotheismus. Man denkt sich ein Göttliches über den Göttern, ein göttliches Urwesen, oder man ahnt es wenigstens, ohne es klar zu erkennen, und namentlich ohne es bestimmt von der Welt unterscheiden zu können. Der sich auflösende Polytheismus führt naturgemäß zum Pantheismus. Sind die vielen Götter der Heiden alle Naturgötter, so kann auch der Eine Gott, in den alle die Einzelgestalten der Götter zusammenfließen, nur ein Naturgott sein. Die Natur selbst ist Gott, und was Strabo als seine Ueberzeugung ausspricht, war gewiß die Ueberzeugung Vieler: „Das Eine höchste Wesen ist das, was uns alle umfaßt, was wir Himmel, Welt und die Natur der Dinge nennen.“ Gewiß liegt auch in diesem Monotheismus eine Ahnung des wahren Gottes, ein Sichsehnen und Sichstrecken des Heidenthums nach Höherem, ein Zeugniß der von Natur christlichen Seele, wie Tertullian sagt. Aber der Eine ist doch nur „der unbekannte Gott, dem ihr unwissend Gottesdienst thut.“ Darüber kommen die Heiden nicht hinaus. Der Monotheismus, bei dem man zuletzt ankommt, bleibt abstract, unlebendig. Der Gott, den man über den Göttern ahnt, ist kein Gott, der mit den Menschen geredet hat, und den man nennen und anrufen kann. Deßhalb erweist sich diese Ueberzeugung, so weit sie auch in den Kreisen der Gebildeten verbreitet ist, doch im Grunde als machtlos. Einfluß auf die öffentliche Ueberzeugung und Sitte gewinnt sie nicht. Die Gebildeten, welche diese Ueberzeugung theilten, kamen dadurch nicht zu einem Gottesdienst höherer Art, sondern blieben beständig in der Schwebe zwischen dieser ihrer eigenen besseren Ueberzeugung und einer heuchlerischen (anders kann man es doch nicht nennen) Theilnahme an den officiellen Culten. Gar das Volk, den großen Haufen, zur besseren Erkenntniß zu bringen, daran dachte Keiner, das achtete man im Stolz seiner esoterischen Weisheit geradezu für unmöglich. So weit diese Weisheit trotz-

dem auf das Volk einwirkte, konnte sie deßhalb nur zerstörend wirken.

Die Linie scharf zu ziehen, bis zu der hin das wirklich der Fall war, ist nicht möglich. Zwar lassen sich aus den Schriftstellern der Zeit eine Reihe von Stellen anführen, nach denen man annehmen sollte, daß eigentlich kein Mensch mehr an die Götter glaubte. Spottet doch Juvenal einmal, all' das was von den Unterirdischen erzählt werde, glaubten selbst die kleinsten Kinder nicht mehr. Aber wir kennen solche Redensarten wie: „das glaubt heute kein Mensch mehr" aus eigener Erfahrung zu gut, um nicht zu wissen, wie wenig Beweiskraft sie haben. Der Unglaube hat es zu allen Zeiten verstanden, seine Anschauungen als die allein gültigen, allgemein verbreiteten hinzustellen. Der Annahme, daß schon im ersten Jahrhundert die Masse des Volks dem heidnischen Glauben innerlich entfremdet gewesen wäre, widersprechen zu sehr alle Thatsachen. Andererseits haben wir aber doch auch unverdächtige Zeugen, die darüber keinen Zweifel lassen, daß der Unglaube schon über die Kreise der Gebildeten in das Volk einzudringen anfing. Der Geschichtsschreiber Livius sagt einmal, von der früheren Zeit redend: „Damals war noch nicht die Geringschätzung gegen die Götter eingerissen, die im jetzigen Zeitalter herrscht," und Quinctilian, der berühmte Lehrer der Redekunst, dessen eigene Ueberzeugungen sehr schwankend gewesen zu sein scheinen, äußert: „Selbst unter unsern Landleuten sind nur Wenige, die nicht etwas von den natürlichen Dingen wüßten oder davon zu erfahren suchten." Es ist doch ein schlechtes Zeichen und deutet auf weit verbreitete Gleichgültigkeit gegen den alten Cult, daß schon unter Augustus sich keine Jungfrauen aus freien römischen Familien mehr fanden, die Vestalinnen werden wollten. Man mußte Freigelassene nehmen, und Tiberius sah sich, um zu diesem sonst so hochgeehrten Dienste anzulocken, genöthigt, die Freiheiten und Vor-

rechte der Vestalinnen zu vermehren. Auch in den Kreisen des Volks hatten die alten Götter bereits viel an Vertrauen verloren und verloren täglich mehr.

Es konnte nicht anders sein. Das Beispiel der höheren Stände ist für die unteren immer maßgebend, und das Streben, das dumme Volk in einem Glauben zu erhalten, den man selbst nicht mehr theilt, ist noch nie gelungen. Das Volk fühlte es deutlich genug heraus, daß die vornehmeren Stände nur Heuchelei trieben, wenn sie an dem hergebrachten Cult sich noch immer betheiligten. Selbst die Literatur war jetzt nicht mehr bloß einem engeren Kreise zugänglich, und was das Volk nicht las, das sah es auf der Bühne und im Amphitheater. Schauspiele, in denen die Götter auftraten und gelegentlich auch verspottet wurden, mußten den einfältigen Glauben immer tiefer untergraben. Was von oben herab, selbst an höchster Stelle, zur Pflege der alten Religion geschah, konnte auch nicht dazu dienen, die Verehrung gegen die Götter zu mehren. Widmete der Kaiser einer Gottheit besonderen Dienst, so fand diese natürlich Verehrer und Bekenner in Menge, sobald aber der Kaiser seinen Sinn wandte, standen ihre Tempel leer. So protegirte Nero eine Zeit lang die Göttin Astarte und ihr Cult wurde dadurch Modesache. Aber eben so schnell sank die Göttin bei ihm in tiefe Verachtung, und nun war es auch mit ihrer Herrlichkeit wieder vorbei. Vielen war der Kaiser selbst der höchste Gott. Valerius Maximus hat das mit cynischer Offenheit ausgesprochen. In einem zwischen 29 und 32 nach Christi Geburt geschriebenen Werke, in dem er zu allen Tugenden und Lastern Beispiele aus der Geschichte gibt, ruft er in der Vorrede nicht Jupiter oder einen andern Gott, sondern den Kaiser Tiberius an, „den Urheber alles Heils, durch dessen göttliche Vorsehung eben die Tugenden, von denen er handeln werde, am reichsten belohnt, die Fehler am strengsten bestraft würden.“ Dessen Gunst an-

zuflehen, sei um so mehr Ursache, „da die übrigen Götter nur vermuthet würden, die Gottheit des Tiberius aber und seines Vaters und Großvaters mit ihrem sternengleichen Glanze den Menschen sichtbar erscheine.“ Ueberhaupt mußte der Kaisercultus für den Glauben an die Götter zerstörend wirken. Man sah hier doch zu deutlich, was die Götter waren, denen man Tempel errichtete und Verehrung erwies. Als der Kaiser Claudius, wie das Gerücht ging durch Pilze vergiftet, starb, wurde auch er unter die Götter versetzt. Wie es Sitte war, hatten dazu bestellte Zeugen mit einem Eide beschworen, daß sie die Seele des Kaisers hätten in den Himmel auffsteigen sehen; Seneca hatte die Rede gehalten, die den Kaiser als Gott pries, die Apotheose war mit allem Pomp gefeiert. Und unmittelbar nachher ließ derselbe Seneca, des neuen Kaisers Lehrer und Minister, eine Spottschrift auf die Vergötterung unter dem Titel: „Verkürbissung des Claudius“ ausgehen, in der nicht nur das Andenken des Kaisers mit schlechten Witzen beschmutzt, sondern auch ziemlich unverhüllt angedeutet wurde, wie es mit dem Tode des Kaisers zugegangen war. Nero selbst witzelte, die Pilze müßten eine göttliche Speise sein, da sich Claudius an ihnen zum Gott gegessen. In Rom lachte man darüber, aber nichts desto weniger erhoben sich in der Hauptstadt und in den Provinzen die Tempel des neuen Gottes, und es gehörte zur officiellen Frömmigkeit, ihm den üblichen Dienst zu erweisen. Nero hatte von Poppaea Sabina eine Tochter, die nach drei Monaten starb. Auch sie wurde unter die Divae versetzt, erhielt Tempel und Opfer. Ebenso Poppaea Sabina selbst. Hadrian setzte nachher allem die Krone auf, indem er seinen Pagen und Buhlknaben Antinous vergötterte, ihm unzählige Tempel und Statuen, ja eine eigene, seiner Verehrung besonders bestimmte Stadt widmete. Und wenn nun gar in den Provinzen, was in Rom anfangs wenigstens noch nicht geschah, Kaisern schon während

ihres Lebens Tempel und Altäre errichtet wurden, was mußte es auf die Provinzialen für einen Eindruck machen, wenn sie nach Rom kamen und den Kaiser Nero, den Gott, dessen Tempel in ihrer Vaterstadt stand, als Cytherspieler sahen oder als Sänger, wie er vor dem versammelten Volke seine Künste producirte und nachher auf ein Knie sich niederlassend in demüthiger Geberde das Urtheil der Versammlung erwartete. Was waren das für Götter! Ließ sich denn die Frage zurückdrängen, ob die andern, die man anbetete, besser waren und mehr Vertrauen verdienten?

3. Fremdculte und Erlösungssehnsucht.

Nichts bezeugt sicherer, daß auch das Volk bereits das Vertrauen auf seine Götter zu verlieren begann, als die in steigendem Maße sich eindrängenden fremden Culte. Denn beim Volke treten an die Stelle des verlorenen Glaubens nicht philosophische Ueberzeugungen wie bei den Gebildeten, sondern entweder gänzliche Gleichgültigkeit gegen jeden Gottesdienst oder, da eine solche Leere nicht lange zu ertragen ist, so werden die alten Götter mit neuen vertauscht in der Hoffnung, daß die neuen mehr vermögen als die alten. Wie hat sich das religiöse Leben Roms schon in der ersten Kaiserzeit gegen früher verändert. Es sind nicht mehr bloß die altehrwürdigen Priestercollegien, die man da sieht, strenge Vestalinnen, die das heilige Feuer hüten, Auguren und Haruspices, welche die Zukunft erforschen. Da laufen auf den Straßen auch die Gallen umher, die Priester der nach Rom übergesiedelten großen Göttin Cybele. Heulend, mit fliegenden Haaren geißeln sie sich mit Riemen blutig, schlagen dazu die schallenden Becken und erbieten sich gegen eine Gabe von hundert Eiern die Krankheiten des Herbstes abzuwenden. Da sieht man die Priester der ägyptischen Isis in

langen linnenen Gewändern, die Hundsmaske vor dem Gesicht, die charakteristische Klapper (das Sistrum) in den Händen. Da drängen sich die römischen Damen in die Synagoge der verachteten Juden, und mancher Römer feiert den jüdischen Sabbath in der Hoffnung, sich dadurch den großen Jehovah geneigt zu machen. Da finden sich allerlei Wahrsager, Chaldäer, Astrologen, Leute, die im Besitz morgenländischer Weisheit zu sein vorgeben. Da verehren römische Soldaten, wenn auch nur erst im Verborgenen, während sie officiell den Cult der römischen Gottheiten pflichtmäßig mitmachen, einen ganz neuen Gott, den sie aus dem Seeräuberkriege mitgebracht haben, den persischen Lichtgott Mithras. Es ist ein wahres Babel von Religionen. Kaum eine Gestalt des Gottesdienstes ist zu finden, die hier nicht ihre Anhänger hätte. Ja, die niedrigste Gestalt des Heidenthums, der Fetischismus, taucht wieder auf. Der Kaiser Nero verehrte, nachdem er der Göttin Astarte überdrüssig geworden war, gar keine Gottheit mehr, sondern nur noch ein Amulet, das ihm geschenkt war. Der Herrscher des Weltreichs, das alle Cultur in sich beschloß, ist zum Fetischdiener geworden!

In der ersten Zeit zwar hält sich der eigentliche Römer von diesem Treiben fern. Der Staat macht einen Versuch nach dem andern, die Fremdculte zu unterdrücken. Bald werden die Chaldäer, die Astrologen, die Juden aus Rom vertrieben, bald der Isistempel geschlossen, bald die Gesetze gegen verbotene Gottesdienste erneuert. Aber vergeblich, die Strömung wächst fort und fort, und ein Jahrhundert später, dann bauen die römischen Kaiser selbst der Isis und dem Serapis Heiligthümer neben den Tempeln des Jupiter und der Vesta; dann schreiten auch vornehme römische Damen in der Isisprocession einher, kostbare goldene Sistra rührend, und durchwachen, um Sühne für ihr leichtfertiges Leben zu erlangen, die Nacht im Isistempel barfuß in linnenen Gewändern. Und noch etwas später, dann wird

man die Heiligthümer der stolzen Roma selbst, das Palladium und das heilige Feuer, in den neuerbauten Tempel irgend welchen obscuren Gottes tragen, den man weit her aus dem Orient herbeigeholt hat.

Es ist eine der bedeutsamsten Erscheinungen, vor der wir hier stehen. Die alte Welt ist an ihren Jahrhunderte lang verehrten Göttern irre geworden und wird täglich mehr daran irre. Die Zeit des sicheren Bestandes ist vorüber, eine Zeit des Suchens und Fragens ist angebrochen. Die Menschen suchen und fragen nach neuen Göttern, nach Göttern, die halten können, was man sich von den alten vergeblich versprochen. Je ferner hergeholt ein Gott, je älter, je geheimnißvoller und seltsamer sein Cultus, desto besser, desto größer die Hoffnung, er werde der rechte sein. Vor allem, beachten wir das wohl, sind es orientalische Götter, welche die meisten Anhänger finden. Die religiöse Strömung geht spürbar von Osten nach Westen. Es ist eine Rückströmung. War seit den Tagen Alexanders des Großen griechisch-römische Bildung tief in den Orient eingedrungen, hatten die olympischen Götter ihre Tempel neben den phantastischen Göttern Syriens, neben den Thiergöttern Aegyptens gehabt, diese zum Theil verdrängend oder doch in den Schatten stellend: jetzt fluthet der Strom zurück, und die Götter vom Orontes und vom Nil gewinnen in Griechenland und Rom, in Gallien und an der Donau Raum. Auch diese Strömung ist eine Vorbereitung für das Christenthum. Der nach mächtigeren Göttern suchenden Welt wird der wahre Gott gepredigt. Von Osten erwartet man einen neuen Gott, von Osten sollte er nach Gottes Rath wirklich der Welt verkündigt werden, der Vater unseres Herrn Jesu Christi.

Doch treten wir dieser wichtigen Bewegung noch näher. Wie geht es zu, daß die alte Welt an ihren Göttern irre wird? Die Thatsache ist eine viel zu gewaltige und bedeutsame, als

daß wir auch nur den Versuch machen dürften, sie aus allerlei vereinzelten Ursachen oder gar aus dem Treiben einzelner Menschen zu erklären. Der Hohn und Spott einer ungläubigen Literatur hätte gewiß den Glauben nicht zerstört, wenn er noch kräftig vorhanden gewesen wäre. Umgekehrt dieser Hohn und Spott stellt sich gerade ein, weil der alte Glaube untergraben ist. Nur daraus vielmehr läßt sich die wunderbare Erscheinung erklären, daß in der ganzen Weltanschauung der Menschen, in den treibenden und bewegenden Grundideen sich eine Umwandlung vollzogen hat. Die Götter sind noch dieselben, die sie immer gewesen, aber den Menschen können sie nicht mehr dasselbe sein, was sie ihnen bisher waren, weil die Menschen selbst andere geworden sind, nach etwas anderem suchen und fragen und etwas anderes von ihren Göttern begehren. Versuchen wir es, uns diese Umwandlung klar zu machen. Hier vor Allem werden wir erkennen, daß die Heidenwelt für die Aufnahme des Christenthums vorbereitet, daß die Zeit erfüllet war.

Das Leben des antiken Menschen ist auf das Diesseits gerichtet, nicht auf's Jenseits. Die Lust am Dasein, die Freude an der immer neuen Herrlichkeit der Welt, an der Schönheit und der Größe des Menschenlebens ist sein Grundzug. Der, so lange der heidnische Glaube noch lebendig war, entschieden festgehaltene Unsterblichkeitsglaube ändert daran nichts. Denn denkt man sich auch die Verstorbenen fortlebend, so denkt man sie doch als noch immer diesem Leben zugewandt. Deßhalb begräbt man die Todten so gern an den Straßen, wo viele Menschen vorübergehen (man denke nur an die Gräberreihen der appischen Straße in Rom); sie sollen gleichsam mit den Lebenden im Verkehr bleiben. So, als noch beständig mit den Lebenden verkehrend, stellen auch manche Grabinschriften die Todten dar, etwa wie die: „Titus Lollius Musculus ist hier an den Weg gelegt, damit die Vorübergehenden sagen: Titus Lollius

sei gegrüßt!" Deßhalb die Opfer und Spenden, die Mahlzeiten an den Gräbern. Man bekränzt die Ruhestätten mit Rosen und Veilchen, und die Todten sollen sich des Lichtes der Grabeslampe und des von ihrem wohlriechenden Oele aufsteigenden Duftes freuen. Die Schrecken des Todes sind den Menschen verschleiert. Sie leben fröhlich der Gegenwart, ohne sich um Tod und Ewigkeit viel zu kümmern. Sie kennen das Wort nicht: „Der Tod ist der Sünden Sold."

Auch die Sünde ist den Menschen noch verschleiert. Es ist die Zeit der Unwissenheit, wie Paulus sagt (A.=G. 17, 30), denn wie aufs Diesseits nicht aufs Jenseits, so geht der Zug des antiken Lebens auch nach Außen, nicht nach Innen. Daher der Sinn für die Kunst, namentlich die Architektur und die Plastik. Daher der Sinn für das Decorative, die Bühnenlust, die Vorliebe für Schaustellungen aller Art, Processionen und Triumphzüge. Daher auch das Aufgehen des Menschen in den Bürger. Der Mensch als Mensch gilt nichts, der unendliche Werth einer Menschenseele ist noch nicht erkannt. Das Wort des Herrn: „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nehme doch Schaden an seiner Seele," ist eine dem Alterthum verborgene Weisheit. Der Mensch blickt nach außen nicht nach innen, nicht ins eigene Herz, darum findet er die Sünde nicht. Auch in die Natur wagt er nicht tiefer hineinzublicken. Die Naturwissenschaft der Alten ist nur äußerliche Naturbeschreibung. Bei allem Sinn für Naturschönheit, fehlt es doch an Sinn für das Große und Erhabene in der Natur. Die Herrlichkeit der Alpenwelt ist den Römern nie aufgegangen. Sie lieben nur anmuthige und freundliche Landschaftsbilder. Erst das Christenthum hat auch den Sinn für die Natur erschlossen, indem es die mit uns seufzende Creatur verstehen lehrt und den Zusammenhang der Natur mit uns und unserm Leben aufweist.

Die große Umwandlung, die sich jetzt vollzieht, ist nun die Wendung von außen nach innen, vom Diesseits zum Jenseits. Gehen wir dieser Wendung bis in ihre Anfänge nach, so können wir sagen, sie beginnt mit dem Worte des Socrates: „Erkenne dich selbst!" Von dem Worte her kann man die Auflösung des antiken Lebens datiren, von da ab wendet es sich einem Neuen zu, das mit dem Ruf, von dem jenes Wort des größten griechischen Weisen nur ein Vorhall war, in die Welt tritt: „Thut Buße! denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Der Mensch als Mensch kommt jetzt zur Geltung, das eigene Ich tritt in den Vordergrund, die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit wird die Hauptsache. Wenn auch zunächst noch ganz heidnisch gefaßt und auf das Diesseits bezogen, taucht die Heilsfrage auf: Wie werde ich glücklich? wie komme ich zum Frieden? Das ist die große Frage, die nun die Weisen beschäftigte, an der die Jahrhunderte sich abarbeiten, um zuletzt zu dem Resultat zu kommen, daß alles doch vergeblich ist. Aber wenn die alte Welt an diesem Punkte angelangt sein wird, dann wird sie auch fähig sein, die Botschaft von dem Heil aus Gnaden zu vernehmen.

Wer glücklich werden will, der muß nach dem Wissen streben. Der Weise, der Wissende ist der Glückliche. Ihm ist die innere Natur der Dinge erschlossen und für ihn, den Erkennenden, ist das Uebel wesenlos geworden. Aber können wir etwas wissen? gewiß wissen? Eine philosophische Schule löst die andere ab, was die eine für Wahrheit ausgibt, wird von der nachfolgenden geleugnet, das Ende ist völlige Skepsis, Zweifeln und Verzweifeln an aller Wahrheit. „Was ist Wahrheit?" fragte Pilatus und mit ihm unzählige seiner Zeitgenossen. In langer Reihe führt Cicero die Lehren der verschiedenen Philosophen über die menschliche Seele auf und setzt dann hinzu: „Welche von diesen Meinungen wahr sei, mag ein Gott wissen; schon welche

nur wahrscheinlich sei, ist eine schwierige Frage." Ja, wenn man einen Führer zur Wahrheit hätte, seufzt Seneca. So schaut man nun nach Führern aus, Plato, Pythagoras, die alten Weisen sollen es sein. Man geht über die Griechen hinaus; ägyptische, indische Weisheit scheint noch mehr Bürgschaft zu bieten. So etwas recht Geheimnißvolles, fern Hergeholtes flößt noch am ersten Vertrauen ein. Auch da sieht man sich getäuscht. „Wir wollen warten," hatte schon Plato gesagt, „auf Einen, sei es ein Gott oder ein gottbegeisterter Mensch, der uns unsere religiösen Pflichten lehrt und, wie Athene bei Homer zu Diomedes sagt, die Dunkelheit von unsern Augen wegnimmt," und an einer andern Stelle: „Wir müssen eben die beste menschliche Ansicht ergreifen, um von ihr getragen wie von einem Floße, das gefahrvolle Meer des Lebens zu durchschiffen, wenn es nicht einen sicherern und gefahrloseren Weg auf einem festeren Fahrzeug oder eine göttliche Offenbarung gibt, um diese Fahrt zurückzulegen." Nach dem festeren Fahrzeug verlangt jetzt, von der Gebrechlichkeit ihrer selbstgezimmerten Flöße überzeugt, die alte Welt; an ihrer eigenen Weisheit irre geworden, sehnt sie sich nach Offenbarung.

Zwei Hauptwege sind es, auf denen man die Glückseligkeit sucht. Genieße! sagt Epicur. Die Güter dieses Lebens nach Möglichkeit auskosten, das ist der Weg zum Glück. Entsage! mahnt die Stoa oder, um mit dem Hauptvertreter dieser Schule in der Kaiserzeit, mit Epictet, zu reden: Enthalte dich und halt aus! Das wahre Glück ist nur in der Gemüthsruhe zu finden, da der Mensch, allem entsagend und ruhig hinnehmend, was das Schicksal über ihn bestimmt, sich von nichts anfechten läßt. Die stoische Schule wird in der Kaiserzeit die vorherrschende, ihr gehört mehr oder minder Alles an, was noch mit ernsteren Fragen sich beschäftigt. Im Genießen ist das Glück nicht zu finden, so sucht man's denn im Entsagen. Auch die Skepsis, von

der wir vorhin sprachen, ist ja eigentlich ein Entsagen, man verzichtet darauf, eine gewisse Erkenntniß zu erlangen. Die Zeit ist auch nicht mehr zum Genießen gemacht, sie predigt laut genug Entsagung. Denn trüber und trüber ist die sonst so heitere Welt geworden. Die Zeiten sind vorüber, wo man im sonnigen Griechenland das Parthenon baute und sich der Schöpfungen eines Phidias und Praxiteles erfreute, und in Rom auch die Zeiten republikanischer Größe, wo man für das Vaterland lebte und stritt. Der Eine, der Kaiser ist ja jetzt Alles, und kein Raum mehr da für Gestalten wie die Gracchen und Scipionen. Auch die Zeit, wo man die Schätze der Welt in üppigem Genuß verschwelgte, läuft rasch genug zu Ende. Unter Kaisern wie Caligula und Nero wird jeder Besitz, jeder Genuß, wird das Leben selbst unsicher, und während allerdings die Einen das unsichere Leben um so rascher auszukosten sich angelegen sein lassen, und für das Höhere, was das Leben nicht mehr bietet, Ersatz suchen in der raffinirtesten Schwelgerei, hört man aus dem Munde der Anderen um so mehr Klagen über die Verderbtheit der Welt, die Nichtigkeit alles Irdischen, und die allgemeine Lebensanschauung wird mehr und mehr pessimistisch.

Es sind das Töne, die dem Griechenthum selbst in seiner Blüthezeit nicht fremd waren. Von Homer her klingt eine leise und doch vernehmliche Klage durch alle Herrlichkeit hindurch, zum Zeugniß, daß man eine Ahnung davon hat, es fehle etwas, die Lösung des Welträthsels, die man gefunden zu haben glaubte, könne nicht die rechte sein. Wie seufzt Homer über die Hinfälligkeit der Menschen. Den Blättern gleich welken sie, kein Wesen ist elender. Wie Schatten, sagt Pindar, traumähnlich, sagt Aeschylus, gehen sie dahin. Immer wieder begegnet uns der Gedanke, daß das beste ist, nie geboren zu sein, das zweitbeste früh zu sterben, und tief wehmüthig gibt Sophokles im Oedipus Colonos diesem Gedanken Ausdruck:

„Selig, nimmer geboren sein!
Doch dem Lebenden ist fürwahr,
Rascher woher er gekommen ist
Wieder zu gehen, der Güter zweites.“

Aber unverkennbar stärker und stärker werden diese Töne und die Klage wird lauter. Die Resignation nimmt zu. Nach Homer stehen im Saale des Zeus zwei Gefäße, eins mit den bösen, eins mit den guten Gaben für die Menschen. Später sind es zwei mit bösen und nur noch eins mit guten Gaben, und noch später sagt Simonides: „Leid folgt so schnell auf Leid, daß nicht einmal die Luft zwischen Leid und Leid eindringen kann.“ Nicht mehr Glückseligkeit ist das Ziel der Philosophie, daran hat man verzweifelt. „Der Zweck aller Philosophie,“ sagt Seneca, „ist das Leben zu verachten.“ Auch hier verläuft das Heidenthum ohne Ergebniß in reiner Verzweiflung, und zuletzt tröstet man sich nur dessen, daß es ja dem Menschen freistehe, durch Selbstmord aus dieser elenden Welt zu scheiden. Patet exitus! Der Ausgang aus diesem Leben steht offen! das ist des sterbenden Heidenthums letzter Trost. „Siehst du,“ ruft Seneca, „jene schroffe Höhe? Von dort herab geht der Weg zur Freiheit. Siehst du jenes Meer, jenen Fluß, jenen Brunnen? da unten wohnt die Freiheit in der Tiefe. Siehst du jenen niedrigen verdorrten Baum? da hängt die Freiheit. Siehst du deine Kehle, deine Gurgel, dein Herz? das sind die Rettungsorte gegen die Knechtschaft.“ Kann die Bankerott-Erklärung des Heidenthums deutlicher ausgesprochen werden als in diesen Worten? An jeder Glückseligkeit verzagend, hat es weiter keinen Trost gegen die Uebel dieser Welt als den Selbstmord, und einen andern Sieg über die Welt kennt es nicht, als diese Flucht aus der Welt. Aber wer hörte nicht auch, wie aus der Heidenwelt immer lauter der Seufzer

sich losringt: „Ich elender Mensch! wer will mich erretten von dem Leibe dieses Todes?“

Ist im Diesseits das Glück nicht zu finden, so richten sich die Blicke um so sehnsüchtiger auf das Jenseits. Auch den alten Griechen und Römern fehlt der Gedanke an ein Jenseits nicht völlig, aber das Jenseits ist für sie nur eine Schattenwelt. Dieses Leben allein hat wahre Realität, bietet wahre Freuden, jenseits ist nur die finstere, freudenlose Unterwelt. Wie Schatten sieht Odysseus bei Homer die Verstorbenen gierig das Blut trinken, das ihnen auf Augenblicke wenigstens wieder reales Leben gibt, und lieber möchte er hier auf Erden in der niedrigsten Stellung weilen, als bei den Schatten König sein. Man graut sich vor dieser jenseitigen Welt. Die Heiden sind Knechte der Todesfurcht ihr Leben lang. „Grau sind mir die Schläfen,“ singt Anakreon, der lebenslustige Sänger, „und weiß das Haupt, hin ist die liebliche Jugend. Vom süßen Leben ist nicht viel mehr übrig. Darum seufze ich oft, fürchtend den Tartarus, des Hades furchtbare Höhle. Grauenvoll ist das Hinabsteigen, und wer einmal hinabgestiegen ist, kommt nimmer wieder.“ Aber je weniger diese Welt hält was sie verspricht, je mehr man das Uebel und die Noth dieser Welt empfindet und die Stimmung resignirt wird, desto mehr kehrt sich das nun um. Man fängt an, das Leben in dieser Welt als ein Schattenleben anzusehen und das wahre Leben erst im Jenseits zu suchen. Die Freude am Dasein, an der Schönheit und Herrlichkeit der Erde und des Menschenlebens schwindet, das Bewußtsein der Schwäche, der Beschränktheit der menschlichen Natur, das Gefühl der Nichtigkeit alles Irdischen nimmt zu. Jetzt redet man vom Leibe als von dem Kerker der Seele, und der Tod, den Anakreon als das grauenhafte Hinabsteigen in den Tartarus fürchtet, wird als Befreiung gepriesen. Wie oft wird in den Schulen der Rhetoren das Thema verhandelt: Der Tod kein Uebel! wie oft

kehrt bei Seneca der Gedanke wieder, daß der Leib nur die Herberge des Geistes ist, jene Welt die wahre Heimath. Nennt er doch ganz wie die alten Christen den Todestag den „Geburtstag der Ewigkeit“. Während aber die Herrlichkeit der diesseitigen Welt in den Augen der Menschen erblaßt, nimmt die jenseitige mehr und mehr reale Gestalt an, und mehr als einmal stoßen wir in Schriften und Kunstwerken auf Ausmalungen des Jenseits als eines Freudenlebens, eines Symposions, eines Gastmahls, da die Gestorbenen mit den Göttern, den Helden und Weisen zusammen sich ergötzen. Schon Cicero hat im Traum des Scipio das Jenseits so beschrieben, und noch lebendiger malt es Seneca aus. Gern beschäftigt sich Plutarch damit und freut sich dessen, daß dann „Gott unser Führer und König sein wird, an den wir uns anschließen, um sehnsuchtsvoll die unaussprechliche und für Menschen unnennbare Schönheit zu schauen.“

Gibt es denn ein Jenseits? Nun steht die Heidenwelt vor der großen Frage, die zu beantworten sie ganz unfähig ist. Viele beantworten sie mit einem resignirten Nein! Hatte es doch einst Cäsar im Senat mit kalter Ruhe ausgesprochen: „Im Jenseits ist kein Raum weder für Freude noch für Sorge,“ und Cato hatte beifällig erwidert: „Schön und trefflich hat Cajus Cäsar in dieser Versammlung über Leben und Tod gesprochen, indem er für falsch erklärt, was von der Unterwelt erzählt wird.“ Finden wir doch Grabinschriften genug, die das apostolische Wort bestätigen, daß die Heiden „keine Hoffnung haben“. Da lesen wir: „Dem ewigen Schlaf!“ „Der ewigen Ruhe!“ oder das oft wiederkehrende Distichon: „Ich war nicht und ward, ich war und bin nicht mehr. So viel ist wahr, wer anders sagt, der lügt, denn nicht werde ich sein!“ oder: „Wir alle, die der Tod hinabgeführt, sind morsche Knochen und Asche, sonst nichts!“ oder: „Ich war nichts und bin nichts. Der du dieses liesest:

Iß, trink, scherze, komm!“ Andere, die nicht so weit gehen, lassen es ungewiß, ob es mit dem Tode aus ist oder nicht. Gewiß hat der berühmte Arzt Galenus nur die Ueberzeugung Tausender ausgesprochen, wenn er sich nicht getraut, die Frage zu entscheiden und sagt, er beabsichtige ebensowenig die Unsterblichkeit zu behaupten als zu leugnen, und fast rührend liest es sich, was Tacitus im Leben des Agricola schreibt: „Wenn es eine Stätte für die Geister der Frommen gibt, wenn, wie die Weisen annehmen, große Seelen nicht mit den Körpern erlöschen.“ „Wenn“ — in dem wenn liegt die ganze Trostlosigkeit, die ganze peinigende Ungewißheit und doch auch wieder die brennende Sehnsucht des Heidenthums. Wenn? ja wer gibt Antwort. Nun sucht man und fragt hier und dort, keine Frage beschäftigt alle tieferen Seelen so wie die Frage nach der Unsterblichkeit; nun glaubt man, die morgenländischen Religionen werden hier Klarheit schaffen, denn diese Religionen drehen sich ja ganz um Geburt und Tod; nun klopft man an die Pforten der Unterwelt mit Zauberformeln, mit Beschwörungen, mit Weihungen. Aber keine Antwort. Je freudloser das Diesseits wird, je mehr alles, was in Jugendfrische glänzend gestrahlt, erbleicht, Staat, Kunst, Wissenschaft keine Befriedigung mehr bieten, das öffentliche Leben kein Feld der Thätigkeit mehr, das Privatleben, Besitz, Genuß, das Leben selbst unsicher wird, desto mehr sehnt man sich nach einem Jenseits und steht doch vor verschlossenen Thüren. Wie mußte da die Predigt einschlagen: „Christ ist erstanden! der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn!“ Nichts hat dem Christenthum mehr Gläubige zugeführt auch aus den Kreisen der Gebildeten als dieses, daß es gewisse Antwort gab auf die Frage nach dem Jenseits, und denen eine Hoffnung des ewigen Lebens bot, denen die Hoffnungen dieses Lebens zu Schanden geworden waren.

Aber die Frage nach dem Jenseits ruft nothwendig noch eine andere Frage hervor. Gibt es ein Jenseits, wie kommt der Mensch dann hin? wie erlangt er die Gemeinschaft der Seligen? Auch das Sündenbewußtsein fängt jetzt an aufzuwachen und damit diese Frage. Die alte Welt weiß eigentlich nichts von Sünde. Sie beklagt die Noth, das Elend, die Vergänglichkeit des Menschenlebens, aber sie weiß nichts von der Verderbtheit der menschlichen Natur. Die Sünde als Abfall von Gott, die Sünde als Schuld ist ihr verborgen. Jetzt wird auch das anders. Seneca redet von der Verderbtheit des Menschen in Worten, aus denen man oft Paulinische Anklänge herauszuhören glaubt. „Gefehlt haben wir allzumal, der Eine schwerer, der Andere leichter, der Eine mit Vorsatz, der Andere vom Zufall getrieben oder verführt, und nicht nur, daß wir Fehltritte gethan haben, wir werden auch straucheln bis zum äußersten Lebensalter.“ „Es war die Klage unserer Voreltern, es ist unsere Klage, es wird die Klage der Nachwelt sein, daß die Sitten verkehrt seien, daß Verdorbenheit herrsche.“ Die Ursache sucht Seneca in uns selbst. „Das menschliche Gemüth ist von Natur widerspenstig und zum Verbotenen strebend. Nicht außer uns ist unser Gebrechen, es ist in uns und haftet in unserm Innersten.“ Ja, Plutarch spricht den Gedanken eines bösen Princips offen aus. „Denn da nichts ohne Ursache entstehen, das Gute aber nicht Grund des Bösen sein kann, so muß das Böse wie das Gute einen besondern Ursprung haben.“ Es wird jetzt weit verbreitete Ueberzeugung, daß man so, wie man ist, nicht in die Gemeinschaft der Seligen eintreten kann, sondern nur, wenn man von Sünden gereinigt und geweiht, wenn man umgewandelt und erneuert ist. Dazu reichen die alten Götter und ihre Culte nicht aus. Die Olympier waren Götter für die Glücklichen, sie genügten den Menschen, so lange das Leben in heiterem Glanze einer schönen Gegenwart strahlte; dem Menschen,

der seine Sünde erkennt, der nach dem Heil ausschaut, genügen sie nicht mehr. Der Capitolinische Jupiter, die Vesta, die Victoria waren Staatsgötter. Sie genügten dem Menschen, so lange der Mensch im Bürger aufging. Sie waren Götter für die Oeffentlichkeit; dem Menschen, der in sich einkehrt, der einen Blick gethan in die Verderbtheit seines Herzens, der nun nach Frieden sucht, genügen sie nicht mehr. Hier liegt der tiefste Grund, warum die Heiden an ihren Göttern irre werden, warum man vor allen den morgenländischen Culten mit ihrer düstern Traurigkeit, mit ihren Bußübungen und Reinigungen sich zuwendet, warum jetzt die Mysterien aus localen zu allgemeinen werden und zu den alten Mysterien neue, immer wunderlichere hinzukommen. Es ist das aufgewachte Erlösungsbedürfniß, das in dem allem sich abspiegelt.

In weiteren Kreisen ist dabei jetzt die Ahnung verbreitet, daß bald die Erlösung kommen wird. Die Blicke wenden sich auch in dieser Beziehung nach Osten. Von dort soll die Hülfe kommen. Die Ahnungen kleiden sich theils in heidnisches Gewand. Der Kreislauf der Zeiten, heißt es da, ist vollendet. Auf das goldene Zeitalter ist das silberne, auf dieses das eiserne gefolgt. Nun ist auch dieses im Ablaufen; dann wird der Kreislauf von neuem beginnen, Saturn wird das Regiment übernehmen, und das goldene Zeitalter wiederkehren. Theils tragen die Ahnungen aber auch jüdische Färbung, und man erkennt mehr oder minder ihren Ursprung aus der Weissagung Israels. Sueton und Tacitus berichten beide von einem weit verbreiteten Gerüchte, der Orient werde mächtig werden und den Juden sei vom Schicksal die Weltherrschaft bestimmt. Selbst in den römischen Legionen, die Titus gegen Jerusalem führte, ließen sich solche Gedanken spüren. Mit einer gewissen abergläubischen Scheu blickten sie auf die heilige Stadt, die zu zerstören sie gekommen waren, und noch während der Belagerung fehlte es

nicht an Ueberläufern, die doch nichts anderes zu der bereits mit eisernen Armen umklammerten Stadt hinüberziehen konnte, als die Erwartung einer wunderbaren göttlichen Hülfe und die Hoffnung, an der ihr verheißenen Herrschaft Theil zu haben. Ueberaus merkwürdig klingen diese Ahnungen wieder in der IV. Ecloge Virgils. Dort besingt der Dichter einen Sohn des Asinius Pollio als den, der das goldene Zeitalter wiederbringen wird, in Bildern, die mittelbar oder unmittelbar aus Jesaja 9 und 11 entnommen sind. Vom Himmel steigt der Knabe nieder, dann waltet Friede auf Erden, ohne Mühe spendet diese ihre Gaben, die Rinder fürchten sich nicht mehr vor den Löwen, dem Pflugstier wird das Joch abgenommen, und der Winzer arbeitet nicht mehr im Schweiße seines Angesichts. Welche Täuschung! Eben dieses Kind, das Virgil als Messias besingt, ist, zum Manne herangewachsen, eines der zahlreichen Opfer Nero's geworden und im Kerker freiwillig Hungers gestorben.

So tönt von Israel herüber die Weissagung des künftigen Heils in die Heidenwelt hinein. Damit kommen wir auf ein bisher von uns noch nicht beachtetes und doch für die religiösen Zustände jener Zeit hochwichtiges Element, das Judenthum.

4. Das Judenthum.

Israels Aufgabe war eine doppelte. Es sollte die Geburtsstätte werden für die christliche Kirche, es sollte ihr aber auch die Wege bahnen in die Heidenwelt. Beide Aufgaben widersprechen einander auf den ersten Blick und setzen scheinbar Widersprechendes voraus, und doch finden wir dieses scheinbar Widersprechende in Israel wunderbar vereinigt. Um die Geburtsstätte des Christenthums zu werden, mußte Israel ein in sich geschlossenes Volk sein, abgesondert von allen Heiden, ja

den Heiden scharf entgegengesetzt als das Volk der Offenbarung, das allein von allen Völkern den lebendigen Gott kennt, und dem er seinen Willen kund gethan hat im Gesetz; und wieder, um dem Christenthum die Wege zu bahnen, mußte es unter den Heiden verbreitet sein, mitten unter ihnen wohnen und mit ihnen in stetem Verkehr. Diesen dem ersten Anschein nach unvereinbaren Forderungen gerecht zu werden, darauf ist bei diesem Volke alles angelegt. Dem entspricht das Land, das ihnen zum Wohnsitz angewiesen wird. Palästina ist ein abgeschlossenes Land, einem Garten gleich eingezäumt durch Gebirge, Wüsten und Meer, und doch gehen von da die Wege nach allen Seiten, und leicht sind von hier die Centralpunkte der damaligen Welt zu erreichen. Dem entspricht sein Charakter. Kein Volk ist so particularistisch, keines zugleich so universalistisch angelegt; keines bewahrt so zähe seine Eigenart, bleibt auch mitten unter andern Völkern so in sich abgeschlossen, und keines versteht es doch wieder so, sich überall anzuschmiegen und den Verhältnissen anzupassen. Der Jude bürgert sich an allen Orten ein, weiß überall Raum für sich zu gewinnen und bleibt doch überall Jude. Dem entsprechen die Führungen des Volks. „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft," mit diesem Befehl Gottes an Abraham beginnt seine Geschichte, sie beginnt mit Aussonderung, und Jahrhunderte lang gehen alle Wege Gottes mit ihm eben dahin, es auszusondern, es abzuschließen, seinen Volkscharakter in sich zu befestigen. Dann aber wendet sich's, und nun zielt Alles darauf ab, es unter die Völker zu zerstreuen. Den Wendepunkt bildet die Gefangenschaft. Von da an tritt neben das palästinensische Judenthum das Judenthum der Zerstreuung, die Diaspora, neben den Tempel, den Cultusmittelpunkt des ganzen Volks, die Synagoge, mehr der Lehre als dem Cultus dienend, aber in allen Ländern und Städten neue Mittelpunkte jüdischen Lebens schaffend, neben das hebräische

Alte Testament die griechische Uebersetzung, die Septuaginta, bestimmt, auch den Heiden Gesetz und Propheten und die Töne davidischer Psalmen nahe zu bringen. Das palästinensische Judenthum mit dem Tempel und dem hebräischen Alten Testament ist eine im höchsten Maße centralisirende Macht, dahin gravitiren alle die unzähligen zerstreuten Judengemeinden. Die Diaspora mit der Synagoge und der Septuaginta ist eine weithin wirkende centrifugale Macht; durch sie wird Israel ein Bote Gottes, ein Missionar in der Heidenwelt.

Nur ein Theil des jüdischen Volkes war aus der Gefangenschaft zurückgekehrt, die Mehrzahl war theils in Babylon geblieben, theils in andere Länder ausgewandert. Dazu kamen fortwährend neue Auswanderer, theils solche, die nach dem Rechte des Kriegs als Kriegsgefangene weggeführt, dann durch ihre Rührigkeit und weil die Römer mit den wunderlichen, abergläubischen Menschen nichts anzufangen wußten, frei geworden und im fremden Lande geblieben waren, theils solche, die das übervölkerte Palästina freiwillig verließen, um anderswo dem Gewinn nachzugehen. So waren die Juden über das ganze römische Reich und noch weiter hin zerstreut. „Bereits in jede Stadt," sagt der Geograph Strabo, „ist eine Judenschaft eingedrungen, und man kann nicht leicht einen Ort in der Welt auffinden, der diesen Stamm nicht aufgenommen hat und von ihm behauptet wird." Am stärksten waren sie natürlich in den östlichen Ländern, Babylonien und Ostsyrien vertreten. In Aegypten machten sie mehr als 1/8 der ganzen Bevölkerung aus, besaßen auch in Leontopolis einen Tempel, dessen Erbauung freilich von den Palästinensern gemißbilligt wurde, doch ohne eine eigentliche Spaltung herbeizuführen. In der Weltstadt Alexandrien bewohnten die Juden von fünf Quartieren zwei ganz allein und waren auch in den übrigen noch zerstreut zu finden. Ihr Vorsteher, der Alabarch von Alexandrien, nahm den Rang eines

Fürsten ein, war auch oft mit den kleinen orientalischen Fürsten verwandt und verschwägert. Nicht minder zahlreich waren sie in der auf der andern Seite Palästina's liegenden Weltstadt, in Antiochien. Schon Antiochus der Große hatte Tausende von jüdischen Familien nach Phrygien und Lydien verpflanzt, und von da hatten sie sich über ganz Kleinasien, dann auch über Griechenland ausgebreitet. Tarsus in Cilicien, Ephesus in Asien waren Mittelpunkte jüdischen Lebens. Durch ganz Griechenland, in Nordafrika, in Sicilien, in Italien fand man ihre Gemeinden. In Rom darf man zur Zeit des Augustus vielleicht 40,000, zur Zeit des Tiberius vielleicht 80,000 Juden rechnen. Sie bewohnten hier die XIV. Region jenseit der Tiber und einen Stadttheil an der Porta Capena, dem Ausgang der Appischen Straße; aber auch mitten in den elegantesten Theilen der Welthauptstadt stoßen wir auf jüdische Häuser. Sieben Synagogen sind in Rom mit Bestimmtheit nachgewiesen, es gab ihrer aber wohl noch mehr. In Spanien, in Gallien, bis nach Britannien hin fehlen die Vertreter des Volkes nicht; in den Donauländern hat erst kürzlich die Auffindung eines jüdischen Kirchhofes aus dem ersten Jahrhundert ihre Anwesenheit bezeugt.

Ihr Hauptgeschäft war der Handel. Der Kleinhandel, das Hausirgeschäft, namentlich aber der kleine Geldverkehr (den großen trieben die römischen Ritter, die Banquiers der damaligen Zeit) lag fast ganz in ihren Händen, und mit der ihnen eigenthümlichen Rührigkeit wußten sie ihn so zu nutzen, daß sich z. B. kleinasiatische Städte beim Kaiser beschwerten, sie würden von den Juden ganz ausgesogen. Auch des Großhandels hatten sie sich an manchen Orten bemächtigt. In Alexandrien ging fast der ganze Kornhandel durch ihre Hand, und sie waren es meist, die den Verkehr mit dem ferneren Osten vermittelten. Aber auch sonst war der Jude, namentlich der aufgeklärte, überall zu finden, wo Geld zu machen war. Wir begegnen ihm in Rom

als Gelehrten, als Dichter, als Schauspieler, sogar als Sänger. „Verkaufen Juden doch Alles," sagt Juvenal.

Erscheinen auch bei dem eben genannten und andern römischen Dichtern die Juden als ein bettelhaftes Geschlecht, der Vater altes Glas und sonstige Abfälle einhandelnd, die Kinder mit Schwefelhölzchen hausirend, so brachten es doch auch viele zu großem Reichthum; und einerseits dieser Reichthum, andererseits die Gewandtheit, jede Gunst des Augenblicks zu benutzen, wobei sie sich, im Grunde dem ganzen Staatswesen abhold und gleichgültig gegen sein Wohl und Wehe, der jedesmal herrschenden Staatsgewalt unbedingt zur Verfügung stellten, hatte ihnen erhebliche Privilegien verschafft. Sie waren vom Kriegsdienst frei, brauchten gewisse Abgaben nicht zu entrichten, durften am Sabbath nicht vor Gericht geladen werden. So weit ging die Rücksichtnahme für sie, daß die Stadtgemeinden ihnen statt der für sie unreinen Naturallieferungen an Korn und Oel Geld und zwar, wenn die Lieferung auf einen Sabbath fiel, dieses an einem andern Tage zu zahlen verpflichtet waren. Die Hauptsache war, sie hatten vollkommene Freiheit der Religionsübung. Wo ihrer nur eine einigermaßen genügende Zahl zusammenwohnte, hatten sie eine Synagoge oder doch einen Gebetsort (eine Proseuche, Apostelgeschichte 16, 13), bildeten eine eigene Gemeinde unter gewählten Vorstehern und übten eine weitgehende Selbstverwaltung, deren Gebiet sich nicht bloß auf religiöse Dinge erstreckte, sondern bei der religiösen und nationalen Abgeschlossenheit gegen die Heiden, in deren Mitte sie lebten, weit darüber hinausging.

Alle diese Judengemeinden hingen nun wieder unter sich und mit dem Centralpunkte des Judenthums, mit Jerusalem, aufs engste zusammen. Jeder Jude, mochte er noch so fern wohnen, fühlte sich als Glied des auserwählten Volkes und war bemüht, die Bande, die ihn damit verknüpften, fest und

lebendig zu erhalten. Er bezahlte jährlich seine Tempelsteuer, sandte Opfer und Gaben nach Jerusalem; einmal wenigstens im Leben zog er selbst hinauf, die heilige Stadt zu besuchen, dort das Fest zu feiern. Der hohe Rath in Jerusalem schickte jährlich den Festkalender an die Diasporagemeinden, theilte ihnen wichtige Entscheidungen mit und trug Sorge, daß sie von allen Ereignissen, die das jüdische Volk betrafen, Kenntniß erhielten. Da die Juden als Handelsleute viel reisten, kamen auch oft reisende Brüder, die von andern Gemeinden Kunde brachten, und gern ließ man in den Synagogen solche Gäste zu Worte kommen. Kurz, mochte die einzelne Judengemeinde auch am Ufer der Donau wohnen oder am Rande der Lybischen Wüste, sie stand doch in einem großen Weltzusammenhange. Vortrefflich verstanden die Juden es auch, diesen Zusammenhang in ihrem Interesse zu verwerthen. Wurde an einem Orte die Judengemeinde gekränkt, gleich geriethen alle in Aufruhr, und nicht am wenigsten dieser Kunst Lärm zu schlagen verdankten sie es, daß sie trotz dem allgemeinen Hasse und der Verachtung, unter der sie zu leiden hatten, von jedem römischen Beamten bis zum Proconsul hinauf mit der größten Rücksicht behandelt wurden.

Sonst freilich war Haß und Verachtung ihr gewöhnliches Theil. Die ganze Erscheinung dieses Volkes war den Heiden etwas fremdes, völlig unverständliches. Waren sie doch in allen Stücken so gänzlich von den übrigen Völkern verschieden. Will man sich überzeugen, wie eigenartig dieses Volk in der Geschichte dasteht, will man einen unmittelbaren Eindruck davon haben, daß es mit diesem Volke eine ganz besondere Bewandtniß hat, so braucht man sich nur die Urtheile der Heiden über sie zu vergegenwärtigen. Was für wunderliche Sagen liefen über dieses Volk um! Bald sollten sie von dem Berge Ida auf Creta stammen, bald sollten ihre Vorväter Aussätzige gewesen sein, die aus Aegypten vertrieben wurden. In der Wüste habe bei großem

Wassermangel ein Esel ihnen eine Quelle gezeigt; deßhalb beteten sie einen Eselskopf als Gott an. Tacitus meint, um sich des Volks zu versichern, habe Moses ihnen neue, aller menschlichen Sitte zuwiderlaufende Bräuche gegeben. Bei ihnen ist unheilig, was bei uns heilig ist, dagegen gestattet, was bei uns als abscheulich gilt. Wie lächerlich erschienen den Römern die Speisegebote und das Fasten. Das Verbot des Schweinefleisches war ein unerschöpfliches Thema für den Römischen Witz. Die Sabbathfeier wissen sie nur aus Faulheit zu erklären. Juvenal spottet über einen Müssiggänger:

„Der Vater ist Schuld, der stets am siebenten Tage
Faul war und vom Geschäft auch nicht das Geringste berührte,"

und Tacitus erzählt ganz ernsthaft: „Nachher als die Unthätigkeit behagte, wurde auch das siebente Jahr (das Sabbathjahr) dem Müssiggange geweiht." Besonders anstößig war der bildlose Cult. Der ganze jüdische Glaube war den Heiden der Gipfel des Aberglaubens und der Leichtgläubigkeit. „Credat Judaeus Apella" „das mag der Jude glauben," sagt Horaz, um etwas gänzlich Unglaubliches zu bezeichnen.

Gewiß war dieser weitverbreitete Judenhaß, dem namentlich in der Zeit des jüdischen Krieges so unzählige blutige Opfer gefallen sind, auch mit Folge des Heidenhasses der Juden, und die Verachtung wurde zum Theil von ihnen selbst hervorgerufen durch die Verachtung, mit der sie ihrerseits auf die unreinen Heiden herabsahen. Dem Juden ist ein großes Selbstbewußtsein eigen. Er weiß sich als Glied des erwählten Volkes, im Besitz der Offenbarung gegenüber den blinden Heiden. Die messianischen Hoffnungen hoben das Selbstbewußtsein noch höher. Sie betrachteten sich schon als die, denen bald die Weltherrschaft zufallen werde, und hielten damit auch den Heiden gegenüber nicht zurück. Je weniger mit dieser Hoffnung für die Zukunft ihre gedrückte und geknechtete Gegenwart stimmte, desto lächerlicher

mußte es dem stolzen Römer vorkommen, daß dieses schmutzige Bettelvolk solche Dinge träumte. Man braucht nur einen Blick in die Schriftsteller der Kaiserzeit zu werfen, überall begegnen uns Witzeleien über die beschnittenen Juden. Wo der Jude ging und stand, war er von heidnischem Spott umgeben, und auf dem Theater Gegenstand plumper Ausfälle, die aber sicher Lachen hervorriefen, hatte er auf der Straße oft genug brutale Mißhandlungen zu erdulden.

Der Haß und die Verachtung mochte wohl dadurch noch mehr gesteigert werden, daß die Heiden sich nicht verbergen konnten, welchen weitgreifenden und tiefgehenden Einfluß diese Juden übten. Sagt doch Seneca von ihnen, die Besiegten hätten den Siegern Gesetze gegeben. In einer Zeit, wo die alten Götter den Heiden nicht mehr genügten, wo so viele sehnsüchtige, heilsbegierige Gemüther bei fremden Göttern, in Geheimlehren und Sühnungen ihren Frieden suchten, wie mußte da das Judenthum anziehen! Hier war der Monotheismus, den die Weisen als esoterische Religion der Gebildeten lehrten, als Volksreligion, hier war ein geistiger Cult, den wüsten und oft unsittlichen heidnischen Culten unendlich überlegen, hier war ein geoffenbartes Gotteswort, hier waren Opfer und Sühnungen.

Zwar nur eine kleine Zahl von Heiden trat durch die Beschneidung ganz zum Judenthum über, so viele Mühe sich die Pharisäer auch gaben, die Land und Meer durchzogen, um einen Judengenossen zu machen (Matth. 23, 15). Solche von ihnen Gewonnene wurden meist ganz Knechte des pharisäischen Wesens, die sich von ihren blinden Leitern blindlings leiten ließen, Fanatiker, stolze Heilige, später die eifrigsten Verfolger der Christen. Oft mochten auch irdische Vortheile mit ins Spiel kommen, namentlich die Befreiung vom Militärdienst, wie es denn gewiß seinen besondern Grund hatte, daß Tiberius im Jahre 19 n. Chr. die jüdische Gemeinde in Rom gerade mit einer Recrutirung

strafte. Auch der Herr fällt in der eben angeführten Stelle ein hartes Urtheil über diese Proselyten. Die größte Mehrzahl derer, die das Judenthum an sich zog, wurden nur sogenannte Proselyten des Thors. Ohne die Beschneidung anzunehmen und damit zu dem ganzen Ceremonialgesetz sich zu verpflichten, waren diese nur verbunden, den Götzendienst zu vermeiden, dem Einen Gott zu dienen und die sogenannten noachischen Gebote zu halten, hatten dann aber doch an den Segnungen des Judenthums Theil. Es sind das die gottesfürchtigen Männer und Weiber, von denen in der Apostelgeschichte so oft die Rede ist. Das waren meist die heilsbegierigen Seelen, die in der Synagoge suchten, was sie in den stolzen Tempeln Griechenlands und den berauschenden Culten des Orients nicht gefunden hatten, den Frieden ihres Herzens. Solcher gab es in allen Städten eine große Zahl, vorwiegend Frauen. In Damaskus sollen fast alle Frauen zu ihnen gehört haben, in Rom viele auch aus den vornehmen Kreisen. Auf den Grabsteinen der jüdischen Kirchhöfe lesen wir Namen aus manchem erlauchten altrömischen Geschlechte, aus der Gens Fulvia, Flavia, Valeria u. a. Selbst von der Kaiserin Poppaea Sabina ging das Gerücht, sie sei eine Proselytin. Auch ohne geradezu Proselyten zu werden, hielten sich viele zur Synagoge, fasteten, beteten, feierten den Sabbath, zündeten an jüdischen Feiertagen Lichter an. Dabei mag viel Aberglaube gewesen sein. Man versuchte es, wie mit so manchem andern Gott, auch einmal mit Jehovah. Andererseits fand aber auch manche nach dem lebendigen Gott dürstende Seele da ihre Zuflucht, und es bildete sich um die Synagoge ein Kreis, der nicht heidnisch mehr und auch nicht jüdisch, noch in einer schwebenden, zuwartenden Stellung so recht für die Predigt des Evangeliums bereitet war. Die ihm angehörten, hatten dem Götzendienst entsagt, hatten gelernt, auf eine Offenbarung zu hören, das Alte Testament war ihnen bekannt, das

Gesetz hatte in ihnen Sündenbewußtsein geweckt und die Weissagung Heilsverlangen, und doch fand sich bei ihnen nicht, was bei den eigentlichen Juden der Aufnahme des Wortes vom Kreuz so große Hindernisse bereitete, der Stolz auf die jüdische Abkunft und die pharisäische Gesetzesgerechtigkeit. Gerade diese gottesfürchtigen Heiden waren überall, wie in Philippi (Apostelg. 16, 14) und Thessalonich (Apostelg. 17, 4) die ersten, welche die Botschaft von Christo annahmen.

Wie wunderbar ist auch hier Alles vorbereitet für das Evangelium. Was Palästina für die ganze Welt war, das war die Synagoge für jede einzelne Stadt. Wie hätte das junge Christenthum ohne die Diaspora des Judenthums sich durch die starre Felsmasse des Heidenthums die Wege bahnen sollen? Nun findet es die Rinnsale überall schon gegraben, ein über das ganze römische Reich sich ausbreitendes Netz von Kanälen, und rasch kann es nach allen Seiten hin sich ergießen. Weiß man die Hauptsitze des Judenthums, so kennt man auch schon im Voraus die Hauptsitze des jungen Christenthums. Ueberall sind ihm die Wege bereits gebahnt, die Mittelpunkte bereits bestimmt. Und dazu, übersehen wir das nicht, kommen der christlichen Kirche zunächst auch die Privilegien des Judenthums zu gute. So lange das Christenthum den Heiden als jüdische Secte gilt, erscheint es auch als erlaubte Religion. Das Judenthum wird der jungen Pflanzung zur schützenden Hülle, bis sie so weit erstarkt ist, die Stürme ertragen zu können.

Wahrhaftig, die Zeit ist erfüllt, die alte Welt ist bereit, das Christenthum, nicht aus sich hervorzubringen, aber es aufzunehmen. In Griechenland, in Rom hat sich gezeigt, was der menschliche Geist aus eigener Kraft vermag. Er vermag Großes, und Herrliches hat er geschaffen, aber all' das Große sinkt in Trümmer, all' die Herrlichkeit erbleicht, und Eins hat er nicht vermocht, die jedem Menschen innewohnende Sehnsucht nach dem

Ewigen, nach Gott zu stillen. Das Ende des Heidenthums ist auf religiösem Gebiete völlige Ergebnißlosigkeit, völliges Verzweifeln an sich selbst. Der Mensch kann nichts Gewisses wissen, das ist das Ende alles Fragens; patet exitus! das ist das Ende alles Suchens nach Glückseligkeit, der Selbstmord der letzte Trost. Aber sterbend streckt das Heidenthum sich dem Neuen entgegen, das Gott schaffen will. Ueberall wirft das Kommende schon seinen Schatten vor sich her, der Universalismus des Christenthums ist schattenhaft vorgebildet in dem Universalismus des römischen Reichs, der Glaube an den Einen lebendigen Gott in dem Monotheismus, der durch die Arbeit der Philosophie und durch die Mischung der Nationalgötter in immer weiteren Kreisen sich Bahn bricht. Ueberall zeigt sich ein Suchen und Fragen, das seiner Erfüllung harrt und sie finden wird, das Suchen nach Erlösung in dem Heiland aller Völker, das Fragen nach dem Jenseits in der Predigt von dem Auferstandenen. Und mitten in der suchenden Heidenwelt steht Israel als Prophet, erfüllt auch hier seine Bestimmung, dem der da kommen soll, die Stätte zu bereiten. Wenn irgendwo, so kann man hier erkennen, um nicht zu sagen, mit Händen greifen, daß Alles in der Geschichte unseres Geschlechts nach dem Plane und Rathschlusse des gnadenreichen Gottes auf den abzielt, in dem alle Gottesverheißungen Ja und Amen sind, auf Christum den Herrn.

Zweites Kapitel.

Der sittliche Zustand der Heidenwelt.

Tit. 3, 3: Wir waren auch weiland unweise, ungehorsame, irrige, dienende den Lüsten und mancherlei Wollusten, und wandelten in Bosheit und Neid und haßten uns unter einander.

1. Glaube und Moral.

Eine Zeit, die am Glauben irre geworden ist, pflegt um so größeres Gewicht auf die Moral zu legen. Denken wir nur an die Zeit der Aufklärung bei uns, wie viel ist da moralisirt. Welche dickleibige Compendien der Moral, welche Fluth von Moralpredigten, moralischen Erzählungen, moralischen Liedern, welchen Raum nimmt in den Katechismen die Lehre von den Tugenden ein, deren man nicht genug aufzählen kann. Man fühlt, daß man etwas verloren hat und möchte den Verlust doch nicht eingestehen; man ahnt, daß mit dem Glauben auch die Sittlichkeit fallen muß, und möchte wenigstens mit Worten und Schriften den Beweis führen, daß dem nicht so ist. Man möchte die Frucht gern behalten, obwohl man die Wurzel selbst

abgeschnitten hat. Darum redet man so viel von der Frucht, um sich einzureden, es stehe noch gut mit ihr. Aber bald genug zeigt es sich, daß mit der Wurzel auch die Frucht unrettbar verloren ist.

So ähnlich ist auch die Zeit des ersten Jahrhunderts. Ueberblicken wir die Literatur, so sollten wir uns versucht fühlen, die Zeit für eine in besonderem Maße moralische zu halten. Moralisirt wird reichlich. Die ganze Philosophie geht in Moral auf; bis in die kleinsten Details wird eine Casuistik ausgearbeitet, wie der Weise sich in allen Verhältnissen und bei allen Ereignissen des Lebens verhalten soll. Es wird Sitte, Philosophen nicht bloß als Lehrer, sondern als Erzieher, man möchte bald sagen, als Beichtväter und Seelsorger in's Haus zu nehmen, um sich bei ihnen für die ganze Einrichtung des Lebens Rath und Weisung zu holen; und wie schön und trefflich wissen die von allen möglichen Tugenden zu reden. Sind doch Seneca's Tugendreden (um nur den Einen zu nennen) später Manchem so vortrefflich erschienen, daß man sie nur aus christlichem Einflusse erklären zu können glaubte, und die Sage von einem Verkehr des heidnischen Philosophen mit dem Apostel Paulus aufkam. Aber was sind diese Moralpredigten? Worte, nichts als Worte. Derselbe Seneca, der so schön von der Enthaltsamkeit und Genügsamkeit des Philosophen zu reden weiß, der überall die Verachtung des Irdischen als des Nichtigen und Eitlen zur Schau trägt, brachte in den vier Jahren seiner höchsten Machtstellung ein Vermögen von 300 Millionen Sesterzien (über 15 Millionen Thaler) zusammen und, während er einen Tractat über die Armuth schrieb, hatte er in seinem Hause 500 Citrustische, Tische mit kostbaren gemaserten Holzplatten, die aus dem Atlas kamen und von denen einzelne mit 30,000 Thlr., ja mit 100,000 Thlr. bezahlt wurden. Demselben Seneca, der so viel über Sittenreinheit predigt, wird öffentlich Ehebruch mit

Julia und Agrippina vorgeworfen, und seinen Zögling Nero leitete er zu noch schändlicheren Dingen an. Er schrieb einen Tractat über die Gnade und hat doch ohne Zweifel ein gut Theil der neronischen Gräuel auf seinem Gewissen. War er es doch, der den Brief verfaßte, in welchem Nero den Mord der eigenen Mutter vor dem Senate rechtfertigt! Auch diese Zeit liefert einen Beweis für die Unzertrennlichkeit von Glauben und Sittlichkeit. Handelt es sich auch nur um unvollkommene heidnische Sittlichkeit, auch die muß fallen, nachdem der Glaube gefallen ist. Erst wenn wir ein Bild von ihren sittlichen Zuständen gewinnen, erst dann wird sich uns der ganze tiefe Verfall der Heidenwelt zeigen.

Aber ein solches Bild ist schwer zu gewinnen. Zwar könnte ich mich einfach auf Schilderungen von Zeitgenossen berufen, die ein Bild der sittlichen Zustände entwerfen, und was für ein Bild! Seneca sagt einmal: „Alles ist voll von Verbrechen und Lastern. Es wird mehr begangen als sich mit Gewalt heilen läßt. Ein ungeheurer Wettstreit der Verworfenheit wird gestritten. Tagtäglich wächst die Lust an der Sünde, tagtäglich sinkt die Scham. Wegwerfend jede Achtung vor dem Erhabenen und Heiligen stürzt sich die Lust wohin es sei. Das Laster verbirgt sich nicht mehr, es tritt vor aller Augen. So öffentlich ist die Verworfenheit geworden, so mächtig lodert sie in allen Gemüthern auf, daß die Unschuld nicht mehr selten, daß sie gar nicht mehr vorhanden ist.“ Etwas später ruft Lucian aus: „Wer Reichthum liebt und Geld bewundert, wer das Glück des Lebens in Purpur und Macht findet, wer unter Schmarotzern und Sclaven nie einen Begriff gehabt hat von Freiheit, Freimuth und Wahrheit, wer den Lüsten, vollen Tischen, Trinkgelagen, Hurerei, Zauberei, Lug und Trug huldigt, der mag nach Rom gehen!“ Oder wollen wir neben diesen etwas rhetorischen Schilderungen einen nüchternen und ruhigen Ausspruch, so mag der

des Historikers Livius hier stehen: „Durch Tugenden ist Rom groß geworden bis jetzt, wo wir weder unsere Laster noch deren Gegenmittel ertragen können.“ Aber man würde mir antworten können: das sind aus pessimistischen Anschauungen hervorgegangene allgemeine Schilderungen, die in ihrer Allgemeinheit wenig Werth haben, denn Niemand wird leugnen können, daß sie nicht überall zutreffen, und neben dem hier allein hervorgehobenen Dunkel doch auch das Licht nicht fehlt.

So könnte ich nun statt ganz Allgemeines, ganz Specielles geben, eine Blumenlese von Gräueln, die in jener Zeit begangen sind. Ich könnte das Bild einer Messalina zeichnen oder erzählen, wie Nero den Bruder, die Gattin, die eigene Mutter mordet, wie er sie zuerst mit seinen Ränken umspinnt, versteckter Weise ihren Tod suchend, wie er dann, als das mißlingt, zu brutaler Gewalt greift und selbst die Mörder hinschickt, ihr das Schwert in den Leib zu stoßen, der ihn geboren; wie er dann das Geschehene vor dem Senat mit Lügen rechtfertigt, und dieser, so leicht die Lügen zu durchschauen waren, in sclavischer Unterwürfigkeit neue Ehren für den Kaiser beschließt und in den Tempeln der Götter Dankgebete darbringt; wie der Muttermörder, vom Senat begrüßt, von dem Volke, nach Tribus geordnet, mit Weibern und Kindern in festlichem Schmucke bewillkommnet, als Triumphator in Rom einzieht. Ich könnte den Kaiserwahnsinn eines Caligula schildern oder die Regierung der Freigelassenen unter Claudius und dann sagen: Das ist die Zeit! Allein mit Grund würde man mir antworten, daß zu allen Zeiten einzelne Gräuelthaten vorkommen, daß man aber nicht in den Fehler verfallen darf, darnach ohne Weiteres eine ganze Zeit zu beurtheilen. Zwar könnte ich dem wieder entgegenhalten, daß solche Gräuel nur die Spitze einer Pyramide sind, die ihre breite Basis im Volksleben hat, daß Gestalten wie die der Messalina doch nicht zu allen Zeiten zu finden sind, und daß ein Kaiser, der seine

Mutter mordet, ein Senat, der dafür Dankgebete beschließt, ein Volk, das den Mörder als Triumphator einholt, doch einen schrecklichen allgemeinen Sittenverfall voraussetzen, um auch nur möglich zu sein; aber ich gebe zu, daß es keine schlechtere Art gibt, eine Zeit zu charakterisiren, als die, allen Schmutz, den man finden kann, auf einen Haufen zu kehren. Da mag jedes Detail richtig sein, das Gesammtbild ist dennoch falsch.

So viel ist wohl klar, wollen wir ein einigermaßen zutreffendes Bild der Zeit gewinnen, so dürfen wir weder zu sehr bei allgemeinen Urtheilen stehen bleiben, denn ihre Allgemeinheit bringt es mit sich, daß es auch Ausnahmen gibt, noch auch zu sehr bloß auf Einzelnes sehen, denn es fragt sich noch, wie weit das Einzelne für die ganze Zeit Bedeutung hat. Am besten werden wir den Weg einschlagen, daß wir die verschiedenen Lebensgebiete durchgehen und so uns zuletzt aus einer Menge von Einzelheiten ein Gesammtbild zusammensetzen.

2. Ehe und Familienleben.

Beginnen wir mit dem Lebensgebiete, in dem alle anderen wurzeln, dessen Gesundheit daher Vorbedingung für die Gesundheit des Volkslebens überhaupt ist, dessen Bestand eben aus diesem Grunde aber auch wie sonst nichts einen Maßstab für das sittliche Leben einer Zeit bietet, mit der Ehe und dem Familienleben.

Die japhetidischen Völker haben als bestes Erbtheil Scham, Keuschheit und Zucht mit bekommen. Das ist es, was sie so bestimmt von den Nachkommen Ham's unterscheidet und hoch über diese erhebt. Aber sie machen es wie der verlorene Sohn, sie vergeuden ihr Erbtheil. Am frühesten die Griechen. Auch bei ihnen fehlt in ihrer Jugendzeit Keuschheit und Zucht nicht

(denken wir nur an Penelope), aber schon in der Blüthezeit Griechenland's ist sie dahin. Fast alle ihre großen Männer, von Alcibiades, dem sie nachsagten, er sei der Mann aller athenischen Weiber und das Weib aller athenischen Männer, gar nicht zu reden, selbst ein Themistocles und ein Pericles sind in diesem Stücke nicht rein. Das weibliche Geschlecht steht in Griechenland niedrig, ist von der Bildung ausgeschlossen und nimmt an Allem, was den Mann beschäftigt, am öffentlichen Leben, am Vaterlande und dessen Ergehen, keinen Theil. Die ganze Geschichte Griechenlands zeigt fast gar keine großen Frauen. Um so hervorragender ist die Stellung, welche die Buhlerinnen einnehmen, und die Rolle, die sie im Leben des Volkes spielen. Sie besuchten die Hörsäle der Philosophen, sie schriftstellerten und standen im Verkehr mit hervorragenden Staatsmännern. Auch Sokrates ging, die Aspasia zu hören. Berühmte Männer sammelten ihre witzigen Gedanken und schrieben ihre Geschichte. Sie gaben aber auch die Modelle ab zu den Götterbildern. Dem Praxiteles diente Phryne, dieselbe Buhlerin, die den Thebanern ihre Mauern wieder aufzubauen versprach, wenn sie mit goldenen Buchstaben daran schreiben wollten: „Alexander hat sie zerstört, Phryne wieder erbaut," als Modell zu einer berühmten Statue der Venus Gnidia. Also zu Dirnen erhoben die Griechen ihre Hände, wenn sie in ihren Tempeln beteten, und wie weit alle Scham untergegangen war, dafür genüge als Beleg, daß eben diese Phryne bei dem Feste des Poseidon in Eleusis als Venus Anadyomene auftrat und vor den Augen des jubelnden Griechenlands ganz nackt mit aufgelösten Haaren in's Meer stieg.

Viel länger bewahrten die Römer ihr Erbtheil. Zu den Wurzeln der römischen Kraft gehört auch die Keuschheit, Zucht und strenge Sitte der älteren Zeit. Nichts Unzüchtiges wurde geduldet, keine nackten Götterbilder verletzten die Scham. Die Ehe ward heilig gehalten, und die Kinder wuchsen unter den

Augen züchtiger Mütter und unter ihrer Pflege in den einfachen Verhältnissen des Hauses auf. Nach Plutarch war in den ersten 230, nach Andern sogar in den ersten 520 Jahren Roms keine Ehescheidung vorgekommen. Ein genialer Wüstling wie Alcibiades hätte in Rom keinen Boden gefunden, eine Aspasia oder Phryne keine Rolle spielen können.

Das wurde anders, als mit griechischer Bildung auch griechische Leichtfertigkeit in Rom einzog, als die Reichthümer der eroberten Welt hier zusammenflossen, und an die Stelle der republikanischen Einfachheit der Luxus der Kaiserzeit trat. Die alte schlichte Häuslichkeit ist dahin, Keuschheit und Zucht geht unter. Ein Luxus der Toilette reißt ein, eine Raffinirtheit und Unnatürlichkeit zugleich, wie die Welt etwas gleiches wohl zu keiner Zeit wieder gesehen hat. Mit einem künstlich bereiteten feinen Teige, den sie Nachts auf ihr Gesicht legte, schützte die vornehme römische Dame ihren Teint; dann badete sie in Eselsmilch; der künstlichen Waschmittel, wohlriechenden Oele, Salben, Parfümerien, verschiedenfarbigen Schminken waren unzählige. In allen Toilettenkünsten ausgelernte Sclavinnen standen ihr zu Gebote und wurden beim Ankleiden oft roh und grausam behandelt, mit langen Nadeln gestochen oder geschlagen. Für jede besondere Schminke war eine besondere Sclavin angestellt, die darauf ganz eingeschult war, die Augenbrauen schwarz oder die Wangen roth zu färben. Die Haare wurden auf's künstlichste frisirt, gefärbt oder ganz abgeschnitten und durch fremdes Haar ersetzt. Besonders beliebt war in der ersten Kaiserzeit röthliches Haar; die Händler konnten dessen nicht genug aus Deutschland beschaffen. Welche Pracht, welcher Wechsel der Kleider, welche Fülle von Gold, Perlen und Edelsteinen, Ohrringen und Armspangen! Lollia Paullina, die Gemahlin des Caligula, trug bei einem Verlobungsfeste einen Schmuck von Smaragden, der, wie sie sogleich durch Vorzeigung von Documenten zu

beweisen bereit war, 40 Millionen Sesterzien (2,900,280 Thlr.) werth war. Das berühmte Halsband der Königin Marie Antoinette, das in der französischen Revolution so verhängnißvoll wurde, kostete nur 1,600,000 Frcs., also nur etwa den sechsten Theil. Ganze Landgüter, zwei oder drei, sagt Seneca, tragen sie in den Ohren.

Natürlich wollte man den Schmuck auch zeigen. Hatte früher die römische Frau sich zu Hause gehalten, nur selten und dann verschleiert oder in verschlossener Sänfte sich auf der Straße sehen lassen, jetzt wird die Losung nach Tertullians Worten: „Sehen und gesehen werden." Auf Spaziergängen, im Theater, im Circus, bei Gastmählern trugen sie sich und ihren Schmuck zur Schau. Für die, welche was dazu nöthig war nicht selbst besaßen, gab es Rath; Kleider, Schmuck, einen Tragsessel, Kissen, selbst eine alte Wärterin oder eine blonde Zofe konnte man in Rom für einen Tag im Theater oder im Circus miethen. Wie entsittlichend das wirken mußte, liegt auf der Hand; um so mehr, als die Aufführungen im Theater durch und durch sittenlos waren, und auch beim Gastmahl überall die der Mythologie entnommenen Bilder an den Wänden des Saals, auf den Tischen, an den Speisegeräthen, nackte Gestalten, oft geradezu unzüchtige Bilder die Speisenden umgaben, von den Tänzen, den Schaustellungen, der Musik und dem Gesange ganz zu schweigen.

Die Folge war das fast gänzliche Verschwinden häuslicher Zucht und Sitte. Mögen die Schilderungen der Satiriker, des Juvenal und Persius, auch übertrieben sein, mag manches der dichterischen Ausschmückung angehören, was wir bei Horaz und vor Allem bei Ovid lesen, immer bleibt genug übrig, um dieses Urtheil zu begründen. Ehen werden jetzt ebenso leichtfertig geschlossen wie leichtfertig aufgelöst. Neigung kommt nicht in's Spiel; für den Mann ist die Ehe ein Finanzgeschäft, für das

Mädchen das ersehnte Mittel, aus den engen Schranken der Kinderstube (denn meist fast unmittelbar aus der Kinderstube trat sie in die Ehe) herauszukommen und frei zu werden. „Es gibt Frauen, die ihre Jahre nicht nach Consuln, sondern nach Männern zählen," sagt Seneca einmal. „Sie lassen sich schon wieder scheiden," spottet Juvenal, „ehe noch die Kränze von der Hochzeitsfeier verwelkt sind," — und Tertullian: „Sie heirathen nur, um sich scheiden zu lassen." Freunde wechseln die Frauen, und man sieht darin nichts Entehrendes, den Namen der Freundschaft zu benutzen, um dem Freunde das Weib zu verführen. Seneca geht so weit zu behaupten, die Ehe werde nur geschlossen, weil der Ehebruch ein neuer pikanter Reiz sei. Eheliche Treue war zum Gespött geworden. „Wer nicht Liebeshändel hat, wird verachtet," behauptet derselbe Seneca. Nicht das Theater allein und der Circus bot Gelegenheit, Liebeshändel anzuknüpfen und fortzuspinnen, auch die Tempel waren nicht zu heilig und die Bordelle nicht zu schmutzig dazu. Es kam vor (ein schrecklicheres Symptom der Versunkenheit ist kaum denkbar), daß vornehme Damen sich in das Polizeiverzeichniß der öffentlichen Dirnen aufnehmen ließen, um sich ganz den zügellosesten Ausschweifungen ergeben zu können. So häufig wurde dieser Skandal, daß mit Gesetzen dagegen eingeschritten werden mußte! Kindersegen war nur eine Last. Kindermord und noch Schändlicheres galt als keine Sünde, da nach heidnischer Anschauung der Vater volle Gewalt über die Kinder hat. Häusliche Arbeiten waren verächtlich und die aufwachsenden Kinder wurden den Sclaven überlassen. Die Mütter kümmerten sich mehr um ihre Toilette oder darum, welcher Flöten- oder Cytherspieler im nächsten Wettkampf den Kranz erhalten, welches Pferd beim nächsten Rennen, welcher Athlet oder Gladiator im Amphitheater siegen werde, als um die Erziehung der Kinder.

So mußte natürlich die Ehe selbst immer tiefer in Ver-

achtung gerathen. Wer wollte denn noch heirathen, nur um einer zuchtlosen Frau die Mittel zu ihrer Verschwendung zu bieten? Auch die Männer zogen die Freiheit des ehelosen Standes vor. In solchem Maße nahm die Ehelosigkeit und die Kinderlosigkeit überhand, daß der Staat einzugreifen für nöthig achtete. Schon Augustus gab Gesetze, welche die über ein bestimmtes Alter hinaus Ehelosen mit Strafen und höheren Steuern belegte. Im Senat widersprach man Anfangs und machte zu Gunsten der Abneigung gegen die Ehe die Zuchtlosigkeit der Frauen geltend. Die später noch verschärften, immer wieder aufgefrischten Gesetze, konnten freilich das tiefliegende Uebel nicht beseitigen. Viele zogen es vor, die von den Gesetzen über Ehelose und Kinderlose verhängten Strafen über sich zu nehmen. War doch das ehelose Leben ein ganz ungebundenes, hatte doch selbst die Kinderlosigkeit ihre Vorzüge. Denn in diesem Falle hatte man etwas zu vererben und wurde von solchen, die darauf rechneten, im Testamente bedacht zu werden, umschmeichelt und mit allerlei Gunstbezeugungen geehrt. Die Erbschleicherei ist in der ersten Kaiserzeit ein eingewurzeltes Uebel und so an der Tagesordnung, auch so wenig als verächtlich empfunden, daß z. B. Seneca in einem Briefe, in dem er eine Mutter über den Verlust ihres einzigen Sohnes tröstet, als Trostgrund ganz unbefangen auch den hervorhebt, daß sie nun als kinderlose Wittwe um so mehr von solchen werde geehrt und geliebt werden, die auf eine Erbschaft hofften.

Es ziemt sich nicht, den Schleier zu lüften von den Unzuchtssünden, deren die Heidenwelt voll war. „Gott hat sie dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit zu schänden ihre eigenen Leiber an ihnen selbst,“ schreibt St. Paulus Röm. 1, 24, und zu jedem Zuge des furchtbar düsteren Bildes, das er dann entwirft, ließen sich leicht Belege beibringen. Kann man doch an Gestalten wie Nero recht erkennen, wie Blutdurst und Wollust

Hand in Hand gehen; kommt doch in den Orgien der Zeit, z. B. in dem großen Feste, das der Präfect Tigellinus auf einer künstlichen Insel im See des Agrippa gab, die Schamlosigkeit so offen zu Tage, daß etwas auch nur Aehnliches selbst die wüstesten Gelage späterer Zeiten nicht bieten. Man weiß nicht was entsetzlicher ist, die Frechheit, mit der die Wollust auftritt, oder das Raffinement, mit der sie nach immer Unnatürlicherem sucht. Selbst die Tempel dienen der Unzucht, die Priesterinnen waren Buhldirnen, und was schändlich ist zu sagen, das wird bei den Heiden als Theil des Gottesdienstes geachtet und geübt.

Gewiß gab es auch Ausnahmen. Selbst wenn es die Grabinschriften nicht bewiesen, müßten wir annehmen, daß es namentlich in den Mittelklassen auch noch gute Hausfrauen und in Treue geführte Ehen gab, während die höheren Stände viel tiefer verderbt waren. Oft liest man auf einem Grabstein, den ein Mann seiner Frau setzt: „Nie habe ich von ihr ein Leid erfahren, als da sie mir starb," und das Lob der Häuslichkeit, der Frömmigkeit und Keuschheit wird häufig ausgesprochen. Aber so viel darf man als sicheres Ergebniß hinstellen, daß das eheliche und häusliche Leben in weiten Kreisen verderbt und bis in's Innerste zerstört war, und eine Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit eingerissen, die selbst das Schlimmste, was in dieser Beziehung unsere heutigen Großstädte bieten, noch weit übertrifft. Edlere Seelen fühlten das. Mit welchem Ernste hat Tacitus seinen Zeitgenossen die Keuschheit und Zucht deutscher Frauen als Spiegel vorgehalten. Man machte auch immer wieder Versuche dem Uebel zu steuern, aber breiter und breiter riß der Strom des Verderbens ein. Wurde er doch auch durch die ganzen Zeitverhältnisse begünstigt. Die Welt war erobert, nun sollte das Gewonnene genossen werden. Genuß ist für ein Jahrhundert und mehr noch die Losung bei Hoch und Niedrig, und nicht eher ist auch in diesem Stücke mehr Ernst wiedergekehrt,

als bis die Zeit des Genießens vorüber war, und die steigende Noth, das wachsende Elend gegen Ende des zweiten und im dritten Jahrhundert überhaupt die Welt wieder ernster stimmte.

3. Arbeit und Luxus.

Welche Reichthümer waren aber auch aus den eroberten Provinzen nach Rom geflossen, und welche Summen mußten noch immer, auch als das kaiserliche Regiment eine geordnetere Finanzwirthschaft einführte, von den Provinzen aufgebracht werden. Namentlich als die im Orient seit Jahrhunderten aufgehäuften Schätze den Siegern zufielen, strömte das Gold in noch nie geahnter Fülle zu. Allein aus dem Tempel in Jerusalem hatte Crassus 10,000 Talente (15,717,500 Thlr.) geraubt. Als Proconsul von Syrien erpreßte Gabinius 100 Millionen Denare (23,388,000 Thlr.). Dem Ptolomäus Auletes hatte derselbe Gabinius 10,000 Talente abgenommen, nachdem ihm Cäsar schon 6000 vorher genommen hatte, zusammen also ungefähr 25 Millionen Thaler. Auch die anderen Provinzen, Spanien, Gallien steuerten erheblich bei. Hatte doch Q. Lentulus Caepio allein aus der Tectosagenstadt Tolosa 15,000 Talente (23,576,250 Thlr.) weggeschleppt.

Reichthum ist nicht bloß für den Einzelnen, er ist auch für ein Volk gefährlich, doppelt gefährlich, wenn er wie in Rom plötzlich zuströmt und nicht die allmälig angesammelte Frucht der Arbeit ist. In Rom war die Folge Untergang des Mittelstandes, Anhäufung colossalen Vermögens in wenigen Händen und Verarmung der Massen, dann maßloser Luxus und Ueppigkeit.

Einen Mittelstand wie die neuere Zeit kennt das Alterthum überhaupt nicht, denn die Arbeit, die Grundlage eines gesunden Mittelstandes, gilt nicht als Ehre, sondern als Schande.

Plato hält es für recht, die Menschen zu verachten, denen es ihre Beschäftigung nicht gestattet, sich ihren Freunden und dem Staate zu widmen. Nach Aristoteles sind alle Arbeiten, welche physische Kraft erfordern, für den freien Mann erniedrigend. Die Natur hat dafür eine eigene Menschenclasse geschaffen; es sind die, welche wir uns unterwerfen, um als Sclaven oder Tagelöhner für uns zu arbeiten. Etwas anders, aber im Grunde doch ebenso steht es bei den Römern. Cicero verachtet jede Arbeit, mit der Geld verdient wird, als unwürdige Knechtschaft. Ausgenommen ist nur die ärztliche Kunst, die Architektur und der Großhandel als eines freien Mannes würdige Beschäftigung. Es ist der Fluch der Sclaverei, daß die freie Arbeit nicht geachtet wird, ein aus freien Arbeitern bestehender Mittelstand nicht aufkommen kann.

Auf dem Lande hatte Italien früher einen solchen in den freien Bauern besessen, die auf kleinen Gehöften mit fleißiger Arbeit den Acker bestellten, wie der Boden Italiens einen solchen Anbau in Kleinem fordert. Diesen freien Bauernstand, der auch den Kern der Legionen bildete, hatten die Bürgerkriege vernichtet. Mehr als einmal wurden die abgedankten Legionen der Sieger mit Ländereien in Italien belohnt. Schon Sulla hatte an 23 Legionen solche Municipien, die sich ihm feindlich gezeigt, vertheilt. Mit klingendem Spiele zogen die Soldaten in Florenz, in Pränefte und den andern ihnen angewiesenen Orten ein, vertrieben die Bewohner und nahmen Häuser und Aecker in Besitz. Aehnlich hatte es Octavian mit 34 Legionen gemacht. Die alten Soldaten wurden nur selten zu fleißigen Bauern. Das leicht Erworbene wurde leicht vergeudet. Speculanten kauften die Aecker auf. Die im Orient oder in Gallien reich gewordenen römischen Großen legten hier ihre Capitalien an. So entstanden große Latifundien, ungeheure, oft Quadratmeilen umfassende Güter. Bei der Größe des Grundbesitzes

und den geringen Arbeitskräften lohnte der Ackerbau nicht mehr. An seine Stelle trat Viehzucht, die nicht so viel Arbeit erforderte und sichereren Gewinn bot. Wo früher reiche Kornfelder wogten, reiche Obstgärten gestanden hatten, sah man jetzt meilenweit nur eine von Vieh beweidete Oede. Wo früher zahlreiche Dörfer inmitten wohlbebauter Felder und Gärten das Auge erfreut hatten, erhoben sich jetzt nur in weiten Entfernungen die Ergastula, kerkerartige Wohnungen, die Hunderte von elenden Sclaven bargen.

Der Entvölkerung des platten Landes entsprach die Uebervölkerung der großen Städte. Was sich auf dem Lande nicht mehr halten konnte, strömte in die Städte, namentlich nach Rom. Und welche Bevölkerung war es, die sich hier zusammendrängte! Wir kennen die Einwohnerzahl Roms in der ersten Kaiserzeit nicht ganz genau. Einige schätzen sie auf 1½, andere, z. B. Hoeck, auf 2 Millionen und höher. Darunter waren nur etwa 10,000, die den höheren Ständen angehörten, Senatoren und Ritter; dann zählt Hoeck 1 Million Sclaven und etwa 50,000 Fremde; die übrigen bildeten die Plebs urbana. Diese war durchweg arm. Verdienst gab es in Rom wenig. Die Reichen ließen was sie bedurften im Hause durch die Schaaren ihrer Sclaven herstellen. Auch große Bauten wurden von den Bauunternehmern durch Sclaven ausgeführt. So hatten die Handwerker nur geringe Leute zu Kunden. Sonst boten nur die Stellen der Unterbedienten bei den Magistraten, der Diener bei den Priestercollegien, der Dienst bei Leichenbestattungen u. s. w. Gelegenheit zum Verdienst. Ein eigentlicher Mittelstand fehlte. Viele suchten ihr Brod als Clienten bei den Großen, ein Brod, das kümmerlich genug war, wenig besser als Sclaverei. Von früh Morgens bis spät Abends mußten die Clienten, mochte es heiß sein oder mochte es schneien, in der Toga ihrem Patron zum Dienst bereit sein, ihm im

Hause aufwarten, ihn auf seinen Wegen begleiten. Dafür erhielten sie dann eine Gabe und wurden bei Festlichkeiten im Hause des Patrons eingeladen, um den Pomp vermehren zu helfen. Sonst wurden sie oft auf das schmählichste und wegwerfendste behandelt, selbst von den Freigelassenen und Sclaven ihres Herrn. Der große Haufe des Volks lebte in fast völligem Müßiggang und wurde vom Staate unterhalten.

Schon in früheren Zeiten war den römischen Bürgern Getreide gegen einen mäßigen Preis geliefert. Clodius hatte im Jahr 695 der Stadt ein Gesetz durchgebracht, wornach es ihnen unentgeldlich geliefert werden sollte. In den Zeiten der Bürgerkriege mehrte sich die Zahl der Getreide-Empfänger erheblich, da natürlich jeder Gewalthaber um die Gunst des großen Haufens buhlte. Zu Cäsars Zeit waren ihrer 320,000. Nachher wurde die Zahl durch Aussendung von Armencolonien auf 130,000, unter Augustus auf 100,000 herabgedrückt, wuchs aber immer wieder an. Die Bedürftigkeit sollte untersucht werden. Rücksicht auf die Sitten und den Lebenswandel wurde nicht genommen. „Die Getreidespende," sagt Seneca, „empfängt der Dieb so gut wie der Meineidige und der Ehebrecher; ohne Rücksicht auf die Sitten ist jeder Bürger." An einem bestimmten Tage des Monats nahm jeder in die Listen Eingeschriebene die tessera frumentalis, eine Anweisung auf 5 Scheffel Weizen, in Empfang. Dieses Maß wurde dann in den Magazinen Jedem, der die tessera brachte und vorzeigte, zugemessen. Deßhalb wurden die Anweisungen auch oft verkauft, zumal das Maß so groß war, daß es für mehr als Einen genügte. Außerdem wurden auch Geldgeschenke (congiaria) ausgetheilt. Diese waren entweder Almosen, dann kamen sie nur den Getreideempfängern zu Gute, oder eigentliche Geschenke, dann erhielten sie alle bis auf die Knaben herab. So z. B. in den Jahren der Stadt 725, 730, 742, wo Jeder 400 Sesterzien (ungefähr

20 Thlr.) empfing. Jedes derartige Congiarium kostete dem Staate 250 Millionen Sesterzien, ungefähr 13 Millionen Thaler.

Eine solche Freigebigkeit hat die Welt nicht wieder gesehen, aber beachten wir es wohl, Liebesthätigkeit ist das nicht. Nicht der Mensch, sondern der römische Bürger wird bedacht; nicht der Mensch, sondern der Staat ist der Schenkende; nicht Liebe, sondern Recht ist das Maßgebende. Es ist im Grunde nur sein Antheil an der Beute der eroberten Welt, den der einzelne Bürger in Form eines Congiariums erhält. Deßhalb steigerte das Empfangene nur die Ansprüche. Zu Augustus Zeiten forderte das Volk zu dem Getreide stürmisch auch Wein. Der Kaiser ließ ihm zur Antwort geben: „Es sei durch Wasserleitungen hinreichend gesorgt, daß Keiner Durst leide.“ So konnte dieses System von Schenkungen auch nur entsittlichend wirken. Die Liebe hebt den Armen, solche Schenkungen erniedrigen ihn. Erst das Christenthum hat wahre Liebesthätigkeit gebracht, und wie es die Arbeit geadelt hat, so hat es auch die unverschuldete Armuth geehrt.

Während der große Haufe von Almosen lebte, schwelgten die wenigen Besitzenden in unerhörtem Luxus. Bis auf Augustus war Rom, verglichen mit dem was es später wurde, eine ziemlich ärmliche Stadt gewesen. Augustus konnte sich rühmen, statt der Backsteinstadt, die er vorgefunden, eine Marmorstadt zurückgelassen zu haben. Nicht bloß die öffentlichen Gebäude, auch die Privatwohnungen zeigen von nun an eine unvergleichliche Pracht. Eine Wohnung, die mit Zubehör (Gärten u. s. w.) vier Morgen umfaßte, galt noch als enge. Welchen glänzenden Anblick boten die Atrien mit ihren hohen Säulen, zu denen die kostbarsten Steine aus der ganzen Welt zusammengeholt wurden. Balken von hymettischem Marmor ruhten auf Säulen von afrikanischem; die Wände bildeten kostbare Tafeln von geflecktem

Marmor oder Alabaster mit Leisten von grünem Serpentin eingefaßt, der weit her aus Aegypten oder vom schwarzen Meere kam. Die Gewölbe glänzten von Glasmosaik, die Fußböden waren künstlich ausgelegt. Dazwischen grünes Gebüsch und plätschernde Springbrunnen, während in der Höhe von Säulendach zu Säulendach zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen eine purpurne Decke sich spannte, den Mosaikfußboden und den Moosteppich mit röthlichem Schimmer übergießend.

Alles übertraf Nero's goldenes Haus. Es war an Größe einer Stadt gleich; die dazu gehörenden Säulengänge hatten die Länge von einer Meile. Vor der Front stand eine Kolossalstatue des Kaisers, 110 Fuß hoch. Dem entsprachen die übrigen Dimensionen. Es umfaßte Felder und Gärten, Wiesen und Wälder, selbst ein See fehlte nicht. Säle und Zimmer waren mit Gold überzogen, mit Edelsteinen und Perlmutter ausgelegt oder auch mit Spiegelglas, das dem Beschauer sein ganzes Bild zurückwarf. Kleinere Gemächer hatten Wände, die ganz mit Perlen bedeckt waren. Besonders prächtig waren die Speisezimmer decorirt, und die Bäder boten den ausgesuchtesten Luxus. Die Speisezimmer hatten vergoldete, geschnitzte und bemalte Plafonds, die nach den Gängen des Mahls wechselten und so eingerichtet waren, daß Blumen und wohlriechende Wasser über die Gäste ausgeschüttet werden konnten. Zu den Bädern wurde in großartigen Wasserleitungen das Seewasser vom Meere her und das Schwefelwasser der Thermen von Tibur geleitet und ergoß sich aus goldenen und silbernen Krahnen in Bassins von buntfarbigem Marmor, der es bald roth, bald grün, bald weiß erscheinen ließ. „Nun fange ich doch an, wie ein Mensch zu leben," hatte Nero gesagt, als er eingezogen war. Otho bewilligte 3 Millionen zum Weiterbau, und doch fand Vitellius den Palast eines Kaisers noch nicht würdig. Natürlich vertheuerten diese umfangreichen Häuser die Bauplätze

ungemein, und für die Armen war in Rom so wenig Raum, wie in unseren großen Städten. Unter Nero wurde ein Gesetz gegeben, welches verbot, Häuser auf Abbruch zu kaufen, um mit den Plätzen zu spekuliren.

Außer seiner Stadtwohnung besaß der reiche Römer auch eine Anzahl von Landhäusern in den Bergen oder am Meer, in Süditalien oder im Norden zur Auswahl. Meilenweit erstreckten sich da die herrlichsten Parkanlagen, wie sie nur der sehr ausgebildete Sinn für Naturschönheit mit den zu Gebote stehenden ungeheuren Mitteln schaffen konnte. Hatte man auf Reisen Landschaften gesehen und besonders schön gefunden, so ließ man sie wohl dort nachbilden oder man suchte auch seine Befriedigung darin, etwas zu schaffen unter Verhältnissen und an Orten, wo jede Vorbedingung dafür fehlte. Wo Meer war, schuf man Land und legte da eine Villa an, nur um sagen zu können, daß man sie dem Meere abgetrotzt habe; oder es wurde mit ungeheuren Kosten Erde auf nackte Felsen gebracht, um dort einen Garten oder Wald zu pflanzen. Natur und Kunst, Geldmittel und Geschmack vereinigten sich, um in einem Lande, dessen Klima zauberhaft schön ist, dem Reichen ein beneidenswerthes Dasein zu verschaffen. Daß diese großen Villen die Aermeren von Grund und Boden vertrieben, den Acker seiner natürlichen Produktion, dem Korn-, Wein- und Obstbau entzogen und so das Proletariat mehren halfen, was kümmerte das die Reichen.

Und nun erst die öffentlichen Bauten! Eine wahre Bauwuth beherrscht die Zeit, und wenn die wahre Kunst schon im Sinken war, so strebte man, was an wirklich künstlerischer Durchbildung fehlte, durch Massenhaftigkeit und überreiche Decoration zu ersetzen. Wir können uns jetzt in der That kaum noch eine Vorstellung machen von der Herrlichkeit und Pracht einer Stadt wie Rom. Selbst die schönsten und reichsten Weltstädte der Gegenwart kommen dem auch nicht entfernt nahe.

Dieser Fülle von Kunstwerken, von Palästen und Tempeln, von Theatern und Bädern, von Triumphbögen und nach Tausenden zählenden Statuen gegenüber erscheinen sie geradezu arm. Und denken wir dann an die zahlreichen übrigen Großstädte, von denen manche wie z. B. Antiochien und Alexandrien mit Rom rivalisirten, denken wir selbst an die kleineren Städte wie Pompeji, das uns durch ein günstiges Geschick erhalten ist, wie ist auch da alles von der Kunst reich geschmückt und bei einzelnen Verirrungen des Geschmacks doch durchweg so gefällig, so sauber und zierlich, daß es uns noch immer zum Vorbilde dient. Machen wir uns dann auch nur eine annähernde Vorstellung von der Großartigkeit der Nützlichkeitsbauten, der Brücken, Straßen, Wasserleitungen im ganzen Reiche, deren Trümmer in Afrika und in der Eifel, in Frankreich und in Syrien noch heute unsere Bewunderung erregen, so ist das Gesammtbild in der That staunenerregend, und wir bekommen einen Eindruck davon, welche Kraft auch in dem kaiserlichen Rom, dem das Meiste davon seinen Ursprung verdankt, noch vorhanden war.

Das Innere der Wohnungen bot zwar nicht, was wir heute Comfort nennen, aber desto mehr Reichthum und Pracht. Auch da zeigt sich, daß das Leben der antiken Welt nach außen gerichtet ist, nicht nach innen. Wir suchen im Hause vor Allem ein gemüthliches, behagliches Heim; die Neigung der alten Welt geht überall, auch im Hause, aufs Repräsentiren. Der Besitzer des Hauses will vor Allem seinen Reichthum und seine Würde glänzend zur Schau stellen. Die Räume des Hauses sind mit unsern Häusern verglichen leer, sie enthalten statt vieler Mobilien zum täglichen Gebrauch nur wenige, aber desto werthvollere Prachtstücke. Man sah dort kostbare Tische mit Citrusplatten auf Elfenbeinfüßen. Da standen Ruhebetten mit Gold und Silber ausgelegt und mit babylonischen Teppichen bedeckt, Prachtvasen aus korinthischer Bronce oder dem etwas räthselhaften Stoff

Murrha, von dem Gefäße 10,000 ja 50,000 Thaler an Werth vorkommen, Aeginetische Kandelaber, Schenktische mit alten Silberarbeiten, Statuen und Gemälde berühmter Künstler. Alles bis zum gewöhnlichen Hausgeräthe herab war in unvergleichlich höherem Maße als bei uns künstlerisch durchgebildet und ausgestaltet.

Dann das Leben in diesen prächtigen Häusern. Genußsucht, Weichlichkeit und Ueppigkeit führten hier das Regiment. Zahlreiche Sclaven standen des Winkes ihres Herrn gewärtig zu allen Dienstleistungen bereit, um ihm jede auch die geringste Mühe abzunehmen. Hatte man doch selbst Sclaven, die den Homer oder Virgil auswendig wußten und hinter dem Stuhle ihres Herrn stehend diesem ein Citat aus den klassischen Dichtern zuflüsterten, wenn er für gut fand, ein solches in die Unterhaltung einzuflechten. Von ernster Arbeit war keine Rede, höchstens von dilettantischer Beschäftigung mit den schönen Künsten. Sonst war das Leben eine große Orgie. Gastmähler und Feste jagten einander, eins noch ausgesuchter und raffinirter als das andere. Aus allen Welttheilen schleppte man die Genüsse zusammen, und je seltener und kostspieliger, desto höher wurden sie geachtet. Man überbot sich in der Kunst, bei einem einzigen Gastmahle Hunderttausende zu vergeuden, bis der Kaiser Vitellius Alles übertraf, indem er in den wenigen Monaten seines Kaiserthums 50 Millionen durchbrachte. Um von neuem essen zu können, gebrauchte man Brechmittel. „Sie speien um zu essen und essen um zu speien," sagt Seneca, „und wollen die aus allen Welttheilen zusammengebrachten Mahlzeiten nicht einmal verdauen." Welche Verschwendung wurde außerdem bei diesen Gelagen getrieben; für Blumen, mit denen die Gäste überschüttet wurden, Rosen und Veilchen mitten im Winter, für Salben und wohlriechende Wasser gab man an einem Tage Tausende aus. Alles wird übertrieben bis zur Unnatur, und oft muthet

es uns an, als wären wir in einem Zauberschlosse, wie die Märchen davon erzählen, wo alles von Silber und Gold ist. So z. B. wenn wir hören, daß Poppäa Sabina, die Gemahlin des Nero, auf der Reise 500 Eselinnen mit sich führt, um aus deren Milch ihre Schönheitsbäder zu bereiten, und daß diese Thiere goldene und silberne Hufbeschläge haben, während ihr Gemahl, wenn er sich am Fischen ergötzt, dabei sich golddurchwirkter Netze bedient.

Auf solch ein Treiben konnte nur eine Zeit verfallen, der aller Ernst des Lebens entschwunden, in der jedes Streben nach Höherem untergegangen und nur noch der bloße sinnliche Genuß die Losung war. Und umgekehrt mußte ja dieses Genußleben die Zeit noch immer mehr sittlich entleeren. „Durch die Schwelgerei," klagt ein Zeitgenosse, „sind die Geister einer thatenlosen Jugend schlaff geworden, und Niemand wacht mehr in der Mühe und Arbeit einer anständigen Beschäftigung. Schlaf und Mattigkeit und was schlimmer ist als beides, Eifer im Schlechten hat die Gemüther ergriffen. Nun macht das schimpfliche Studium des Gesanges und Tanzes sie weibisch, nun ist die Sucht die Haare zu kräuseln, die Stimme zu weiblichen Schmeichellauten abzuschwächen, mit den Weibern in körperlicher Verzärtelung zu wetteifern, in den unreinsten Lastern groß zu sein, das Gepräge unserer Jünglinge. Wer von euren Altersgenossen ist denn voll Geist? voll Lernbegierde? geschweige denn ein Mann?" Das war das Geschlecht, wie es uns Plinius und der Arzt Galen, hierin ein competenter Zeuge, schildert „mit blassen Gesichtern, hängenden Wangen, geschwollenen Augen, zitternden Händen und dicken Bäuchen, von schwachem Verstande und ohne Gedächtniß." Das waren die Leute, die sittlich verkommen, völlig erschlafft im Senate vor dem Kaiser krochen und jeden Fußtritt mit neuen ausgesuchten Schmeicheleien beantworteten, diese Aristokraten, die auf ihre alten stolzen Namen oder auf ihre Reich-

thümer pochten und doch einem Nero gegenüber nur Sclaven waren, höchstens im Vereine mit emancipirten Frauen Verschwörungen anzettelten, und dann doch nicht den Muth finden konnten, sie auszuführen, auch im Tode noch Feiglinge oder Wüstlinge.

Wie langweilig, wie schaal erschien bei dem Allem diesem blasirten Geschlecht das Leben! Von Genuß und Sinnenlust umrauscht, in der Lage, jede, auch die bizarrste Laune zu befriedigen, sind sie doch durch und durch unbefriedigt und suchen vergeblich durch immer neues Raffinement dem Leben neuen Reiz zu geben. Das Leben der Kaiserzeit ist im Grunde langweilig und inhaltslos. Sie hatten ja auch nichts mehr, was ihr Herz wahrhaft zu erheben im Stande gewesen wäre. Das Interesse am Gemeinwesen war untergegangen, seit der Kaiser allein die Welt nach seinen Launen regierte, oder wie es kam, auch durch Weiber oder Kammerdiener regieren ließ. Das religiöse Leben war geschwunden, die Philosophie in eitlen Wortkram ausgeartet, für eine schaffende, weiterstrebende Arbeit gab es keinen Raum zwischen einer überreichen Aristokratie und einem Pöbel, der gewohnt war, sich von seinen Herren füttern zu lassen. Man mag immerhin manches Einzelne, was über die Verderbtheit der Zeit gesagt ist, bezweifeln oder durch Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen anderer Zeiten abschwächen, das Eine wird man jedenfalls zugestehen müssen, von dem alle jene Einzelheiten nur ein Symptom sind und das selbst wieder das untrüglichste Symptom der Gesunkenheit der alten Welt ist, die Entleerung des ganzen Lebens von jedem höheren Zweck.

4. Spiele.

Ueberaus bezeichnend dafür ist auch die Erscheinung, daß damals in den höheren Ständen die Sucht weit verbreitet war,

auf dem Theater, im Circus, beim Wagenrennen und in den Gladiatorenspielen aufzutreten. War doch Nero darin mit seinem Beispiele vorangegangen. Stolzer als je ein römischer Triumphator war er mit seinen 1808 in den griechischen Spielen errungenen Siegeskränzen in Rom eingezogen und hatte sie an den Obelisk im Circus Maximus aufgehängt, während schon die Nemesis seiner Blutthaten an die Thore pochte. So verbreitet zeigt sich diese Neigung, daß ernstere Kaiser ihr durch Gesetze zu wehren suchten. Zu erklären ist sie nur aus dem Haschen nach neuen pikanteren Reizmitteln. Im Circus und in der Arena suchten die von allen möglichen Genüssen blasirten eine Aufregung, die sie sonst nirgends mehr fanden und setzten, gegen Alles gleichgültig geworden, in den Gladiatorenspielen ein Leben ein, das für sie keinen Werth mehr hatte. Ueberhaupt ist die leidenschaftliche Theilnahme dieser Zeit an allen Arten von Schaustellungen im höchsten Maße charakteristisch, und es lohnt sich der Mühe, ihr etwas eingehender unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, da sich von hier aus tiefe Blicke in den Bestand des sittlichen Lebens jener Zeit wie des ganzen Alterthums thun lassen.

Schauspiele (das Wort zunächst im weitesten Sinne genommen) haben für das antike Leben schon im Allgemeinen eine höhere Bedeutung als für die Jetztzeit. Auch hier erkennen wir den schon öfter berührten Zug des antiken Lebens nach außen wieder in der Freude an künstlerischer Darstellung, daher auch an öffentlichen Aufzügen und Schaustellungen aller Art. Auch im Gottesdienst zeigt sich das; der ganze Cultus hat etwas theatralisches, Processionen spielen darin eine große Rolle. Welche bedeutsame Stelle nimmt im griechischen Volksleben das Theater ein! Liegen doch auf diesem Gebiete zum Theil die höchsten Leistungen des griechischen Geistes, in den Dramen eines Aeschylus, Sophocles und Euripides. Freilich die Zeit, in der

man sich an solchen Geistesschöpfungen erfreute, war jetzt längst vorüber. Die hohen Gestalten im Kothurn und mit der Maske, mit feierlichem Gange und feierlicher Sprache waren von den Bühnen verschwunden. An dem Oedipus oder an der Antigone hätten nicht einmal die damaligen Griechen, geschweige denn die Römer mehr Geschmack gefunden. Am längsten hielt sich noch die neuere Komödie, in der wenigstens die Feinheit des Spiels anziehend wirkte. Possen und Pantomimen nehmen die Stelle ein. Die Attellana, eine Art Policinell-Komödie mit grotesker Komik und derben Späßen, der Mimus, ein lose zusammenhängendes Charakterbild aus dem gewöhnlichen Leben, mit Spaßmachern und vieler Bühnenkunst, mit reichen Decorationen und staunenerregenden Verwandlungen, das war's, woran man sich jetzt ergötzte. Nicht mehr die großen Thaten der Helden wurden da zur Nachahmung aufgestellt, nicht mehr die Zeitthorheiten verspottet: die Abenteuer betrogener Ehemänner, Ehebrüche und Liebesintriguen bildeten den Stoff. Man moquirte sich über die Tugend und spottete über die Götter; alles Heilige und Ehrwürdige wurde in den Koth gezogen. An Obscönität, unverhüllter und unzweideutiger, an unkeuschen Reden und die Scham verletzenden Schaustellungen überboten diese Schaustellungen Alles. Ballettänzerinnen warfen ihre Kleider ab und tanzten halb nackt, ja völlig nackt auf der Bühne. Von Kunst war keine Rede mehr, Alles war lediglich auf Sinnenkitzel berechnet.

Uebrigens tritt das eigentliche Theater damals stark zurück. Die Neigung des Volks geht vorwiegend auf die Spiele im Circus und im Amphitheater. Diese, ursprünglich religiöse Feste und immer noch mit religiösen Ceremonien verbunden, hatten in der Kaiserzeit auch eine politische Bedeutung gewonnen. Für die Gewalthaber kam viel darauf an, das Volk zu beschäftigen und zu unterhalten. Brod und Spiele! war die Forderung,

und so lange Rom satt zu essen hatte und sich amüsirte, war für den Kaiser wenig zu fürchten. Deßhalb wurde mit so großer Sorgfalt über die Kornzufuhr gewacht, deßhalb auch mit so ungeheuren Kosten für Spiele gesorgt. Je mehr das politische Leben verfällt, desto mehr Raum nehmen die Spiele ein. Ohne Unterschied haben die Kaiser, gute und schlechte, darauf große Summen verwendet. Die sparsamsten mußten doch dafür Geld haben, und die strengsten und einfachsten mußten hierin der Lust des Volkes nachgeben.

In bescheidenen Grenzen hatte schon die Republik die Spiele gekannt. Unter Augustus wurden bereits 66 Tage mit Spielen gefeiert, unter Marc Aurel war die Zahl auf 135 Tage gestiegen. Dazu kamen dann aber noch außerordentliche Feste. Titus gab dem Volke bei der Einweihung des flavischen Amphitheaters ein Fest von 100 Tagen, Trajan bei Gelegenheit seines dacischen Triumphes ein solches von 123 Tagen. So war es in Rom, wo freilich Alles auf den Gipfel getrieben wurde. Aber auch in den Provinzen fehlten die Spiele, wenn auch in bescheidenerem Maße, nicht. Die Trümmer zahlreicher und oft colossaler Amphitheater in allen dem römischen Reiche angehörenden Ländern beweisen es. Selbst in Palästina hatte der König Agrippa zum Entsetzen der Juden einen Circus bauen lassen, und seine Rennpferde sollen mit den römischen gewetteifert haben. An den Mauern von Pompeji sehen wir noch heute die Anschläge, in denen die Abhaltung von Spielen angekündigt wird. Es gehörte zu den lästigsten und drückendsten Pflichten der städtischen Beamten, auch in den Mittelstädten, auf eigene Kosten Spiele zu geben, und wir wissen zufällig von einem Gladiatorenspiel in einer italienischen Stadt mittleren Ranges aus dem Anfange der Kaiserzeit, das drei Tage währte und 29,000 Thaler kostete.

Oft wurde das Volk bei den Spielen auch gespeist und

ganze Tage wurden zu großartigen Schmausereien bestimmt. Auf umfangreichen Schüsseln und in großen Körben trugen kaiserliche Sclaven die Speisen und den Wein umher. Das ganze Volk, Männer, Weiber und Kinder, Senatoren und Ritter, der Hof und der Kaiser selbst speisten an großen Tafeln auf den weiten Plätzen Roms. Oder es wurden Feigen, Datteln, Nüsse und Kuchen unter das Volk geworfen, es regnete gebratene Hühner und Fasanen. Lotterieloose wurden vertheilt, auf die Kleines und Großes zu gewinnen war, etwa Kleidungsstücke oder Hausrath, Gold und Silber, aber auch Häuser und Landgüter. Wer Glück hatte, konnte an einem Tage ein reicher Mann werden. Da drängte sich denn das Volk zu; oft genug kamen Menschen in dem Gedränge um.

Am meisten interessirte sich das Volk für das Wagenrennen im Circus; hier am furchtbarsten waren die Leidenschaften erregt. Welche von den vier nach den Farben, die Pferde und Wagenlenker trugen, benannten Parteien, bei dem nächsten Rennen siegen wird, ob die rothe oder die grüne, die blaue oder die weiße, ist eine Frage, die schon Tage lang vorher Rom beschäftigte. Wetten wurden geschlossen oft um Hunderttausende, um ganze Landgüter, Opfer wurden gebracht, Wahrsager befragt, auch Zauberkünste angewendet, um der bevorzugten Partei den Sieg zu verschaffen. „Verlieren die Grünen," sagt Juvenal, „dann ist Rom so bestürzt, wie nach der Niederlage von Cannä." „Mochte ein Nero das Reich regieren oder ein Marc Aurel," so beschreibt Friedländer, dessen Schilderungen des römischen Lebens ich Manches entlehne, die Stimmung, „mochte das Reich Frieden haben oder im Bürgerkriege auflodern, mochten die Barbaren an die Grenzen stürmen, in Rom war für Freie und Sclaven, für Senatoren, Ritter und Volk, für Männer und Weiber die Frage von der größten Wichtigkeit, ob die Blauen siegen würden oder die Grünen."

Schon in der Nacht vorher strömte das Volk in den Circus um sich Plätze zu sichern, denn so ungeheuer der Raum war, so schwer war es doch, einen Platz zu bekommen. In Cäsars Zeit hatte der Circus 150,000 Plätze, Titus vermehrte sie auf 250,000, zuletzt waren es 385,000.

Eine gottesdienstliche Feier leitete das Spiel ein. Vom Capitol her kam unter dem Schalle der Tuben und Flöten eine große Prozession, voran die Magistratsperson, welche die Spiele gab, als Triumphator auf dem Wagen stehend, die Götter- und Cäsarenbilder auf Bahren getragen, von den Priestercollegien in vollem Schmuck begleitet, die ganze pompa diaboli, wie Tertullian sagt, zog durch das Hauptthor in den Circus und bewegte sich feierlich langsam durch die Bahn, von der Versammlung mit Aufstehen, mit jubelndem Zuruf und Händeklatschen empfangen. Dann richten sich aller Augen in athemloser Spannung auf den Balkon, von dem herab der Prätor das Zeichen zum Anfang des Rennens gibt. Jetzt fliegt das weiße Tuch in die Bahn. Misit! misit! er hats geworfen, ruft einer dem andern zu, und wie nun die Seile, welche die Bahn bis dahin absperrten, fallen, wie die Wagen hervorbrechen und in Staub gehüllt die Bahn durchlaufen, wie bald diese, bald jene Partei einen Vorsprung hat, von den Parteigenossen unter den Zuschauern je nachdem mit Jubel begrüßt, mit Zurufen angespornt oder mit Verwünschungen überschüttet, wie die Wagen oft an den Zielsäulen zerschellen und Rosse und Wagenlenker in einem wüsten Knäuel sich an der Erde wälzen, wächst mit jedem Augenblicke die Leidenschaft bis zur Raserei und macht sich in Toben und Gebrüll Luft. Endlich ist der Sieger am Ziele, von donnerndem Zuruf empfangen. Bänder, Schleifen, Kränze fliegen ihm zu. Vor dem Sitze des Kaisers empfängt er die mit Gold gefüllte Preisbörse und den Palmzweig und fährt feierlich langsam unter dem Jauchzen des Volks durch die Bahn der porta

triumphalis zu. Das Rennen ist zu Ende, aber nur um bald aufs neue zu beginnen. Oft folgten an einem Tage 24 Rennen nach einander mit einer kurzen Pause zu Mittag. Selbst dann gingen Viele nicht zu Haus; sie aßen im Circus und harrten auf ihren Plätzen aus, bis der Abend dem Schauspiel ein Ende machte.

Einer andern Art von Schaustellungen dienten die Amphitheater. Hier fanden die Gladiatorenkämpfe statt, die Thierhetzen, die Darstellungen von Land- und Seeschlachten, und wenn wir in den Pferderennen der Gegenwart noch etwas den Wagenrennen im Circus Aehnliches haben, so sind uns die Schauspiele des Amphitheaters etwas ganz Fremdes, und innerhalb der christlichen Welt kann man höchstens noch in den Stierkämpfen Spaniens einen, auch nur leisen, Nachklang derselben finden.

An den Mauern Pompeji's lesen wir noch heute die Inschrift: „Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatorenbande des Aedilen Suetius Certus am 30. Juli in der Arena zu Pompeji einen Gladiatorenkampf aufführen. Auch sollen Thiere gehetzt werden. Der Zuschauerraum ist gedeckt und wird bespritzt." Es muß ein prächtiger Anblick gewesen sein, solch ein Amphitheater, die aufsteigenden Sitze alle gefüllt, unten die vornehme Welt, Senatoren, Ritter, die Damenwelt in reichster Toilette, funkelnd von Gold und Edelsteinen, die Vestalinnen in priesterlichem Schmuck; dann weiter aufwärts die übrigen Stände, ganz oben der Haufe des Volkes, Landleute, Soldaten, Haussclaven. Weit über die Arena spannt sich ein Zeltdach von bewimpelten Masten getragen, bunte Teppiche bedecken Lehnen und Brüstungen, von Säule zu Säule ziehen sich Rosenguirlanden, dazwischen schimmernde Götterbilder, vor denen auf Dreifüßen Wohlgerüche dampfen. Alles athmet Lust und Freude. Man lacht, man schwatzt, man tauscht Höflichkeiten aus, man

spinnt auch Liebeshändel an oder man wettet für oder gegen diesen und jenen Kämpfer. Und doch, welch' grausiges Schauspiel ist es, dessen die Menge harrt!

Es beginnt mit einem Paradeaufzuge der Gladiatoren in vollem Waffenschmuck. Vor dem Kaiser neigen sie die Waffen und rufen: „Heil dir, Imperator! die zum Tode gehen, grüßen dich!" Zuerst findet nur ein Scheingefecht statt, dann gibt der düstere Schall der Tuben das Signal zum Gefecht mit scharfen Waffen. Die mannigfaltigsten Scenen lösen sich in beständigem Wechsel ab. Einzeln oder in Schaaren treten die Retiarier auf, fast nackt, ohne Rüstung, nur mit Dolch und Dreizack bewaffnet, und suchen den Schwergerüsteten das Netz über den Kopf zu ziehen, um ihnen dann mit Dolch und Dreizack den Todesstoß zu geben. Die Samniten, mit großen Schilden und kurzen geraden Schwertern, fechten gegen die Thracier mit kleinen runden Schilden und krummen Schwertern. Kämpfer ganz in Eisen zielen nach den Fugen in der Rüstung des Gegners, Reiter rennen mit langen Lanzen gegen einander, und wieder andere führen den Kampf nach Art der Britannier auf Streitwagen stehend.

Das Alles nicht zum Schein und Spiel, sondern in ganzem furchtbaren Ernst. Fiel Einer lebend in die Hand des Gegners, so überließ der Festgeber die Entscheidung über Leben und Tod den Zuschauern. Der Ueberwundene bat diese um sein Leben, indem er einen Finger in die Höhe hielt. Schwenkten diese mit den Tüchern, so war ihm das Leben geschenkt, kehrten sie den Daumen um, so galt das als Befehl zum Todesstoß. Tapfere die den Tod verachteten, fanden reichen Beifall, Zaghafte erregten die Erbitterung des Volkes, das es als eine Beleidigung ansah, wenn ein Gladiator nicht gern sterben wollte. Waren sie doch dazu in den Gladiatorenschulen ausgebildet und hatten dort auch gelernt, mit theatralischem Anstande ihr Leben

auszuhauchen. Hatte sie der Festgeber doch dazu von dem Lanista, dem Besitzer der Schule, gedungen. In den Institutionen kommt das einmal als Rechtsfrage vor. Ein Lanista überläßt einem Privaten eine Anzahl Gladiatoren mit der Bedingung, daß er für jeden, der gesund oder ohne schwere Verwundung aus dem Kampfe zurückkehrt, 20 Denare, für jeden Getödteten oder schwer Verwundeten 1000 Denare zahlt. Die Frage entsteht: Ist das Kauf oder Miethe? Cajus entscheidet: Bei den ersteren ist es Miethe, denn sie kehren zu ihrem Herrn zurück; bei den letzteren Kauf, sie gehören dem, dem sie gedient haben, denn was soll der Lanista mit den Todten oder Verstümmelten? Man hatte also ein erkauftes Recht auf ihren Tod, und so wurden denn die, welche etwa zu sterben zögerten, mit Peitschen und glühenden Eisen in den Kampf getrieben. Zur Wuth entflammt, schrieen die Zuschauer: „Tödte! peitsche! brenne! Warum führt der den Todesstreich so wenig herzhaft? Warum stirbt der so verdrossen?“

War das erste Blut vergossen, so steigerte sich das Gebrüll und der Beifallsruf der Menge, die förmlich nach Blut lechzte. Ehe die Ueberwundenen noch Zeit hatten, um Gnade zu flehen, erscholl schon der Ruf nach Blut, und erfolgte der Streich, der ihrem Leben ein Ende machte. Den noch zuckenden Körper schleiften Schergen in der Maske des Gottes der Unterwelt mit in die Brust eingesenkten Haken in die Todtenkammer, während die Sieger stolz ihre Palmzweige schwenkten, und die Zuschauer in höchster Erregung, auf den Bänken stehend, ihnen Beifall zujauchzten. In den Zwischenpausen wurde der blutgetränkte Boden der Arena umgeschaufelt, Mohrensclaven schütteten frischen Sand auf und glätteten den Kampfplatz wieder. Dann begann das Blutvergießen auf's neue.

Neben den eigentlichen Gladiatorenspielen waren auch Thierkämpfe höchst beliebt und wurden in großartiger Weise aus-

geführt. In allen Theilen der Welt jagte man den wilden Thieren nach, um die Amphitheater in Rom und den anderen großen Städten damit zu versorgen. Aus Aegypten holte man das Flußpferd, vom Rhein den wilden Eber, aus Afrika den Löwen, aus Indien den Elephanten. Selbst das Rhinoceros, Strauße und Giraffen fehlten nicht. Nicht einzeln, zu Hunderten brachte man die Thiere der Wildniß in die Arena. Sechshundert Bären, fünfhundert Löwen werden bei Einem Feste erwähnt. Bei den Spielen, die Trajan zu Ehren des dacischen Triumphs im Jahre 106 gab, kämpften im Ganzen 11,000 Thiere der verschiedensten Art. Auch hier gab es mannigfaltige Abwechselungen. Bald kämpften die Thiere unter einander, bald mit eigens dazu abgerichteten Hunden, bald traten Menschen zu Fuß oder zu Pferd ihnen entgegen.

Noch großartiger waren die Schlachten, namentlich die Seeschlachten, die in dem dazu eingerichteten Amphitheater oder auf besonders zu diesem Zwecke ausgegrabenen Seen geliefert wurden. Ganze Flotten kämpften da gegen einander. Claudius gab auf dem Fuciner See das Schauspiel einer Seeschlacht zwischen Drei- und Vierruderern, die im Ganzen 19,000 Mann Besatzung hatten. Domitian ließ einen neuen größeren See ausgraben, auf dem Flotten gegen einander kämpften, die den damals im Kriege üblichen an Größe fast gleich kamen. Das Alles waren nicht Scheingefechte, sondern wirkliche Schlachten, in denen Tausende fielen oder im Wasser umkamen.

Machen derartige Schauspiele noch den Eindruck des Großartigen, so dagegen nur den des Gräßlichen und Widerlichen die Hinrichtungen, die auch wie Schauspiele im Amphitheater vollzogen wurden. An Pfähle gebunden, völlig wehrlos, oder auch, nur zur Verlängerung ihrer Qual, mit Waffen ausgerüstet, wurden da die Verurtheilten den ausgehungerten Bestien gegenüber gestellt. Blutend, mit zerrissenen Gliedern lagen sie da,

und das Volk jubelte dazu vor Lust. Noch Schlimmeres kam vor. Die Verurtheilten wurden zu theatralischen Schaustücken benutzt mit Aufbietung aller Decorationskünste, in denen es jene Zeit weit gebracht, nur daß in diesen Schauspielen der Tod, die Leiden und Qualen nicht fingirt, sondern wirklich erduldet wurden. Da erschienen welche in golddurchwirkten Gewändern, Kränze auf dem Haupte, und plötzlich brachen aus den Kleidern Flammen hervor und verzehrten sie. Da sah man den Mucius Scävola die Hand über ein Kohlenbecken halten, den Hercules auf dem Oeta den Scheiterhaufen besteigen und verbrennen, da wurden Räuber am Kreuze hängend Glied um Glied von Bären zerrissen. Das Alles mit vollendeter theatralischer Maschinerie zur Ergötzung eines schaulustigen Volkes.

Wir wenden uns mit Abscheu von solchen Schauspielen weg; das Alterthum kannte diesen Abscheu nicht. Vergebens würden wir in der Literatur nach Aussprüchen suchen, welche dieses Blutvergießen tadeln und verwerfen. Plinius d. J. lobt einen Freund, der zu Ehren seiner verstorbenen Frau glänzende Fechterspiele in Verona gegeben. Seneca nennt sie eine leichte Zerstreuung. Nur einmal, als er zufällig gesehen, daß man in der Zwischenpause ungeübte Gladiatoren mit einander kämpfen ließ, ohne Kunst ein bloßes Morden, äußert er sich ungehalten darüber, daß man Menschen einander abschlachten lasse, nur um den während der Pause im Amphitheater Zurückgebliebenen ein Amüsement zu bereiten. Ovid lehrt sogar, die bei diesen Schauspielen gebotene Gelegenheit zu Liebeshändeln zu benützen. Man redet mit der Nachbarin und berührt im Eifer des Gespräches ihre Hand, man erbittet sich von ihr das Programm und geht eine Wette ein über den Ausgang des Kampfes. Also auch Frauen sahen diesen Schauspielen zu, und während unten in der Arena das Blut in Strömen floß, Menschen mit dem Tode rangen, knüpfte man oben leichtfertige Liebeshändel an.

Das ist das Heidenthum und, merken wir wohl, nicht das ungebildete, rohe, sondern das Heidenthum auf der Höhe seiner Bildung. Ich weiß recht gut, was an der antiken Bildung Grundlegendes ist und Vorbildliches für alle Zeiten, weßhalb wir, und mit Recht, auf unseren Schulen die Classiker der Griechen und Römer lesen und der Jugend den Blick in die Schönheit und Herrlichkeit der alten Welt erschließen, aber es wäre einseitig und unwahr, wollten wir dabei übersehen, was der alten Welt fehlt. Es fehlt ihr die wahre Herzensbildung. Bei aller Vollendung der Form bleibt doch das Herz das alte natürliche, rohe Menschenherz. Umwandlung des Herzens, Heiligungsarbeit des Menschen am eigenen Herzen, das sind dem Heidenthum ganz fremde Begriffe. Herbart hat einmal gesagt, es sei auch Aufgabe des classischen Unterrichts, der Jugend zu zeigen, daß sich auf die Dauer in Griechenland und Rom nicht leben läßt. Das Herz wird nicht befriedigt.

Gerade hier thun wir einen erschreckenden Blick in die völlige Entleerung des Lebens von sittlichen Zwecken. Das Leben hatte eigentlich keine Aufgabe mehr. Die einzig große Aufgabe, die das antike Leben kennt, die Ausbildung des Staatswesens, war nicht mehr vorhanden. Seit der Kaiser sagen konnte: „Der Staat bin ich!" hatte das politische Leben aufgehört. Was davon noch vorhanden war, die Volksversammlungen, der Senat, die aus der Republik stammenden Aemter, war Alles nur noch Scheinleben. Kein Wunder, wenn das Leben ganz im Genuß aufgeht, und Brod und Spiele! eigentlich in allen Ständen die Losung wird. Tiefer liegt der Grund dieser Entleerung des Lebens darin, daß das Heidenthum kein Ziel im Jenseits kennt und darum auch kein wahres Ziel im Diesseits. Einem Menschen, der das Ziel seines Lebens im Jenseits erkannt hat, bleibt immer, wie auch sonst sein Leben sich gestalte, die eine große Aufgabe der Arbeit am eigenen Herzen, dem behält das Leben

immer die große Bedeutung einer Schule für's Jenseits, und wie trübe die Zeiten sein mögen, nie wird ihm das Leben leer und bedeutungslos. Davon wissen die Heiden nichts, deßhalb bleibt ihnen in Zeiten des Verfalls wie in der Kaiserzeit nichts übrig, als Amüsement. Das treibt sie in den Circus und in das Theater und macht es in ihren Augen zu einem Ereigniß, ob die Pferde mit rothen oder die mit grünen Farben zuerst an's Ziel kommen, ob dieser oder jener Gladiator siegt.

Und wenn damals, was uns jetzt ganz undenkbar scheint, Männer und Frauen, Vornehme und Geringe ihre Augen an Mord und Blutvergießen weideten und darin nichts sahen, als eine leichte Unterhaltung, darin lag der Grund, daß in ihren Augen diejenigen, welche in der Arena unter grausamen Martern starben, eigentlich gar keine Menschen waren, sondern nur Barbaren, Fremde, Kriegsgefangene, Sclaven, Verbrecher, vom Menschengeschlecht Ausgestoßene, Schädliche und Unnütze. Es fehlt dem Alterthum der ächte Begriff der Humanität. Die Würde des Menschen als Menschen, die Allen zukommt, auch Fremden, dem Barbaren, die Allen unverlierbar bleibt, auch dem gesunkensten Verbrecher, die an Allen zu ehren ist, auch an den Feinden, die ist den Heiden verborgen. Darin wurzelt auch die Sclaverei, die im Alterthum überall verbreitet, Griechen und Römern als eine vollberechtigte, unentbehrliche Institution gilt.

5. Sclaverei.

Der Sclave ist in den Augen der Alten kein Mensch, er hat weder einen freien Willen, noch irgend einen Anspruch auf Recht, noch ist er der Tugend fähig. Plato, der edelste unter allen Denkern des Alterthums, schwankt darüber etwas. Er gesteht zu, daß es Sclaven gibt, die Tugend geübt, ihre Herren,

sich selbst opfernd, gerettet haben, er erklärt die Frage, wie man über die Sclaverei urtheilen soll, für schwierig, kommt aber zuletzt doch darauf hinaus, daß sie eine natürliche Einrichtung ist, da die Natur selbst die Einen zum Herrschen, die Andern zum Dienen bestimmt habe. Aristoteles hat gar kein Bedenken. In einer wohleingerichteten Haushaltung, meint er, gibt es zweierlei Instrumente, leblose und lebende. Die ersteren sind Sclaven ohne Seele, die letztern (die Sclaven) sind Instrumente mit einer Seele. Aber wenn so auch den Sclaven eine Seele zugesprochen wird, so wird diese doch für unvollkommen erklärt, es ist eine Seele ohne Willen. Ganz ähnlich reden die Römer. Florus bezeichnet die Sclaven als ein anderes Geschlecht von Menschen, und nach Varro in seinem Buche über den Ackerbau gibt es dreierlei Geräthe für den Ackerbau, stumme z. B. Wagen, solche, die unartikulirte Töne von sich geben, z. B. Ochsen, und solche, die reden, das sind die Sclaven. Selbst ein Mann wie Cicero erhebt sich darüber nicht. Als ihm sein Sclave Sositheus, der ihm sehr nahe stand, gestorben war, schreibt er an Atticus: „Sositheus ist gestorben und sein Tod hat mich mehr bewegt, als es der Tod eines Sclaven thun sollte,“ ganz wie wir uns etwa entschuldigen, wenn uns der Tod eines Hundes oder eines Kanarienvogels betrübt. Der Prätor Domitianus hatte einen Sclaven, der auf der Jagd sich ein Versehen zu Schulden kommen ließ, indem er einen Eber zur Unzeit tödtete, zur Strafe dafür kreuzigen lassen. Cicero urtheilt darüber nur: „Es könnte das vielleicht hart erscheinen.“

Dem entspricht die Behandlung der Sclaven. Sie werden wie eine Sache gekauft und verkauft, verschenkt und vertauscht, vererbt und vermacht, nach Laune oder Bedürfniß. Sie werden je nach Gelegenheit für ein Handwerk bestimmt oder eine Kunst, für den Ackerbau oder zum Betteln, für die Gladiatorenspiele oder das Bordell. Sie werden als Thürhüter vor der Pforte

an die Kette gelegt wie bei uns ein Haushund, Nachts in die Ergastula eingeschlossen wie Thiere im Stalle. Man läßt sie wie diese brandmarken und zeichnen, man läßt sie prügeln und an's Kreuz schlagen oft schon beim geringsten Anlaß, schont ihrer, so lange man Vortheil von ihnen zu ziehen hofft, und wirft sie zu den todten Thieren in die Grube, wenn sie gestorben sind, es sei denn, daß man sie nach dem Rathe des Cato mit den alten Ochsen und Kühen schon vorher verkauft. Wie heute zur Bildung eines Landmanns auch ein Cursus in der Thierarzneikunde gehört, so damals für einen großen Gutsbesitzer einige Kenntniß der Medicin zur Behandlung kranker Sclaven. Meist ließ man übrigens die alten und kranken laufen, ohne sich um sie zu kümmern oder tödtete sie einfach, wie man ein Thier tödtet. In der Stadt Rom wurden sie gewöhnlich auf einer Tiberinsel ausgesetzt. Claudius gab ein Gesetz, daß die so Ausgesetzten frei sein sollten und, wenn genesen, nicht verpflichtet, zu ihren Herren zurückzukehren. Wer sie tödtete, statt sie auszusetzen, sollte darüber angeklagt werden können.

Am schlimmsten hatten es die Sclaven, die zur Feldarbeit verwendet wurden. Es waren ihrer viele Tausende, denn die ausgedehnten Plantagen der römischen Großen wurden nur mit Sclaven bewirthschaftet. Es kommt vor, daß ein reicher Römer C. Cäcilius Claudius Isidorus über 4000 Sclaven hinterläßt, und gewiß hatten andere nicht weniger. Diese Sclavenschaaren hatten ihre Wohnung in den Sclavenzwingern (ergastula), zum Theil unterirdischen, schmutzigen und ungesunden Kerkern. Augustus ließ sie einmal untersuchen, aber nicht, wie wir denken sollten, im Interesse der Menschlichkeit, sondern lediglich um zu sehen, ob nicht etwa Fremde widerrechtlich darin gefangen gehalten würden. Von einer Verbesserung des Looses der Sclaven war keine Rede, obwohl zu Tage kam, wie schrecklich ihr Loos war. Besser hatten es die Haussclaven, deren es in den Pa=

lästen Roms Hunderte gab. Sie waren oft, namentlich am kaiserlichen Hofe, vornehme reiche Leute und hatten selbst schon als Sclaven, mehr noch als Freigelassene großen Einfluß auf ihre Herren. Dennoch war auch ihr Loos hart, in manchen Fällen schrecklich. Stumm und nüchtern mußte ein solcher Sclave ganze Nächte hindurch hinter dem Sessel seines schwelgenden Gebieters stehen, den Speichel abwischen oder den Auswurf des sich in der Trunkenheit Uebergebenden schnell beseitigen. Wehe ihm, wenn er durch Flüstern, oder auch nur durch Niesen oder Husten die Ruhe des Schwelgers störte. Er war jeder Laune seines Gebieters preisgegeben. Ein Wort, und er wurde zu den Feldsclaven auf eine der zahlreichen Besitzungen seines Herrn in den Sclavenzwinger geschickt, er wurde bis aufs Blut gepeitscht oder grausam getödtet, oder, wie es vorkam, den Fischen zum Fraß vorgeworfen. Caligula ließ einen Sclaven, der bei einem öffentlichen Schauspiel ein Geringes versehen, in den Kerker werfen, mehrere Tage nach einander furchtbar peitschen und erst hinrichten, als das faulende Gehirn des Armen dem Wütherich zu viel Gestank bereitete. Ein römischer Großer verurtheilte einen Sclaven, der bei einem Gastmahle in Gegenwart des Augustus aus Unvorsichtigkeit ein kostbares Gefäß zerbrach, den Fischen vorgeworfen zu werden, und selbst des Kaisers Fürbitte konnte ihn nicht retten. Nicht bloß die Willkür eines launischen Herrn, auch das Gesetz verfuhr so strenge mit den Sclaven. Nach altem römischen Rechte wurden, wenn ein Herr in seinem Hause ermordet und der Thäter nicht herauszubringen war, sämmtliche Sclaven, die mit ihm die Nacht unter seinem Dache zugebracht hatten, hingerichtet. Noch in der Kaiserzeit wurde diesem Gesetze gemäß gehandelt. Als unter Nero der Stadtpräfect Pedanius Secundus ermordet war, wurden 400 Sclaven jedes Geschlechts und Alters bis zu den kleinsten Kindern herab hingerichtet. Zwar erhob sich im Senat Widerspruch dagegen, aber

ein angesehener Senator C. Cassius hielt eine Rede zu Gunsten des alten Brauchs und brachte es dahin, daß der Senat beschloß, das Gesetz streng durchzuführen, ja sogar noch eine Verschärfung dahin beantragte, daß alle Freigelassenen, die im Hause gewesen, aus Italien verbannt werden sollten. Die Rede des C. Cassius, die uns Tacitus aufbewahrt hat, läßt uns ebenso tiefe Blicke in die damalige Sitte wie in die verderblichen Folgen der Sclaverei thun. Er erinnert daran, in welcher Gefahr alle Herren von Sclaven schwebten, wenn man hier von der väterlichen Sitte abweiche. Wen wird seine Würde noch vertheidigen, wenn die Würde der Stadtpräfektur nichts geholfen? wen wird die Zahl seiner Sclaven schützen, wenn den Pedanius Secundus seine 400 Sclaven nicht geschützt haben? Unmöglich hat doch der Mörder, ohne Verdacht zu erregen, den Mord planen und ausführen können. Die Sclaven im Hause müssen etwas davon gemerkt haben, aber sie haben es nicht verrathen. Man muß die Sclaven durch Furcht dahin bringen, daß sie es thun. „Wenn die Sclaven verrathen, was sie wahrnehmen, dann können wir als Einzelne unter Vielen, sicher unter den Aengstlichen, und wenn einmal gestorben sein muß, nicht ungerächt unter den Schuldigen leben. Unsern Vorfahren waren die Sclaven verdächtig, selbst dann, wenn sie auf demselben Gute, in demselben Hause mit ihnen geboren waren und die Liebe ihrer Herren von klein auf erfahren hatten. Nachdem wir aber ganze Nationen in die Sclavenfamilien aufgenommen haben, Nationen mit verschiedener Religion, mit fremden Göttern oder auch ohne alle Götter, wirst du diesen Mischmasch von Menschen nur durch Furcht zusammenhalten und regieren." Also Mißtrauen auf Seiten der Herren, Furcht auf Seiten der Sclaven: das sind die Principien, nach denen die Sclavenhalter handeln sollen und in ihrem Interesse auch der Staat. Wendet man aber ein, daß so auch Unschuldige umkommen, so erwidert

Cassius: „Wenn aus einem geschlagenen Heere der je Zehnte getödtet wird, ziehen auch Tapfere das Todesloos. Jedes große Exempel hat etwas ungerechtes an sich, was aber durch den gemeinen Nutzen wieder aufgewogen wird.“

Nie hat ein Gegner der Sclaverei die demoralisirenden Wirkungen derselben so klar dargestellt, wie hier der Vertreter der Sclavenhalter im Senat. In Rom treten sie besonders schrecklich hervor. Die Herren machte die Sclaverei grausam und hart, und nicht selten finden wir sogar Frauen, die jede weibliche Milde verleugnend ihre Freude daran haben, ihre Sclavinnen zu martern. In den Sclaven fanden die Herren fügsame Werkzeuge jeder Schandthat, und namentlich die Unzuchtssünden hätten nie bis zu diesem furchtbaren Grade sich steigern können, hätte nicht jeder Herr an seinen Sclavinnen, jede Herrin an ihren Sclaven allezeit bereite Diener ihrer Lust und schlaue Zwischenträger für jede Liebesintrigue gefunden. Jede ehrliche Arbeit kam in Verachtung und wurde als Sclavendienst ein Schimpf. Einen Mittelstand ließ die Sclaverei nicht aufkommen, und so fehlte der Damm, der die Verbreitung der in den höheren Ständen herrschenden sittlichen Verkommenheit in weitere Kreise hätte aufhalten können. Wenn in Rom das von dem Kaiserhofe und einer gesunkenen Aristokratie ausgehende Verderben so rasch und so tief das ganze Volk durchdrang, so ist daran nicht zum geringsten die Sclaverei schuld.

Die Sclaven dagegen wurden so, wie man sie behandelte. Achtete man sie jeder Tugend unfähig, behandelte man sie willkürlich und launenhaft, so wurden sie auch niedrig in ihrer Gesinnung, faul, lügenhaft, betrügerisch. Sie betrachteten ihre Herren auch nur als ihre Feinde und waren, wenn immer nur eine Möglichkeit sich bot, zur Rache und zum Aufruhr geneigt. So viel Sclaven Einer hat, so viel Feinde hat er auch, war eine oft gehörte Rede.

Ein sehr schlechtes und verderbliches Element des römischen Volkslebens waren auch die Freigelassenen. Deren war eine große Zahl. In den Bürgerkriegen hatten viele Sclaven im Heere gedient und waren dann vom Sieger mit der Freiheit belohnt. Auch sonst kamen Freilassungen oft vor, seltener freilich wohl aus Anhänglichkeit und Dankbarkeit, öfter aus Eigennutz, indem den Freigelassenen ein hohes Lösegeld oder auch die Verpflichtung auferlegt wurde, von ihrem Verdienste ihren Herren eine Abgabe zu leisten, und aus Eitelkeit, damit recht große Schaaren von Freigelassenen im Leichenzuge ihres Herrn paradirten. Es mußte dem sogar durch Verordnungen Maß und Ziel gesetzt werden. Alle Kreise der Bevölkerung sind von ihnen durchdrungen. Aus ihnen rekrutirt sich das niedere Beamtenthum, das Kleingewerbe und der Kleinhandel. Einzelne bringen es auch zu großem Vermögen und glänzen als Parvenüs durch ebenso geistlose als übertriebene Verschwendung. Manche bleiben in der Familie ihres ehemaligen Herrn als Kammerdiener, als Secretäre oder Verwalter, und nicht bloß in den Häusern römischer Großen, auch am Kaiserhofe spielen sie eine bedeutende Rolle. Der freie Römer scheute sich noch vor jedem Dienstverhältniß, selbst dem Kaiser zu dienen schien ihm ein Schimpf. Lieber ließ er sich als Proletarier vom Staate füttern. So mußten die Kaiser ihre Diener unter den Freigelassenen suchen. Die Posten der Secretäre, der Schatzmeister sind unter den Julischen Kaisern regelmäßig von ihnen besetzt, und mehr als einmal haben Freigelassene in Wirklichkeit den Staat regiert. Dennoch klebte ihnen immer der Makel der unfreien Geburt an, die Würde eines freien Mannes kam ihnen nicht zu. So fehlte denn auch durchweg die Gesinnung des freien Mannes. Sie blieben sclavisch auch als Freigewordene. Unter ihnen fanden die Tyrannen ihre gefügigsten Werkzeuge, und zu jeder Frevelthat konnte man aus ihrer Zahl leicht Helfer finden. In allen

Kreisen der Bevölkerung heimisch, haben die Freigelassenen an ihrem Theile besonders viel zur Verbreitung des sittlichen Ansteckungsstoffes beigetragen.

Ganz fehlt es zwar auch im Alterthum nicht an Aeußerungen, die das Menschenrecht des Sclaven geltend machen. Die Stoiker reden oft davon, daß auch ein Freier innerlich ein Sclave sein könne und ein Sclave innerlich frei. In der Kaiserzeit hat es besonders Seneca mit Entschiedenheit ausgesprochen, daß auch der Sclave ein Mensch ist. Er betrachtet es als ein Unglück, wenn ein Mensch als Sclave geboren wird, aber es ist das keine Bestimmung der Natur. Wirklichen Einfluß auf das Leben in weiteren Kreisen haben diese Ansichten aber nicht gewonnen. Man sah darin nur eine gutmüthige Schwärmerei und handelte doch nach alter Sitte.

Es wird heute viel von Humanität geredet und diese dem Christenthum als etwas Höheres entgegengesetzt oder wenigstens als etwas hingestellt, was für das angeblich abgelebte Christenthum Ersatz bieten soll. Dabei vergißt man völlig, daß erst das Christenthum wahre Humanität gebracht hat. Erst als gepredigt wurde: „Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei", erst als der verkündigt wurde, der selbst die Gestalt eines Knechtes angenommen hat und den Sclaventod am Kreuze gestorben ist, erst da brach auch für die Sclaven der Tag der Freiheit an, den ihnen weder die Theorien der Stoiker noch Senecas schöne Worte von der Menschenwürde hatten bringen können.

6. Das Bedürfniß einer sittlichen Erneuerung.

Ein düsteres Bild hat sich vor uns entrollt. Ich bin mir zwar bewußt, es nicht absichtlich dunkler gefärbt zu haben, aber wir werden, um nicht zu schwarz zu sehen, nicht vergessen dürfen,

daß mitten in diesem furchtbaren Verderben auch noch gesundere Elemente vorhanden gewesen sein müssen. Sonst hätte das römische Reich nicht mehr so lange bestehen können, wie es in der That noch bestand. Was wir von dem sittlichen Leben der Zeit wissen, stammt meist aus Rom selbst, und unzweifelhaft war hier im Centrum das Verderben am größten, während in den Provinzen und in den Feldlagern der Legionen der Verfall noch nicht so weit fortgeschritten war. Von da geht denn auch eine Reaction gegen dieses Verderben aus und bringt nach dem Aussterben des Julischen Hauses dem Reiche noch einen glänzenden Nachsommer unter den edlen Kaisern des zweiten Jahrhunderts. Auch daran muß erinnert werden, daß in den Berichten über jene Zeit, wie über alle Zeiten, ganz natürlich die Schattenseiten stärker hervortreten, als was noch von Lichtseiten vorhanden ist. Denn das Gute macht immer weniger von sich reden und zieht sich gerade in Zeiten des Verfalls noch mehr in die Stille zurück. Wir werden nicht irren, wenn wir annehmen, daß es auch damals noch stille, ehrbare Häuser gegeben hat, in die das Verderben nicht eingedrungen war, wo man sich einfach von der Hände Arbeit nährte und die züchtige Hausfrau als gute Mutter ihre Kinder aufzog. Aber auch das Alles in Betracht gezogen, wird das allgemeine Ergebniß kein anderes sein können als dieses: die heidnische Welt ist wie religiös, so auch sittlich in völliger Auflösung, wie der heidnische Glaube, so hat auch die heidnische Sittlichkeit vollständig bankerott gemacht, und es ist keine Kraft vorhanden, aus der eine Erneuerung hervorgehen könnte.

Man hat neuerdings wohl die Behauptung aufgestellt, das Sittenverderben der Kaiserzeit sei vielfach übertrieben, es sei damals nicht schlimmer gewesen, als zu mancher andern Zeit, und hat, um diese Behauptung zu rechtfertigen, Parallelen aus späteren Jahrhunderten herangezogen. Es gibt solche gewiß. Der

Hof Ludwigs XIV. und die Fürstenhöfe seiner Zeit bieten manchen Pendant zu dem Kaiserhofe in Rom. Aber zweierlei darf man dabei doch nicht übersehen. Einmal, daß zu keiner Zeit das sittliche Verderben so allgemein gewesen ist, wie in der Kaiserzeit. Während am Hofe zu Versailles die größte Sittenlosigkeit herrschte, wie einfach, wie streng war da noch das Leben der bürgerlichen Stände. Eine solche dem Verderben noch nicht zugängliche ganze Schicht der Bevölkerung gab es in Rom nicht mehr. Sodann, und das ist die Hauptsache, daß für die christlichen Völker im Christenthum eine Kraft der Erneuerung gegeben ist, aus der das sittliche Leben immer wieder auch aus dem tiefsten Verderben heraus regenerirt werden kann. Eine solche Kraft fehlt der alten Welt. Nachdem ihre Blüthezeit, die Zeit einer verhältnißmäßigen Gesundheit vorüber, nachdem einmal das Verderben eingetreten ist, ist sie diesem auch unrettbar verfallen. Das Heidenthum trägt keine sittlich erneuernde Kraft in sich.

Oder wo sollte sie liegen? In der Religion? Wir werden sehen, daß später, gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, eine Reaction des heidnischen Glaubens Platz greift. An der Stelle des im ersten Jahrhundert vorherrschenden Unglaubens gewinnt der Aberglaube die Herrschaft, und dieser Wechsel wirkt auch auf das sittliche Leben zurück; aber Reaction ist noch keine Wiedergeburt. So mächtig der heidnische Glaube noch einmal aufflackert und namentlich im Widerspruch gegen das Christenthum als bedeutsame Macht auftritt, sittlich umwandelnd kann er schon deßhalb nicht wirken, weil ein ganz anderes Verhältniß zwischen heidnischem Glauben und Sittlichkeit besteht, als zwischen christlichem Glauben und christlichem Leben. Ein Zusammenhang zwar ist auch da vorhanden. Die Götter sind auch dem Heiden die Beschützer des Sittengesetzes; sie bestrafen das Böse und belohnen das Gute. Aber darin liegt der große Unter-

schied, daß sie weder die Urheber des Sittengesetzes sind, noch Vorbilder seiner Erfüllung. Eben so wenig geht von ihnen die Kraft zur Erfüllung des Sittengesetzes aus. Im Gegentheil, nach dem Sittengesetz gemessen sind die Götter selbst die schlimmsten Uebertreter. Welche Sittenlosigkeit erzählen die heidnischen Mythen von den Göttern, und es fehlt auch keineswegs an Beispielen, daß die Heiden sich zur Rechtfertigung ihres unsittlichen Wandels auf das Vorbild der Götter beriefen. Der Aufblick zu den Göttern hatte eher etwas Verführerisches, als eine sittlich reinigende Kraft. „Könnte ich nur," ruft einmal Antisthenes, ein Freund des Socrates aus, „die Aphrodite fangen! Mit dem Wurfspieß wollte ich sie durchbohren, so viel ehrbare und treffliche Frauen hat sie uns verführt!" Bei Terenz kommt es vor, daß ein Ehebrecher sich ausdrücklich auf die Ehebrüche des Jupiter beruft, ein Zug, der gewiß nicht bloß erdichtet, sondern aus dem Leben gegriffen ist. „Thut das der Gott," so schließt jener, „warum sollte ich Mensch es nicht auch thun?" Von solchen Göttern kann keine sittlich reinigende Kraft ausgehen. Für sein sittliches Leben ist der Heide ganz auf die eigene Kraft angewiesen. Hier liegt der Grund, weßhalb der alten Welt keine Tugend so sehr fehlt wie die Demuth. Für die Demuth hat der Grieche und Römer gar kein Verständniß, denn was er von Tugenden hat, das hat er aus eigener Kraft erreicht ohne die Götter, deßhalb ist er stolz darauf und rühmt sich dessen, auch den Göttern gegenüber. Die Stoiker dünken sich eben so gut zu sein wie die Götter. Sogar Seneca, bei dem sich sonst so viel Klagen über die menschliche Schwachheit finden, sagt einmal: „Gibt man sich der Philosophie ganz hin und richtet man auf sie seinen Sinn, so kommt man allen übrigen Menschen weit voraus und bleibt hinter den Göttern nicht weit zurück!" Buße, Erneuerung durch Buße hindurch, das sind den Heiden ganz fremde Begriffe. Darin liegt der tiefste Grund, weßhalb von der heid=

nischen Religion wohl eine reactionäre Bewegung, nicht aber eine sittliche Erneuerung, nicht eine Wiedergeburt ausgehen konnte.

Oder sollte sie etwa vom Staate ausgehen? Da steckt ohne Zweifel noch das Beste, was die damalige Zeit hat. Immer ist noch ein guter Rest vorhanden von altrömischer Tapferkeit und Vaterlandsliebe, von Gemeinsinn und Opferwilligkeit. In den Legionen, die am Rhein die Grenzen schirmen gegen die schon anstürmenden Barbaren und noch mehr als einmal die siegreichen Adler nach Deutschland hineintragen und über das Meer nach Britannien, die im Norden und Osten sogar die Grenzmarken des Reichs noch weiter hinausrücken und deren Feldlager zugleich Kulturmittelpunkte sind: da lebt noch etwas von dem alten Geiste. Darum fällt ihnen auch naturgemäß die Herrschaft zu, und die in den Lagern groß gewordenen Soldatenkaiser sind es, die den alten in allen Fugen krachenden Bau der alten Welt noch einmal zusammenhalten. Aber eine sittliche Erneuerung kann auch von da nicht kommen. Ist doch auch der Staat krank bis in's innerste Mark, und diese Soldatenherrschaft selbst nur ein Symptom der Krankheit. Was dem Staate fehlt, ist das Gewissensband, das die Staatsbürger willig macht, den Gesetzen zu gehorchen, nicht bloß aus Zwang, sondern um des Gewissens willen. Kein Staat kann bestehen ohne Gehorsam gegen die Gesetze, aber wehe dem Staate, der darauf angewiesen ist, diesen Gehorsam lediglich durch Zwangsmittel hervorzurufen, dessen Bürger sich nicht mehr im Gewissen gebunden fühlen, zu gehorchen, und deßhalb willig gehorchen. Der heidnische Glaube, die Scheu vor den rächenden Göttern war ein solches Gewissensband gewesen. Das Band hat sich gelöst und löst sich von Tag zu Tag mehr, je mehr die Religion verfällt. Der Staat selbst bedarf der Regeneration, soll er nicht aus einander fallen, und die edleren Kaiser der späteren Zeit

suchen bis auf Diocletian hin auch nach einem religiösen Boden, auf dem diese Regeneration allein möglich ist, suchen nach einem neuen Gewissensbande, das Auseinanderfallende wieder zu einigen. Sie finden keins. Der Staat bedarf der Religion, sie ist seine festeste Grundlage. Aus dem religiösen Leben kann auch eine Erneuerung des Staatslebens hervorgehen zu neuer Blüthe nach zeitweiligem Verfall, aber niemals kann umgekehrt der Staat mit den ihm zu Gebote stehenden Kräften das religiöse und sittliche Leben eines Volkes erneuern.

Es bleibt noch die Philosophie. Von den ersten Kaisern oft mißtrauisch angesehen, oft geradezu verfolgt, weil man hinter dem Philosophen den Republikaner vermuthete, gewinnt sie mehr und mehr Raum, bis sie mit Marc Aurel, dem Philosophen, sogar den Kaiserthron einnimmt. Zur Bildung eines vornehmen Römers gehört es jetzt unbedingt, die Philosophenschulen besucht zu haben. Diese wurden auf alle Weise gefördert, selbst Staatsgehalte für die Lehrer ausgeworfen. Je mehr die Philosophie ganz in Moral aufgeht und die Aufgabe des Philosophen nicht bloß in das Lehren, sondern auch in das Erziehen zur Tugend gesetzt wird, desto mehr gewinnt die Sitte Verbreitung, Philosophen in's Haus zu nehmen, und zur Ausstattung eines vornehmen Haushalts rechnete man jetzt ebenso den Hausphilosophen wie im Mittelalter den Burgpfaffen. Der Hausphilosoph sollte seinen Schützlingen ähnlich wie ein Beichtvater und Seelsorger mit Rath zur Hand gehen und in der Todesstunde Trost spenden. Es war das ein Bedürfniß, welches ohne Zweifel auch dem Christenthum entgegenkam, von dem allein es wahrhaft befriedigt werden konnte. Selbst auf den Straßen ließen sich jetzt Philosophen hören. Mitten in den Taumel der Sinnenlust, dem die Welt hingegeben war, lassen die Cyniker ihre Stimme erschallen und predigen Entsagung und Bedürfnißlosigkeit als den Weg zum Frieden. Den Bettelmönchen des Mittelalters nicht

unähnlich ziehen sie umher ohne festen Wohnsitz, ohne Familie, oft mit einem zerlumpten Mantel oder gar nur mit einem Bärenfell bekleidet, mit ungekämmtem Haar und zottigem Bart, den Ranzen auf dem Rücken, von milden Gaben lebend. Auf dem Forum halten sie den Reichen an, um ihm zu bezeugen, daß „nichts unglücklicheres ist, als ein Mensch, dem nie etwas Widerwärtiges zustößt;“ auf der Straße stehen sie inmitten eines Pöbelhaufens und reden von der Verderbtheit der Welt. Oft lohnen ihnen nur Spottreden oder gar Prügel, aber sie nehmen das ruhig hin, denn, sagen sie, es ist der Wille der Gottheit und dem muß man Alles nachsetzen und opfern.

Gewiß auch aus diesen Erscheinungen fühlt man es heraus, daß die alte Welt mit ihren Zuständen nicht zufrieden ist; auch hier kommt das Sehnen und Verlangen nach einer Erneuerung zu Tage, aber freilich auch die Ohnmacht, sie selbst herbeizuführen. Was waren denn diese Bußprediger meist für Leute? Sie predigen von Enthaltsamkeit und Tugend, aber hält man ihnen ein Stück Kuchen hin, spottet ein Zeitgenosse, so lassen sie die Zunge sinken, und ihre Seelengröße besteht darin, daß sie nichts Kleines annehmen. Und wenn es auch edlere Gestalten gab unter den Philosophen als diese Afterphilosophen, was war es doch, was auch in ihren Schulen getrieben wurde? Rhetorik, weiter nichts. Man redete von der Tugend, o mit wie viel schönen Worten, mit welcher Kunst des Mienenspiels und der Handbewegungen; man deklamirte ohne Ende über die alten Themata, „daß der Tod kein Uebel ist,“ und „daß der Weise, der sich von allen Bedürfnissen frei hält, der Glückliche ist,“ man pries die alten Vorbilder, man brüstete sich in seiner eigenen Tugendherrlichkeit. Aber in Wirklichkeit sind das Alles (wir haben es oben an Seneca gesehen) nur Worte. Wie man zu der vielgepriesenen Tugend kommt, wie man selbst ein anderer Mensch wird, wie man den Tod überwindet — das weiß in

Wirklichkeit keiner von den Schönrednern zu sagen. Auf das Volk hatte die Philosophie erst recht keinen Einfluß. Das verachteten sie ja, die stolzen Inhaber einer esoterischen Weisheit, und sahen es als zu jeder höheren Bildung und Tugend unfähig an. Von der heidnischen Philosophie gilt weder was St. Paulus von der Predigt des Kreuzes rühmt, daß sie nicht stehet in hohen Worten, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, noch was des Evangeliums Ruhm ist, daß es den Armen gepredigt wird.

So ist nirgends eine Kraft zu finden, die der Riesenaufgabe einer sittlichen Erneuerung der alten Welt gewachsen wäre. Diese Kraft mußte anderswoherkommen, von oben. Als denen „die unweise waren, ungehorsame, irrige, dienende den Lüsten und mancherlei Wollüsten und wandelten in Bosheit und Neid und haßten sich unter einander," als denen die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes des Heilandes erschien, da erst war der Quell erschlossen, aus dem der kranken Menschheit neues, gesundes Leben zuströmte, da sammelte das Evangelium Gemeinden, die von dem, was die heidnische Welt geworden war, das Gegentheil waren, keusch, züchtig, arbeitsam, nach Oben gerichtet, das Salz der Erde, das Licht der Welt. Aber freilich je verderbter und sittenloser die Welt war, in deren Mitte sie standen, desto furchtbarer mußte der Kampf werden, bis an die Stelle der alten heidnischen Welt eine neue christliche Welt trat, in der zwar auch noch immer die Sünde vorhanden und deren Sittlichkeit auch nur Stückwerk ist, in der aber die Gnade mächtiger ist als die Sünde, in der die Kräfte der zukünftigen Welt walten als Kräfte der Wiedergeburt, und in der wir darum sagen können: Wir waren weiland unweise, ungehorsame, irrige, wir waren es und sind's nun nicht mehr. Gott sei Lob und Dank!

Drittes Kapitel.

Die Christen.

Phil. 2, 15: Auf daß ihr seid unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet als Lichter in der Welt.

1. Die Predigt des Evangeliums.

Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte haben zwei so ungleiche Mächte einander gegenüber gestanden wie das antike Heidenthum und das junge Christenthum, der römische Staat und die christliche Kirche. Wahrlich hier steht das scheinbar Kleinste dem scheinbar Größten gegenüber. Vergegenwärtigen wir uns die ungeheure Macht, die im römischen Reiche zusammengefaßt ist; denken wir nicht bloß an die materiellen Mittel des Staats, erinnern wir uns auch, daß das Heidenthum das ganze Leben im Besitz hat, den Staat und die Familie, das öffentliche und das häusliche Leben erfüllt, alle Bildung beherrscht, und vergessen wir nicht, welche zähe Kraft einem seit Jahrhunderten herrschenden Cultus innewohnt. Stellen wir dem die christliche

Kirche in ihren Anfängen gegenüber, die von dem Allem gar nichts besitzt, weder Staatsmacht noch Schätze, weder Kunst noch Wissenschaft; ein kleiner Haufe nach dem Urtheil der Welt ungebildeter Menschen, Fischer, Zöllner, Teppichmacher, die nichts haben als das Wort vom Kreuz, die Botschaft, daß der verheißene Messias erschienen ist, daß in dem Gekreuzigten und Auferstandenen das Heil da ist für alle Völker. Ja, das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, klein und unscheinbar, ist gleich einem Sauerteige, wenig verglichen mit der Masse des Mehls, aber es ist auch ein lebendiges Samenkorn, es ist auch ein umwandelnder Sauerteig, es trägt eine Kraft in sich, die nicht von dieser Welt ist und darum mächtiger als die ganze Welt.

Denken wir uns noch einmal Paulus auf dem Areopag in Athen. Ihn umgibt die Herrlichkeit der alten Welt, vor Augen hat er die schönsten Kunstwerke, die Griechenland geschaffen, die Propyläen, das Parthenon, die Meisterwerke eines Phidias, er hat, die altberühmte Stadt durchwandelnd, die zahlreichen Tempel gesehen, die Altäre und Götterbilder und den Eifer, mit dem ihnen gedient wird, ihn umringen in den Schulen griechischer Weisheit aufgewachsene Philosophen, Epicurer und Stoiker, stolz auf ihre Weisheit, form- und redegewandt: und doch tritt der jüdische Teppichmacher hin und predigt ihnen, daß das Alles nun einer vergangenen Zeit angehört, daß jetzt eine neue Epoche begonnen hat, und erbietet sich ihnen etwas zu bringen, vor dem alle jene Herrlichkeit erbleicht, all ihr Gottesdienst sich nichtig erweist und all ihre Weisheit als Thorheit. Dazu gehörte mehr als menschlicher Muth, dazu gehörte eine Freudigkeit, wie sie nur aus der Gewißheit hervorgehen konnte, in dem Evangelium eine Gotteskraft zu besitzen, die allen jenen Weltmächten gewachsen ist, wie derselbe Apostel dieser Gewißheit Ausdruck gibt, wenn er an die Korinther schreibt (1. Kor. 1, 25):

„Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind, und die göttliche Schwachheit ist stärker, denn die Menschen sind."

Von Anfang an trägt das Christenthum das Bewußtsein der Weltherrschaft und die volle Gewißheit des Sieges über alle Weltmächte in sich. „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!" hat der Herr zu den Jüngern gesprochen, und: „Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern", befiehlt er ihnen scheidend. So gehen sie hin, ihm die Welt zu erobern, dem sie gehört, und hegen keinen Zweifel, daß ihnen der Sieg zufallen wird. „Der bei uns ist, ist größer denn der in der Welt ist!" und „unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat!" ruft Johannes aus; und um zu zeigen, daß die Christen auch nach den Zeiten der Apostel mitten in dem menschlicher Ansicht nach so ungleichen Kampfe diese freudige Gewißheit festgehalten haben, wird es genügen, an das schöne Wort aus dem Briefe an den Diognet zu erinnern: „Was im Leibe die Seele ist, das sind die Christen in der Welt. Die Seele erstreckt sich durch alle Glieder des Leibes, die Christen sind zerstreut durch alle Reiche der Welt. Die Seele wohnt zwar in dem Leibe, aber sie ist nicht von dem Leibe, so wohnen die Christen in der Welt, aber sie sind nicht von der Welt. Eingeschlossen ist die Seele in dem Leibe, aber sie hält den Leib zusammen; so sind die Christen in dieser Welt wie in einem Gefängniß, aber sie halten die Welt zusammen."

Freilich was das Christenthum der ganzen heidnischen Weltmacht entgegenzusetzen hat, das ist lediglich das Wort, das Zeugniß von Christo. Aber dieses Zeugniß wird gepredigt aus lebendigem Glauben heraus mit Beweisung des Geistes und der Kraft. Ihm zur Seite steht das Zeugniß des Lebens und Wandels als thatsächlicher Beweis für Alle, welche umwandelnde und erneuernde Kraft in dem Worte liegt. Die Predigt von der Liebe Gottes in Christo bethätigt sich in der Uebung der

Liebe zu den Brüdern, und was sie bekennen, das besiegeln die Christen im Leiden mit ihrem Blute. Ihr sollt zeugen von mir! das ist der Auftrag des Herrn an seine Jünger, und damit weist er ihnen den Weg, die Welt zu überwinden. Zeugen sind auch die ersten Christen gewesen und zeugend von Christo mit dem Wort und mit dem Leben, in ihrem Lieben und Leiden haben sie den Sieg gewonnen oder vielmehr: Er selbst hat gesiegt durch seine Zeugen.

In den römischen Katakomben findet sich unter den ältesten Bildwerken, die gewiß noch dem zweiten Jahrhundert angehören, eine Darstellung der Wasserspende in der Wüste, wie Moses mit dem Stabe den Felsen schlägt, und ringsum das Volk mit Schöpfgefäßen sich an das hervorquellende Wasser herandrängt. Das Bild ist ohne Zweifel ein Reflex des Eindrucks, den die Predigt des Wortes damals machte. In der dürren Wüste des Heidenthums, da sie so lange nach Wasser gesucht und gegraben hatten und zuletzt daran verzweifelt waren, welches zu finden, sprudelte nun wieder frisch der Brunnen des lebendigen Wassers, das in das ewige Leben quillet, und so manche nach Wahrheit dürstende Seele unter den Heiden, so Mancher, der in den Schulen der Philosophen, in den Tempeln der verschiedensten Götter oder in den Bethäusern der Juden nach Wahrheit gefragt, fand hier seine tiefste Sehnsucht gestillt.

Wir besitzen ein Paar Bekehrungsgeschichten von Heiden, die zwar nicht der allerersten Zeit angehören, die aber doch recht geeignet sind uns zu zeigen, welchen Eindruck die christliche Wahrheit auf empfängliche Gemüther machte, und auf welchem Wege sie zu der Wahrheit kamen. Die eine findet sich in einem romanartigen Buche aus der Mitte des zweiten Jahrhunderts, den sogenannten Clementinischen Homilien, wo angeblich Clemens von Rom uns seine Geschichte erzählt. „Von Kind auf," berichtet er, „dachte ich viel an den Tod und was nach dem

Tode wohl sein werde. Auch die Fragen beschäftigten mich, ob die Welt geworden sei? und was gewesen, ehe sie wurde? So besuchte ich denn die Schulen der Philosophen, um dort Antwort auf jene Fragen zu finden. Da sah ich aber nichts, als daß sie Lehrsysteme aufbauten und wieder niederrissen, hörte nichts als Streit und Zwietracht, künstliche Schlüsse und Beweisführungen. Bald siegte die Behauptung: Die Seele ist unsterblich! bald die entgegengesetzte: Sie ist sterblich! In jenem Falle freute ich mich, in diesem war ich traurig. Ich überlegte mir, daß die Behauptungen nicht nach ihrer inneren Wahrheit oder Unwahrheit, sondern nur nach den größeren oder geringeren Kräften der Disputirenden wahr oder falsch erschienen. Ich seufzte aus tiefster Seele, daß sich so nichts Gewisses entscheiden lasse, und konnte die Traurigkeit nicht los werden. Dann wieder sagte ich mir: Was mühe ich mich unnütz ab? Wenn ich nach dem Tode nicht sein werde, so brauche ich mich doch jetzt, da ich noch bin, nicht darüber zu grämen. Ich will die Traurigkeit aufschieben bis dahin, daß ich nicht mehr sein werde und dann also auch nicht traurig. Wenn ich aber sein werde, was soll ich mich jetzt grämen? Aber gleich kam wir wieder ein anderer Gedanke. Ich fragte mich: Werden dort nicht Qualen über mich kommen größer als die jetzigen? Wenn ich nicht fromm lebe, werde ich dann nicht wie Sisyphus und Ixion und Tantalus leiden müssen? Aber das Alles ist ja nicht wahr, warf ich ein. Wenn es nun doch wahr wäre? Jedenfalls, sagte ich mir, ist es das beste, fromm zu leben. Aber nun wußte ich wieder nicht, was dazu gehöre, was Gott angenehm sei. Ich fand nichts Gewisses und konnte meine Seele nicht beruhigen. Was soll ich machen? ich will nach Aegypten gehen und einen Hierophanten bitten und mit vielem Golde bewegen, daß er mir einen Todten beschwört und erscheinen läßt, und ich mich so durch den Augenschein überzeuge, daß die Seele unsterblich ist." Von

diesem Entschluß bringt ihn jedoch ein befreundeter Philosoph wieder ab, da es die Götter hassen, wenn die Todten beunruhigt werden. So ist Clemens denn ganz rathlos, bis er von dem Auftreten Christi und seiner Apostel hört und sich aufmacht, diese zu suchen. Er findet zuerst den Barnabas, und das ist ihm das Merkwürdigste bei dessen Predigt, daß Barnabas sich um die Einwürfe der Philosophen, ihre subtilen Fragen und ihren Spott über seine kunstlosen und unlogischen Reden gar nicht kümmert, sondern ruhig fortfährt, die Thatsachen des Lebens Jesu und seiner Werke zu bezeugen, und sich dafür statt aller künstlichen Beweisführungen einfach auf Zeugen beruft. Nachher findet er den Petrus, erhält von diesem gewisse Antwort auf seine Fragen und wird Christ. Das ist zwar Alles nur Dichtung, aber die Farben der Darstellung sind gewiß dem Leben entnommen, und was Clemens hier im Roman von sich selbst erzählt, ist ohne Zweifel die wirkliche Geschichte Vieler.

Ganz ähnlich erzählt uns auch Justin, der Märtyrer, wie er die Schulen der Philosophen durchwanderte, ohne zu finden, was er suchte, Gewißheit und Frieden für seine Seele. Ein Stoiker, in dessen Unterricht er zuerst trat, erklärte das, wonach sich Justin vor Allem sehnte, gewisse Erkenntniß Gottes, für eine untergeordnete Frage der philosophischen Speculation. Ein Peripatetiker, bei dem er es dann versuchte, forderte schon nach wenigen Tagen als das Wichtigste, die Feststellung des Honorars. Das stieß Justin zurück, und er ging zu einem Pythagoräer. Der wies ihn aber sofort ab, weil er noch keine Musik, Geometrie und Astronomie verstehe, die, wie er erklärte, als Läuterungsmittel einer in das Irdische versunkenen Seele die Vorbedingung des Philosophirens seien. Nun wandte sich Justin einem Platoniker zu und hier glaubte er sich am Ziel, denn sein Lehrer führte ihn in die Platonische Ideenlehre ein, und schon träumte sich der Schüler, auch ein Weiser und dem Schauen

der Gottheit nahe zu sein. Da begegnete er eines Tages, in der Einsamkeit am Gestade des Meeres wandelnd, einem alten gereiften Christen und gerieth mit ihm in ein Gespräch über göttliche Dinge. Der Greis zeigte ihm, daß Gott nur mit einem durch den Geist Gottes selbst geheiligten Sinne geschaut werden könne, und unter den Ausführungen des Greises zerrann dem Justin mit einem Male sein stolzer Wissenstraum. Der Alte, dem seine Bestürzung darüber nicht entging, wies ihn nun auf das Wort Gottes als auf die Quelle aller wahren Gotteserkenntniß hin und fing an, ihm von Christo zu erzählen. Diesen Winken nachgehend, fand Justin im Christenthum, was er in den Schulen der verschiedenen Philosophen vergeblich gesucht hatte, gewisse Gotteserkenntniß.

Ohne Zweifel war es das vor Allem, was die Heiden anzog und festhielt, daß bei den Christen volle Gewißheit des Glaubens auf Grund einer göttlichen Offenbarung zu finden war. Da wurde nicht gefragt: Was ist Wahrheit? sondern gepredigt: „Die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden!“ Da wurde nicht für und wider disputirt wie in den Philosophenschulen, und das Endergebniß war nicht, daß wir nichts Sicheres wissen können, sondern da hieß es: „Was wir gehört haben, was wir gesehen haben mit unsern Augen und mit unseren Händen betastet haben vom Worte des Lebens, das verkündigen wir euch.“ Da wurde nicht über nichtige Dinge geschwatzt wie bei den Rhetoren, die mit der unglaublichsten Wortkünstelei jetzt eine Lobrede auf den Staub hielten oder auf die Faulheit, jetzt die gefährliche Krankheit eines Gliedes des kaiserlichen Hauses als willkommenes Thema für ein rhetorisches Kunststück behandelten, sondern da wurden die höchsten Dinge und was zum Seelenheil nöthig ist, einfach und schlicht besprochen. Da hörte man auch nicht von irgend welchen künstlichen Mitteln, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, wie sie die

umherziehenden Goeten und Hierophanten 'austüftelten, um sie dann als die alleinseligmachende Weisheit mit viel Geheimnißkrämerei zu verkündigen, z. B. wie einer von diesen Leuten herausgebracht haben wollte, der sicherste Weg, das Wohlgefallen Gottes zu erlangen, sei der, bei der Libation den Wein immer genau über dem Henkel des Kruges auszugießen, da diese Stelle die einzige vom Munde des Menschen nicht entweihte sei; sondern da wurden Thatsachen bezeugt, die Thatsachen der Erlösung: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber; Christus ist um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt. Allen verständlich wurde da der Eine wahre Gott, der Vater unseres HErrn Jesu Christi, gepredigt nicht als das Ergebniß philosophischer Speculation, sondern auf Grund seines Wortes, nicht als Geheimlehre für wenige Wissende, sondern in voller Offenheit allen, auch den Armen und Geringen. „Bei uns," sagt Tatian, „lernen nicht nur die Reichen, sondern auch die Armen Weisheit und genießen umsonst den Unterricht in der heilsamen Lehre." „Jeder christliche Handwerker," sagt Tertullian, „hat Gott gefunden, obgleich Plato behauptet, daß der Schöpfer nicht leicht gefunden und, wenn er gefunden sei, schwerlich allen bekannt gemacht werden könne."

Was der Herr als Zeichen und Beweis dafür hinstellt, daß er der rechte Messias ist: „den Armen wird das Evangelium gepredigt!" das erfüllt sich jetzt in reichem Maße. Es gehört zur Signatur der Zeit, daß der Kreis der Armen, der Gedrückten, der Rechtlosen, der Geknechteten so groß ist. Was mußte es auf diese, auf alle die Besitzlosen, die keinen Theil hatten an den Schätzen und Genüssen Roms, auf die kleinen Leute, die unter die Füße getreten wurden, auf die Handwerker, die, weil sie von ihrer Hände Arbeit lebten, von der wissens- und bildungsstolzen antiken Welt für nichts geachtet wurden, von denen selbst

ein Plato sagt, ihr Leben diene zu nichts Anderem, als ihr Handwerk auszuüben und wenn sie krank würden, müsse man sie ihrem Schicksale überlassen, da sie ihre Bestimmung nicht mehr zu erfüllen im Stande seien, auf die Schaaren von Sclaven in ihrem menschenunwürdigen Zustande: was mußte es auf diese für einen Eindruck machen, wenn ihnen der arme Jesus, der selbst den Sclaventod gestorben war, verkündigt und in ihm der Zugang zu einem Gottesreiche eröffnet wurde, das alle umfaßt, in dem es nicht mehr Herren und Knechte gibt, in dem keiner mehr unter die Füße getreten wird. Noch Celsus im zweiten Jahrhundert spottet darüber, daß Wollarbeiter, Schuster, Gerber, die allerungebildetsten und bäurischsten Leute, die eifrigsten Verkündiger des Christenthums sind und es zuerst unter die Weiber und Kinder bringen. Aber der Spott der Heiden gibt wider Willen Zeugniß davon, welche Macht die Predigt des Wortes ausübte, und was für den eingebildeten Heiden nur Gegenstand des Hohnes ist, das ist's ja wofür der Herr dankt, wenn er sagt: „Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret. Ja, Vater, denn es ist also wohlgefällig gewesen vor dir (Matth. 11, 25. 26)."

Eine andere Spottrede desselben Christenfeindes Celsus läßt uns einen noch tieferen Blick in die Macht der evangelischen Predigt thun. „Laßt uns hören," sagt er, „welche Leute von den Christen gerufen werden. Wer ein Sünder, wer ein Unverständiger, wer ein Unwürdiger und mit Einem Worte, wer ein Elender ist, einen solchen wird das Reich Gottes aufnehmen. Sie sagen, daß Gott den Sünder, wenn er sich seiner Schlechtigkeit wegen demüthigt, annehmen, den Gerechten aber, wenn er mit Tugend von Anfang zu ihm aufblickt, nicht annehmen werde." Das dünkt dem Celsus ganz ungereimt. Denn „es ist doch Jedem offenbar," meint er, „daß diejenigen, welche von

Natur zum Laster geneigt sind, Keiner nicht einmal durch Strafe, geschweige denn durch Erbarmen ganz umwandeln kann." Gerade das war es, was solche Macht über die Gemüther ausübte, die Predigt von der Gnade. Erwachte doch auch in der Heidenwelt jetzt das Sündenbewußtsein und die Sehnsucht nach Erlösung. Es gab der Seelen jetzt manche, die unter der Last ihrer Sünden seufzten und nach einer Reinigung, einer Sühne fragten. Hier fanden sie, was sie in den heidnischen Tempeln, in den mancherlei Weihungen und Lustrationen, in den mancherlei asketischen Uebungen und mühevollen Entsagungen, die im Cultus der Heiden einen immer breiteren Raum einnahmen, vergeblich gesucht. In dem Blute des Gotteslammes wurde ihnen umsonst die Vergebung aller Sünden angeboten, und in der Taufe ein Bad der Reinigung, das sie abwusch von aller Unreinigkeit. Die Einladung des Herrn: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," bewährte um so mehr ihre Kraft, als in der absterbenden Welt, deren Glanz und Freude täglich mehr im Erbleichen war, der Mühseligen und Beladenen auch täglich mehr wurden.

Und wenn der Blick der Menschen sich jetzt immer verlangender auf das Jenseits richtete, wenn, wie wir sahen, die Frage immer lebhafter ventilirt wurde, ob es ein Jenseits gibt? und wie man zu einem seligen Zustand im Jenseits komme? welchen Eindruck mußte es da machen, wenn die Thatsache der Auferstehung Christi verkündet wurde. Da war ja die Lösung aller jener Fragen gegeben und zwar nicht auf Grund zweifelhafter Beweisführungen und Schlußfolgerungen, die sich, wie Clemens sagt, bald für, bald gegen die Unsterblichkeit wenden ließen, sondern auf Grund einer Thatsache. Hier wurde geboten, was der Heidenwelt fehlte, eine lebendige Hoffnung. An den Gräbern der Christen wurde sie bezeugt. Da hörte man nicht Klaggeheul, sondern Psalmengesang: „Der Tod seiner

Heiligen ist werth gehalten vor dem Herrn," „sei zufrieden meine Seele, denn der Herr thut dir Gutes," „und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du, Herr, bist bei mir," da erschallte ein siegreiches „Hallelujah! der Tod ist verschlungen in dem Sieg!" und die Inschriften auf den einfachen Gräbern: „Er lebt!" „In Frieden!" gaben davon Kunde, daß die Christen des ewigen Lebens gewiß geworden waren. Selbst die Angriffe der Heiden, die gegen keinen Artikel des christlichen Glaubens mit solcher Heftigkeit wie gegen diesen gerichtet waren, selbst der furchtbare Hohn, mit dem sie, als die Leiber der Blutzeugen in Lyon verbrannt, und die Asche in die Rhone geschüttet war, riefen: „Wir wollen nun sehen, ob sie auferstehen werden," läßt deutlich genug durchfühlen, welche Macht die Verkündigung der Auferstehung und des ewigen Lebens über die Gemüther ausübte.

2. Cultus und Gemeindeleben.

Mächtig wirkte auch der Cultus der Christengemeinden auf die Heiden. Er war in allen Stücken das gerade Gegentheil des heidnischen. Von Pomp und Pracht war bei den Armen nichts zu finden, aber ihr Gottesdienst war eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Keine Tempel, auch keine Altäre, keine Bilder, das war die Regel. Sie bedurften auch keiner Tempel, die selbst nach dem Zeugnisse des Apostels der lebendige Tempel Gottes waren, erbauet auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. In den Häusern hin und her, in kleinen, engen Stuben oder, wo ein wohlhabendes Gemeindeglied einen solchen Raum besaß, in einem Saal versammelte man sich zu Gesang, Schriftlesung, Gebet und Feier des Abendmahls. Oft kam es in der ersten

Zeit noch vor, daß dieses oder jenes Gemeindeglied, dem die Gabe verliehen war, ein Wort der Erbauung redete. Meist war das (und später ausschließlich) Sache der Vorsteher. Wir besitzen einige Schilderungen dieses ältesten Gottesdienstes, die ebenso einfach sind, wie dieser selbst, aber in ihrer Einfachheit Zeugniß ablegen, wie lebendig hier noch Alles war, nirgend todte Form, Alles volle Wahrheit. Plinius d. J. hatte als Statthalter in Bithynien Nachforschungen über den Glauben und das Leben der Christen angestellt, auch durch die Folter einigen Diaconissen Geständnisse abgepreßt. Was er erfahren, stellt er in einem Briefe an den Kaiser Trajan zusammen. „Die Christen," heißt es da, „geben an, daß sie die Gewohnheit hätten, an einem bestimmten Tage vor Sonnenaufgang sich zu versammeln und Christo als einem Gotte gemeinsame Lieder zu singen; daß sie ferner sich durch ein Gelübde (es ist offenbar das Taufgelübde gemeint) verpflichteten, nicht, irgend welche Verbrechen zu begehen, sondern vielmehr dazu, von Raub, Diebstahl, Ehebruch, Lug und Trug sich rein zu halten. Wenn dieses geschehen sei, so pflegten sie auseinander zu gehen, kämen aber nachher wieder zusammen, um gemeinsam eine Mahlzeit zu halten und zwar eine ganz gewöhnliche und unschuldige." Genauer noch schildert uns Justin den Gottesdienst: „Am Sonntage geschieht eine Versammlung Aller, die in den Städten oder auf dem Lande wohnen, und es werden dann die Denkschriften der Apostel oder die Bücher der Propheten vorgelesen, so lange wir Zeit dazu haben. Darnach, wenn der Vorleser geendet hat, gibt der Vorsteher in einer Rede Erinnerung und Mahnung, jenen herrlichen Vorbildern nachzueifern. Alsdann stehen wir Alle mit einander auf und senden unsere Gebete empor. Und nachdem wir unser Gebet gethan haben, bringt man Brod und Wein und Wasser herbei, und der Vorsteher verrichtet Gebete und Danksagungen, so viel er vermag. Die Gemeinde antwortet mit ihrem Amen, und es

geschieht die Austheilung der geweihten Dinge, welche jeder Anwesende empfängt, während sie den Abwesenden durch die Diaconen hingetragen werden. Die Wohlhabenden aber und die willig dazu sind, geben ein Jeglicher nach seinem Gefallen, und die gesammelten Gaben werden vor dem Vorsteher niedergelegt, welcher damit den Wittwen und Waisen zu Hülfe kommt, auch der durch Krankheit oder sonstwie Heimgesuchten, der Gefangenen, der Fremdlinge, kurz aller derer, die in Bedrängniß sind, sich annimmt." Anfangs mit dem Abendmahl verbunden, später von ihm getrennt, wurden auch Liebesmahle gehalten, wie oben schon in dem Briefe des Plinius darauf hingedeutet ist. Die ganze Gemeinde fand sich da wie eine Familie zu gemeinsamer Mahlzeit zusammen. Tertullian schildert sie uns, wie sie zu seiner Zeit waren. „Unser Mahl," schreibt er, „gibt von dem, was es ist, durch seinen Namen Rechenschaft. Es wird mit dem Worte bezeichnet, mit welchem die Griechen die Liebe benennen (Agape). Der Aufwand, den wir dabei machen, dient zur Erquickung der Armen um der Barmherzigkeit willen. Dieses ist die ehrenwerthe Veranlassung unsers Mahls. Darnach beurtheilt die Ordnung unseres übrigen Verhaltens, wie es unserer religiösen Pflicht entspricht, die nichts Gemeines, nichts Unmäßiges gestattet. Wir gehen nicht eher zu Tische, als bis unser Gebet zu Gott vorgekostet ist; wir essen so viel, wie die Hungrigen bedürfen; wir trinken nicht mehr, als den Schamhaften nützlich ist. Wir sättigen uns in dem Bewußtsein, daß wir auch während der Nacht zu Gott beten müssen; wir reden mit einander in der Erinnerung, daß der Herr uns höre. Nach Beendigung des Mahles ergeht an Alle die Aufforderung zum Lobe Gottes, und wer aus den heiligen Schriften oder aus seinem eigenen Geiste etwas mitzutheilen vermag, der thut es. Darin liegt eine Probe, wie wir getrunken haben. Mit Gebet wird die ganze Versammlung beschlossen, und wir gehen nicht auseinander,

um auf den Straßen Unfug zu treiben, sondern um unsere Uebung der Sittsamkeit fortzusetzen, weil wir nicht von einem Trinkgelage, sondern von einer Uebung in der Zucht und Ehrbarkeit herkommen!" Vergegenwärtigen wir uns diesen Gottesdienst in seiner Einfachheit und jugendlichen Frische, denken wir uns die Gemeinde vielleicht in Zeiten der Verfolgung, jeden Augenblick gewärtig, daß Späher sie verrathen oder ein Pöbelhaufe mit Geschrei und Steinwürfen auf sie eindringt; doch erklingen Hymnen und Psalmen, man hört voll heiligen Ernstes die schlichte Verkündigung des Lebenswortes, dann steht die Gemeinde auf zum Gebet, der Vorsteher betet vor, alle beten mit und feierlich erschallt das Amen, alle empfangen den Leib und das Blut des Gekreuzigten, dem sie vielleicht bald im Tode nachfolgen werden, alle vereint das Liebesmahl, betend nehmen sie mit dem Kusse des Friedens Abschied — wahrhaftig, wir verstehen, daß oft Heiden, die nur ein einziges Mal dem Gottesdienste beiwohnten, dadurch für immer gewonnen wurden. In ihren Tempeln todter Ceremoniendienst, hier ein Gottesdienst des lebendigen Leben weckenden Wortes; dort eine stumme, unthätig zusehende Menge, während der Priester allein mit dem Gott verkehrt, hier eine mitthätige, singende, hörende, betende Gemeinde, alle Priester des lebendigen Gottes. Schon 1. Kor. 14, 24. 25 lesen wir, daß Ungläubige, die das sahen und hörten, davon ergriffen auf ihr Angesicht fielen, Gott anbeteten und bekannten, daß Gott wahrhaftig in der Gemeinde sei; und Eusebius bezeugt in seiner Kirchengeschichte ausdrücklich: „Die Kraft des Geistes war im Anfang des Evangelii so mächtig, daß eine unzählige Menge gleich bei dem ersten Anhören die Gottseligkeit zu Herzen nahm!"

Bei den Christen war, was den Heiden mangelte, Gemeindeleben. An Gemeinsinn fehlt es auch dem Alterthum nicht, im Gegentheil, schon die zahlreichen Vermächtnisse und

Schenkungen, die Ausführung öffentlicher Bauten, von denen uns Inschriften Kunde geben, zeugen davon in besonderem Maße. Auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens war der Associationstrieb sehr stark entwickelt. Wir finden Collegien für die verschiedenen Industriezweige mit Kranken-, Sterbe- und Leichenkassen. Wir finden auch Collegien zu religiösen Zwecken. Genossenschaften für den Dienst bestimmter Gottheiten und besonders im Osten die Festgemeinschaft, das Koinon, das ganze Landschaften zu gewissen Festfeiern verband. Aber etwas der Christengemeinde Aehnliches kennt doch das heidnische Alterthum nicht. Das ließ schon der Polytheismus nicht aufkommen. Der Gemeinsinn entwickelt sich im Alterthum lediglich nach der politischen Seite. Nun bot aber das politische Leben in seinem steigenden Verfall immer weniger Raum zur Thätigkeit. Nirgend war mehr Freiheit, alle waren Sclaven des Einen. Ja, jedes Sichhervorthun, jede ausgezeichnete Leistung war mit der Gefahr verbunden, die Eifersucht des Machthabers zu erregen. Mehr freie Bewegung bewahrte Anfangs noch das communale Leben, aber die Communalämter, früher als Ehrenämter gesucht, wurden später durch die damit verbundenen Ausgaben eine Last, der sich jeder so viel als möglich zu entziehen suchte, und deren Uebernahme durch's Gesetz erzwungen werden mußte. In den Christengemeinden dagegen that sich ein zwar nur kleiner, aber desto regsamerer Kreis auf, in dem wirklich Gemeinschaft herrschte, in dem Alle durch das Band Eines Glaubens in brüderlicher Liebe verbunden mit einander arbeiteten, beteten und litten. Hier war für jede Thätigkeit Raum, und alle Kräfte fanden Gelegenheit zu wirken. Hier hatte die Freiheit eine Stätte, hier konnten im Handeln und Dulden große Charaktere erstarken und sich entfalten.

3. Wandel der Christen.

Und welches Zeugniß gab der Wahrheit des Christenthums der Wandel seiner Bekenner! „Bei uns," redet Athenagoras die Heiden an, „könnt ihr Unwissende, Handwerker, alte Weiber finden, welche, wenn sie auch den heilsamen Einfluß der christlichen Lehre nicht mit Worten zu beweisen im Stande sind, doch den heilsamen Einfluß der aus derselben fließenden Gesinnung mit der That beweisen." Unzählige Male berufen sich die Vertheidiger des Christenthums auf die große und vortheilhafte Veränderung, die es in Allen hervorruft, welche es annehmen. Woran schon St. Paulus in seinen Briefen mehrmals erinnert, was die Christen waren und was sie sind, das heben auch sie immer wieder hervor. „Wir, die wir einst der Wollust dienten," sagt Justin der Märtyrer in seiner zweiten Apologie, „streben jetzt nach Sittenreinheit. Wir, die wir Zauberkünste trieben, haben uns dem guten und ewigen Gott geweiht. Wir, die wir einst Geldgewinn mehr als Alles liebten, theilen jetzt, was wir besitzen, mit Allen und geben jedem Dürftigen. Wir, die wir einst einander gegenseitig haßten und mordeten, die wir die aus fremden Völkern stammenden wegen der Verschiedenheit der Sitten nicht in unser Haus aufnehmen wollten, tragen nach der Erscheinung Christi kein Bedenken, mit ihnen zusammen zu leben. Wir beten für unsere Feinde, wir suchen die uns mit Unrecht hassenden zu überzeugen, damit sie nach den herrlichen Lehren Christi leben und dadurch die freudige Hoffnung gewinnen möchten, einmal dasselbe wie wir von dem allmächtigen Gott zu empfangen." Dieser Unterschied zwischen Christen und Heiden, dieses Bewußtsein, ganz andere Menschen zu sein und ganz anders zu leben, ist nirgend schöner geschildert, als in dem herrlichen Briefe eines unbekannten Verfassers an den Diognet.

„Zwar die Christen," heißt es da, „sind weder dem Lande, noch der Sprache, noch den bürgerlichen Lebenseinrichtungen nach von den übrigen Menschen verschieden; denn sie bewohnen weder eigene Städte, noch reden sie eine besondere Sprache, noch führen sie ein sonderliches Leben." Und doch sind sie ganz anders als die Heiden. „Sie bewohnen ihr Vaterland aber als Gäste. Sie haben als Mitbürger Alles mit den Andern gemein und leiden doch Alles, als wären sie Fremde. Sie heirathen wie Alle und haben Kinder, aber sie setzen keine Kinder aus. Sie haben einen gemeinsamen Tisch, aber keinen gemeinen. Sie sind Ein Fleisch, aber sie leben nicht nach dem Fleisch. Auf der Erde wandeln sie, aber im Himmel sind sie Bürger. Sie gehorchen den Gesetzen, aber sie übertreffen die Gesetze durch ihr Leben. Sie lieben Alle, und Alle verfolgen sie; sie verzeihen und werden verurtheilt; sie werden getödtet und leben doch; sie sind Bettler und machen Viele reich; sie haben an Allem Mangel und haben doch Alles in Ueberfluß; sie werden geschmäht und die Schmach gereicht ihnen zur Ehre; man flucht ihnen, sie segnen; man schilt sie, sie geben Jedem seine Ehre; sie thun Gutes und werden als Uebelthäter bestraft; wenn sie gestraft werden, freuen sie sich. Wie Fremde bekriegen die Juden sie, und die Griechen verfolgen sie, und doch vermögen, die sie hassen, keine Ursache ihres Hasses anzugeben." Getrost kann sich Tertullian auf die Gerichtsverhandlungen berufen, in denen nie einem Christen ein anderes Vergehen nachgewiesen sei, als das Eine, daß er ein Christ sei. „Täglich habt ihr," so redet Tertullian die Heiden an, „zu Gericht zu sitzen und Urtheile zu fällen über Verbrecher der mannigfaltigsten Art, über Mörder, Beutelschneider, Tempelräuber. Wer von diesen zählt zu den Christen? Oder wenn Christen unter ihrem Namen aufgeführt werden, wer von ihnen wird auch noch als schuldig wie jene bezeichnet? Die Eurigen allezeit sind es, welche die Gefängnisse,

die Bergwerke bevölkern, die Eurigen, die den wilden Thieren zur Speise dienen; die Eurigen allezeit sind es, die die Reihen der Schuldigen bilden, welche die Spielgeber mästen. Da findet sich kein Christ oder nur als Christ." Auch die Heiden selbst konnten sich diesem Eindruck nicht entziehen; zu mächtig war die Einwirkung des christlichen Glaubens auf das Leben und den Wandel, als daß selbst heidnischer Haß ihn hätte verkennen können. Galenus, der berühmte Arzt, gewiß ein nüchterner Beobachter und ein unverdächtiger Zeuge, sagt einmal, die meisten Menschen müßten durch Gleichnisse belehrt werden. So hätten die, welche man Christen nennt, ihren Glauben aus den Gleichnissen ihres Stifters gezogen. Indessen handeln sie oft so wie die, welche der wahren Philosophie folgen. „Wir sind Zeugen, daß sie den Tod verachten gelernt haben und daß sie aus Scham sich hüten vor den Freuden des Fleisches. Es gibt bei ihnen Männer und Frauen, die sich von der Ehe zurückhalten. Es gibt bei ihnen auch solche, welche in ihren Bemühungen, ihre Seele zu beherrschen und ehrbar zu leben, so weit gekommen sind, daß sie in nichts hinter wahren Philosophen zurückstehen."

Das Christenthum bot noch keinerlei äußerliche Vortheile. Was nachher manche angelockt und der Kirche so viele Scheinglieder zugeführt hat, die Macht, Ehre, Reichthum suchten, davon war noch nichts vorhanden, sondern im Gegentheil Schmach und Schande und beständige Gefahr. Noch war es auch nicht Sitte, Brauch und Herkommen, was die Menschen äußerlich zu Christen machte. Wer kam, der kam aus eigenster Bewegung seines Herzens, dem war es ganzer und voller Ernst. Das Kommen selbst war schon ein Opfer, denn wer Christ wurde, mußte sich nicht bloß von tausendjährigen Vorurtheilen, er mußte sich meist auch von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von Freunden und Verwandten, vielleicht von Amt und

Dienst und Geschäft losreißen. Mit großer Schärfe tritt der Wendepunkt zwischen dem vorchristlichen und dem christlichen Leben hervor. Es gehört zur Zeit des Kampfes, daß plötzliche Bekehrungen viel häufiger sind als sonst, daß das Wunder, welches in jeder Bekehrung liegt, offenbarer, man möchte sagen handgreiflicher hervortritt. Wie oft hören wir, daß bei der Hinrichtung eines Christen seine Wächter, die Soldaten, die Henker, Einzelne die es angesehen, sich auf der Stelle bekehren. Nach glaubhaften Zeugnissen gaben bei Manchen wunderbare Träume den ersten Anstoß. Unter Diocletian hatte ein Schauspieler in Rom, Gennadius, in einem Stücke aufzutreten, in dem die Christen verspottet wurden. Er spielte seine Rolle anstandslos zum Jubel des Volks bis zu dem Augenblick, wo er nach dem Gange des Stücks die Taufe begehren sollte. Da ergreift es ihn plötzlich mit unwiderstehlicher Macht, er stockt, er hält inne und erklärt den erstaunten Zuhörern, er wolle selbst Christ werden. Damit verläßt er die Bühne, geht wirklich hin zur Taufe und besiegelt auch seinen Glauben bald durch den Märtyrertod. Auch wo die Bekehrung nicht so plötzlich geschah, hatte man doch von der Umwandlung, die man erfahren, die bestimmteste Erfahrung, und wie den Christen das rings sie umgebende heidnische Wesen auf Schritt und Tritt ihren Christenberuf in Erinnerung brachte, daß sie dieser gegenwärtigen argen Welt nicht mehr angehörten, so waren sie sich auch auf Schritt und Tritt der Pflicht bewußt, anders zu leben als die Heiden und ihr ganzes Leben von dem Christenthum durchdringen zu lassen. Nach Außen prägt sich das in Sitte und Symbol aus. Im Hause fehlte nicht Schriftlesung und Psalmengesang. Vor jeder Mahlzeit wurde nicht bloß gebetet, sondern auch ein Stück des aus der Kirche mitgenommenen gesegneten Brodes gegessen. Bei jedem Ausgang und Eingang, beim Ankleiden und Schuhanziehen, beim Waschen, beim Lichtanzünden, beim Niederlegen,

beim Zubettegehen bezeichnete man sich mit dem Kreuzeszeichen; und das war noch nicht ein todtes Zeichen, sondern eine lebendige Erinnerung an den Gekreuzigten, an die Taufe in seinem Tod und an die in der Taufe übernommenen Verpflichtungen.

Ueber dem ganzen Christenleben liegt ein ruhiger heiliger Ernst. Die Christen wissen, daß sie das Salz der Erde sind und das Licht der Welt, und bemühen sich, es zu sein. Ihre Blicke gehen in die Zukunft auf den Herrn, der verheißen hat wiederzukommen, und in Erwartung seiner baldigen Erscheinung jagen sie mit Eifer nach der Heiligung des Lebens, ohne die Niemand vor ihm bestehen wird. Ihr Leben ist ein Kriegsdienst unter Christo, ihrem Feldherrn. Dem haben sie in der Taufe den Fahneneid geleistet und abgesagt dem Teufel und all seinen Werken und Wesen. Ihr Feldzeichen ist das Kreuz, ihre Parole das Glaubensbekenntniß, ihre Waffe, mit der sie Tag und Nacht auf der Wacht stehen, Station und Vigilie halten, das Gebet. „Laßt uns nie unbewaffnet einhergehen," mahnt Tertullian, „am Tage laßt uns der Station, bei Nacht der Vigilie eingedenk sein. Unter den Waffen des Gebets laßt uns das Feldzeichen unseres Feldherrn bewahren; betend laßt uns die Posaune des Engels erwarten."

Das Christenleben war ein Leben aus Einem Guß. „Niemals," sagt der eben genannte Tertullian, „ist der Christ etwas anderes als eben ein Christ." Nicht in der Kirche bloß, auch im Hause, im Berufe, auf der Straße wollten die Christen auch als Christen sich zeigen. Mit der größten Sorgfalt hüteten sie sich vor jeder Berührung mit dem Heidenthum; mit der zartesten Gewissenhaftigkeit mieden sie Alles, was irgendwie als Verleugnung ihres Christenglaubens angesehen werden konnte. Und wie schwer war das in einer Zeit, wo das ganze Leben mit einem Netz heidnischer Bräuche umstrickt war, welches der Christ,

um seinem Gotte treu zu bleiben, in jedem Augenblicke zerreißen mußte. Jeder Schritt und Tritt forderte ein Bekenntniß, und jedes Bekenntniß brachte Gefahr. Er ging auf die Straße, da standen die Götterbilder, da begegneten ihm die Processionen, in welchen diese feierlich umhergetragen wurden. Alle die vorübergingen, bezeugten der Gottheit ihre Verehrung, der Christ durfte es nicht. Er wurde von heidnischen Freunden, von heidnischen Verwandten zu einem Familienfeste eingeladen. Ging er nicht hin, so gab er Anstoß; ging er hin, so war es wieder nicht zu vermeiden, nun dadurch Anstoß zu geben, daß er den festlichen Opfern höchstens theilnahmlos beiwohnte, daß er dieses und das zu essen sich weigerte. Kam es doch oft genug vor, daß die Heiden bei solchen Gelegenheiten die Christen absichtlich in Versuchung führten, ihnen etwa eine mit Blut bereitete Speise vorsetzten, welche die Christen damals nach Apostelgeschichte 15, 29 allgemein nicht aßen. Um so mehr achteten es die Christen für ihre Pflicht, dann ihr Christenthum offen zu bekennen. Wie Sitte und Brauch, so war auch die Sprache ganz vom Heidenthum durchzogen. Die Formeln des Eides, die Betheuerungen, das Zeugniß vor Gericht, die Begrüßungen und Danksagungen, alles enthielt Erinnerungen an die heidnischen Götter. Beim Hercules! wie oft hörte man solche und ähnliche Ausrufe. Der Christ mußte sich davor hüten, er mußte wenigstens durch Schweigen protestiren. Er reichte einem Bettler auf der Straße eine Gabe. Natürlich wünschte der zum Dank ihm den Segen irgend eines Gottes. Strenge Christen glaubten auch dazu nicht schweigen zu dürfen, da es sonst scheinen könne, als nähmen sie wirklich den Segen eines Götzen hin; sie hielten sich verpflichtet offen auszusprechen, daß die Gabe um des lebendigen Gottes willen gegeben sei, damit dieser darüber gepriesen werde. Der Christ wollte Geld anleihen, der Schuldschein, den er zu unterschreiben hatte, enthielt einen Schwur bei den heid-

nischen Göttern. Der Christ mußte sich weigern, den Schein zu vollziehen.

In noch viel schwierigere Lage brachten den Christen manche besondere Lebensverhältnisse. Dem christlichen Sclaven trug sein Herr etwas auf, was ihm, dem Heiden, ganz unverfänglich war, aber dem christlichen Sclaven als Sünde galt, und doch war er ganz in die Gewalt seines Herrn gegeben, der ihn, wenn er's nicht that, geißeln, ja tödten lassen konnte. Die christliche Frau, die einen heidnischen Mann hatte, wie sollte sie ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen, den Gottesdiensten beiwohnen, Kranke besuchen, Fremde beherbergen, Almosen austheilen, ohne bei ihrem Manne Anstoß zu geben? Der Beamte, der Soldat, wie sollte er es machen, seinen Dienst zu thun und doch seinen Glauben nicht zu verleugnen? Lange galt Beides für ganz unvereinbar, und der Beamte gab lieber sein Amt auf, der Soldat trat aus dem Soldatenstande aus, um Christ bleiben zu können. Solche, denen das nicht möglich war, mußten vielfach die Treue gegen ihren obersten Herrn mit ihrem Blute bezahlen. Auch sonst mußte mancher, um Christ zu werden und zu bleiben, sein Gewerbe, sein Geschäft, aus dem er seinen Lebensunterhalt bezog, daran geben. Alle, die vom heidnischen Cultus gelebt hatten, Diener und Arbeiter bei den Tempeln, Bildhauer, Weihrauchverkäufer, auch Schauspieler, Fechtmeister in den Gladiatorenschulen u. s. w. ließ die Kirche erst zur Taufe zu, wenn sie ihr Geschäft aufgaben, und wer ein solches Geschäft als Christ übernahm, wurde aus der Gemeinde ausgeschlossen.

Ueberhaupt war die in den Gemeinden geübte Zucht streng. Ueber die Sitten und den Lebenswandel der Gemeindeglieder wurde sorgsam gewacht, Verfehlungen ernstlich gerügt. Die in grobe Sünden, sogenannte Todsünden, fielen, wozu man Götzendienst, Gotteslästerung, Ehebruch, Unzucht, Mord, Betrug und

falsches Zeugniß rechnete, wurden aus der Gemeinde ausgeschlossen. Erst nach längerer Prüfung und nachdem sie Beweise ihrer ernstlichen Reue gegeben, konnten sie wieder aufgenommen werden. Dieses jedoch nach älterer Praxis nur einmal. Wer dann wieder abfiel, fand keine Aufnahme mehr. So war die Kirche bemüht, sich durch strenge Zucht von unlauteren Elementen frei zu halten und zugleich den Schwachen einen Halt zu bieten. Wohl fehlte es trotzdem nicht ganz an unlauteren Elementen, und Schwachheit kommt auch genug zu Tage. Eine vollkommene Gemeinde der Heiligen ist auch die älteste Kirche nicht gewesen, sondern wie die Kirche aller Zeiten ein Acker, auf dem Weizen und Unkraut durcheinander wächst, aber bei alledem dürfen wir doch sagen, die Christengemeinden standen da wie weithin scheinende Lichter mitten in der Finsterniß. Sie bewiesen durch ihren Wandel, daß hier neue Lebensmächte, Kräfte der zukünftigen Welt vorhanden waren, fähig die alte verfallende Welt von innen heraus zu erneuern.

Sollte die menschliche Gesellschaft wirklich erneuert werden, so mußten neue Fundamente gelegt werden. Die liegen aber in der Ehe, in der Familie. Diese Fundamente waren in der heidnischen Welt verfallen. Das Christenthum erneuert sie, indem es die Freiheit der Ehe herstellt, die Ehe mit neuem Geiste erfüllt, dem Weibe seine gottgewollte Stellung wieder anweist, es aus der Sclavin des Mannes wieder zu seiner Gehülfin macht.

Im Alterthum hat die Ehe, wie Alles, ihren Schwerpunkt im Staate. Dem Staate Bürger zu erziehen, ist ihr Zweck. Deßhalb ist auch der Einzelne dem Staate gegenüber verpflichtet, in die Ehe zu treten, und der Staat sah sich, wie schon oben bemerkt, zuletzt genöthigt, die Erfüllung dieser Pflicht mit Strafen zu erzwingen. Das Christenthum macht die Ehe frei, es achtet die individuelle Freiheit und überläßt es dem Einzelnen, ob er

in die Ehe treten will oder nicht. Es achtet auch den ehelosen Stand, und wenn wir freilich zugestehen müssen, daß gerade nach dieser Seite hin bald falsche unevangelische Gedanken Raum gewinnen, eine Ueberschätzung des ehelosen Lebens als eines Standes besonderer Heiligkeit, wovon die Schrift nichts weiß, sich geltend macht, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß in der Achtung des ehelosen Lebens zugleich eine Ueberwindung der falschen heidnischen Anschauung von der Ehe liegt.

Denn davon, die Ehe selbst zu Gunsten des ehelosen Lebens zu verachten, war man damals noch weit entfernt. Im Gegentheil erhält jetzt erst die Ehe ihre Ehre, indem sie als eine Gottesordnung erkannt und dem entsprechend behandelt wird. Die Ehe wird unter Mitwissenschaft und Einwilligung der Gemeinde geschlossen. Beabsichtigte Ehen werden dem Bischofe angezeigt und unter dessen Segen eingegangen. Ehen, die ohne Mitwirkung der Kirche geschlossen waren, galten der Kirche als keine wahren Ehen. Der Ehe wird jetzt ein höheres Ziel gesteckt, als es die heidnische Ehe je gekannt. „Sie ist," sagt Clemens von Alexandrien, „eine Schule der Tugenden für die Eheleute zu ihrer eigenen Erziehung und zur Erziehung ihrer Kinder für die Ewigkeit. Jedes Haus, jede Familie muß ein Abbild der Kirche sein, denn, spricht der Herr, wo zwei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen." Es ist ein viel engeres, tieferes Band, das jetzt Mann und Weib in der christlichen Ehe verbindet, das Band des gemeinsamen Glaubens. Wir finden bei Tertullian ein Lob der christlichen Ehe, wo er die voll christliche Ehe, in der Beide, Mann und Weib, Christen sind, mit der Mischehe, der Ehe eines christlichen Weibes mit einem heidnischen Manne vergleicht, und aus dem wir nicht bloß sehen, wie hoch die Ehe geachtet war, sondern auch erkennen können, was das Christenthum aus der Ehe machte, indem es sie mit christlichem Geiste durchdrang. „Wie

soll ich der Aufgabe genügen, das Glück einer Ehe zu schildern, welche die Kirche zusammenfügt, das dargebrachte Opfer bestätigt und der Segen besiegelt, welche die Engel verkündigen und der Vater für gültig erklärt? Was für ein Joch zweier Gläubigen, die Eine Hoffnung haben, Eine Lebensregel, die Einem Herrn dienen. Beide sind sie Bruder und Schwester, beide Mitknechte; da ist keine Trennung des Fleisches oder des Geistes. Da sind wahrhaft zwei in Einem Fleisch, wo aber Ein Fleisch ist, da ist auch Ein Geist. Zusammen beten sie, zusammen knieen sie, zusammen fasten sie, eins das andere belehrend, eins das andere ermahnend, eins das andere tragend. Mit einander sind sie in der Kirche, mit einander beim Mahle des Herrn, mit einander in Trübsalen, in Verfolgungen, in Zeiten der Ruhe und Erquickung. Keines verbirgt etwas vor dem andern, keines meidet den andern, keines ist dem andern zur Last. Ungehindert werden die Kranken besucht, die Armen unterstützt. Da werden ohne Zwang Almosen gegeben, ohne Bedenklichkeiten Opfer gebracht, ohne Hinderniß wird die tägliche Andacht gehalten. Keine verstohlene Bezeichnung mit dem Kreuz, kein Gruß mit Zittern, keine stumme Segnung. Im Wechselgesang erschallen Psalmen und Lieder; sie wetteifern mit einander, wer am besten seinen Gott lobt. Christus freut sich, wenn er solches sieht und hört, ihnen sendet er seinen Frieden. Wo zwei sind, da ist auch er; wo er ist, da ist der Böse nicht." In einem Hause, wo es so bestellt war, da konnten auch die Kinder aufwachsen in Zucht und Vermahnung zu dem Herrn, und von solchen christlichen Familien sagt Clemens von Alexandrien mit Recht: „Die Mutter ist der Ruhm der Kinder, die Frau ist der Ruhm des Mannes, beide sind der Ruhm der Frau, Gott ist der Ruhm Aller insgesammt."

Wie das ganze Volksleben auf dem Bestande des häuslichen Lebens ruht, so hängt dieses wieder davon ab, welche

Stellung die Frau einnimmt. Zwar soll in der Ehe der Mann Herr sein nach Gottes Ordnung, aber der ganze Charakter der Häuslichkeit und des Familienlebens wird doch mehr durch die Frau als durch den Mann bestimmt. Darum konnte in der Heidenwelt kein gesundes Familienleben bestehen, weil die Frau nicht die rechte Stellung einnahm. Bei den Griechen war sie des Mannes Sclavin, bei den Römern war sie zwar höher geehrt, aber doch auch rechtlos dem Manne gegenüber. Die volle ganze Menschenwürde hat das Alterthum dem Weibe niemals zugestanden. Voll und ganz Mensch ist nur der Mann. Das Christenthum befreit das Weib aus dieser Knechtschaft und Rechtlosigkeit, indem es das Weib dem Manne in dem, was das Höchste ist, in der Beziehung zu Christo und dem Gottesreiche gleichstellt. Sie ist auch Miterbin des Lebens. Daraus folgt alles Uebrige von selbst. Bleibt sie auch nach der natürlichen Seite des Lebens dem Manne untergeordnet, so ist sie doch jetzt nicht mehr seine Magd, sondern seine Gehülfin. „Du hast es nicht für unwerth geachtet, deinen Sohn von einem Weibe geboren werden zu lassen,“ sagt das Einsegnungsgebet der Diaconissen in der alten Kirche. Diese Thatsache, die Geburt des Gottessohnes von einem Weibe gibt dem Weibe überhaupt eine andere Stellung. Zwar wie Gott das Weib zum Dienen geschaffen hat, so bleibt auch in der Kirche sein Beruf zu dienen. Oeffentlich lehren soll das Weib in der Gemeinde nicht, denn das würde ihm eine Autoritätsstellung geben, die ihm nicht zukommt. Aber wie alles in der Kirche Dienst ist, auch das Lehramt, auch das Regieramt, so liegt darin keine Zurückstellung des Weibes, sondern es wird ihm nur der der Schöpfungsordnung Gottes entsprechende Platz angewiesen. Emancipirte Frauen sind ein Product des heidnischen Wesens, wie denn zu den Zeiten des Verfalls auch in Rom trotz der niedrigen Anschauung vom Weibe emancipirte Weiber, die mit den Männern

die Nacht durchzechten und in der Gladiatorenrüstung fochten, sich breit genug machten. Aber als Mütter, die der Kirche ihre großen Männer erzogen, als Diaconissen im Dienst der Barmherzigkeit, als Märtyrerinnen, die mit den Männern um den ewigen Kranz rangen, dienend überall, betend, arbeitend, duldend, so haben sie den großen Kampf mitgefochten, und wahrlich, es ist nicht der kleinste Antheil am Siege, der ihnen gebührt.

War ihr Beruf zu dienen, achtete die christliche Frau es als ihre höchste Ehre, eine Magd Christi zu sein, so verstand es sich von selbst, daß sie nicht mehr einherging wie die vornehmen Damen der Zeit in dem übertriebenen unnatürlichen Luxus der Toilette. Das Alles legte sie ab, wenn sie Christin geworden war, erschien nach der apostolischen Mahnung im einfachen zierlichen Kleide und ließ es sich gern nachsagen: „die geht auch viel ärmer einher, seit sie Christin geworden ist,“ in dem Bewußtsein, daß sie in Wahrheit reicher geworden, und daß Keuschheit, Zucht, einfaches und natürliches Wesen der schönste Schmuck ist. Sie bedurfte ja auch der früheren Pracht nicht mehr. Sie ging nicht mehr in den Tempel, nicht mehr in's Theater, sie feierte die Feste der Heiden nicht mehr mit. Sie ging Kranke zu besuchen, sie ging zur Kirche, das Wort Gottes zu hören, das Abendmahl zu feiern, was sollte da der Schmuck? Und auch wenn sie heidnische Freundinnen zu besuchen ging oder eine Einladung bei heidnischen Verwandten annahm, auch da verschmähte sie es nicht, ganz einfach zu erscheinen. Ging sie so doch, um Tertullians Worte zu gebrauchen, mit ihren eigenen Waffen angethan, zeigte sie es damit doch, „daß ein Unterschied ist zwischen Mägden Gottes und den Dienerinnen des Teufels, war sie doch andern zum Vorbild, daß sie an ihr sich erbauten und nach dem apostolischen Worte Gott gepriesen wurde auch an ihrem Leibe.“

Es tritt in der alten Kirche ein starker Widerwille gegen den allerdings damals so beispiellos übertriebenen Luxus der Frauen hervor. Wie eifert Tertullian, aber nicht dieser allein, sondern auch andere Kirchenlehrer gegen das Färben der Haare und den ganzen künstlichen Kopfputz. „Der Herr hat gesagt: ‚Ihr könnt nicht ein Haar schwarz oder weiß machen,‘ sie widerlegen Gott; siehe doch, sagen sie, wir färben das schwarze oder weiße Haar röthlich (damals die beliebte Modefarbe), daß es viel anmuthiger wird. Fern sei von den Töchtern der Weisheit solche Thorheit! — Was nützt denn solche Geschäftigkeit im Schmücken der Haare dem Seelenheil? Warum könnt ihr euern Haaren keine Ruhe lassen, daß ihr sie jetzt zusammenbindet, jetzt aufgelöst hängen laßt, jetzt in die Höhe kämmt, jetzt ausreißet? Die Einen haben ihre Freude daran, sie in Locken zu kräuseln, die andern mit scheinbarer aber doch nicht löblicher Einfachheit sie glatt herabfallen zu lassen. Ihr fügt außerdem, ich weiß nicht was für Ungeheuer von falschen Haarflechten hinzu, die bald wie eine Mütze oder ein Helm gestaltet das Haupt bedecken, bald rückwärts im Nacken sich häufen. Es sollte mich wundern, wenn das nicht auch gegen das Gebot des Herrn stritte, der gesagt hat, daß Niemand seiner Länge etwas hinzusetzen könne. Wenn euch die Ungeheuerlichkeit nicht schamroth macht, so müßte euch doch die Verunreinigung beschämen, daß ihr die abgeschnittenen Haare vielleicht eines Unreinen, vielleicht eines Schuldigen, vielleicht eines für die Hölle Bestimmten einem heiligen und christlichen Haupte aufsetzt. Thut doch diese ganze Sclaverei des Putzes weg von eurem freien Haupte! An jenem großen Tage der Christenfreude will ich doch sehen, ob ihr mit der weißen, rothen und gelblichen Schminke und mit dem ganzen umfangreichen Kopfputz auferstehen werdet, ob die Engel die so Angemalten in der Luft dem Herrn entgegentragen werden. Haltet euch doch heute fern von dem, was

dann verworfen wird. Heute sehe euch Gott so, wie er euch dann sehen wird.

Auch gegen das Schminken eifert Tertullian. Es ist eine Sünde, denn, die sich schminken, wollen sich schöner machen, als Gott sie gemacht hat, und tadeln also Gott, den Bildner des Alls. Er verwirft die Purpurkleider, denn hätte Gott purpurne Kleider haben wollen, dann hätte er die Schafe mit rother Wolle geschaffen. Ja selbst Kränze finden vor ihm keine Gnade. Hätte Gott Kränze haben wollen, so ließe er nicht bloß Blumen, sondern Kränze wachsen. Es klingt uns das wunderlich, und ist ja auch ohne Frage einseitig, aber wir dürfen nicht übersehen, daß darin eine an sich berechtigte Reaction gegen die Unnatur des damaligen Luxus hervortritt. Tertullian eifert für das Einfache und Natürliche gegen das Unnatürliche und Gemachte. „Was wächst, das ist Gottes, was künstlich gemacht wird, das ist des Teufels," lautet der Satz, den er nicht müde wird, immer wieder zu predigen. Vergessen wir auch nicht, was bei den Heiden mit diesen Toilettenkünsten Alles zusammenhing und welchem Gräuel der Unzucht sie dienten. Es bedurfte einer starken Reaction, um die Einfachheit und Keuschheit des weiblichen Lebens herzustellen.

Endlich denken wir auch daran, wie ernst die Zeiten waren und was sie von der christlichen Frau forderten. Es waren eben die Zeiten des Kampfes, wenig dazu angethan, das Schöne, selbst so weit es berechtigt ist, zu pflegen. Zu pflegen galt es vielmehr den Muth und die Tapferkeit. „Abthun muß man Genüsse, deren Weichlichkeit auch die Tapferkeit des Glaubens verweichlichen könnte. Ich weiß nicht, ob die Hand, die gewohnt ist, sich mit dem Armband zu schmücken, es ertragen wird, wenn die harte Kette sie steif macht. Ich weiß nicht, ob das Bein es dulden wird, statt mit dem Knieband im Block gefesselt zu werden. Ich fürchte, daß der Nacken mit Smaragden

und Perlen behangen, dem Richtschwert keinen Raum geben wird. Darum, Gesegnete des Herrn, denken wir oft an das Harte, das unserer wartet, und wir werden es nicht fühlen. Lassen wir das Heitere dahinten; und wir werden es nicht vermissen, stehen wir bereit, jede Gewaltthat zu erdulden, indem wir nichts haben, was zurücklassen zu müssen uns Furcht machte. Die Tage der Christen sind allezeit, sonderlich aber gegenwärtig, nicht goldene, sondern eiserne. Märtyrergewänder werden zugerüstet, die Engel halten sie schon empor. So tretet denn hin, geschmückt mit den Schönheitsmitteln und den Zierathen der Propheten und Apostel, nehmt den Glanz aus der Einfachheit und die Schminke aus der Keuschheit, bemalt die Augen mit Schamhaftigkeit und den Mund mit Schweigsamkeit, hängt in die Ohren das Wort Gottes und legt um den Nacken das Joch Christi. Beugt das Haupt vor dem Ehemann und ihr seid genug geschmückt. Beschäftigt die Hand mit der Wolle und laßt den Fuß im Hause weilen, und Hand und Fuß werden schöner sein, als wären sie in Gold gefaßt. Kleidet euch in die Seide der Frömmigkeit, in das Leinen der Heiligkeit, in den Purpur der Scham. So geschmückt wird Gott euer Liebhaber sein."

Die Heiden spotteten oft darüber, daß die Christengemeinden so viele Frauen zu ihren Gliedern zählten. Sie nannten das Christenthum höhnisch eine Religion für alte Weiber und Kinder. Aber sie haben es erfahren müssen, was das Christenthum aus diesen Frauen machte, sie haben wider Willen den Unterschied zwischen der heidnischen und christlichen Frau anerkennen müssen. Dort Putzsucht, Eitelkeit, Coquetterie ohne Maß, hier Einfachheit und Natürlichkeit; dort Schamlosigkeit und Zuchtlosigkeit, hier Keuschheit und Zucht; dort Frauen, die ihre Zeit zwischen Toilettemachen und ihre Toilette zeigen theilen, im Theater und im Circus, bei Gastmählern und Festen

glänzen, hier Hausfrauen, die dem Manne zu gefallen trachten, Mütter, die für ihre Kinder leben; dort ein verweichlichtes Geschlecht geschminkt und verkünstelt, hier Heldinnen, die auch beim Anblick der Löwen im Amphitheater nicht erbleichen, die ruhig den Nacken dem Schwerte beugen. „Was für Frauen finden sich unter den Christen!" ruft der Heide Libanius verwundert aus.

Auch den Kindern hat das Evangelium erst ihr Kindesrecht gegeben. Im Alterthum sind auch sie rechtlos. Der Vater kann unbedingt über sie verfügen. Er kann sie aufnehmen und erziehen, er kann sie auch, wenn er das nicht will, aussetzen und tödten. Das Gesetz der XII Tafeln sprach dem Vater ausdrücklich dieses Recht zu. Plato und Aristoteles billigten es, wenn Eltern Kinder, die sie zu ernähren nicht im Stande sind oder die dem Staat nicht nützen können, schwache und kranke, aussetzen. Wer ein ausgesetztes Kind aufnahm, konnte darüber verfügen und es als Sclaven behandeln. Die väterliche Gewalt über die Kinder war schrankenlos, sie verfügte auch über Leben und Tod. Das Christenthum lehrt die Eltern ihre Kinder anders ansehen, als ein Geschenk Gottes, als ein anvertrautes Pfand, wofür sie Gott verantwortlich sind. Es redet nicht bloß von den Pflichten der Kinder, sondern auch von den Pflichten der Eltern, und indem es diese als Stellvertreter Gottes mit einem Stücke seiner Majestät und Ehre umgibt, stellt es den Eltern die hohe Aufgabe, ihre getauften Kinder als Gottes Kinder für sein Reich zu erziehen. Bald wurde die Kindertaufe allgemeine Sitte, und so hatten auch die Kinder von früh auf Theil an den Segnungen des Christenthums. Kinder auszusetzen galt den Christen selbstverständlich als unerlaubt, es wurde wie Mord angesehen und behandelt; und wenn das väterliche Ansehen hoch gehalten wurde, so konnte doch von einem unbedingten Rechte über die Kinder nicht mehr die Rede sein, nachdem man gelernt hatte, diese als Gottes Eigenthum anzusehen.

Noch völliger gestaltet das Christenthum das Verhältniß zwischen Herrschaften und Dienstboten um. Es gibt den Sclaven die Freiheit. „Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes allen Menschen," — vor der Verkündigung kann die Sclaverei nicht bestehen. Ist das Heil in Christo für alle Menschen da, so sind sie auch alle als Menschen gleichberechtigt. Jetzt heißt es: „Hie ist kein Jude noch Grieche, hie ist kein Knecht noch Freier, hie ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer in Christo Jesu" (Gal. 3, 28). „Die christliche Gerechtigkeit macht in unsern Augen alle gleich, die den Namen Mensch tragen," sagt ein alter Kirchenlehrer. Der Sohn ist's, der alle frei macht. Wie er uns befreit hat von der Sünde und der Knechtschaft des Gesetzes, so ist von ihm auch die Freiheit für alle Lebensgebiete gekommen. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit" (2. Kor. 3, 17). Während sich bei den Heiden der Werth des Menschen nach seinem äußeren Stande richtet, ist dieser für den Christen ohne Bedeutung, sein innerer wahrer Werth ist davon unabhängig. Sclave sein oder Herr sein ist nur etwas Zufälliges. Der Sclave kann in Wahrheit, nämlich innerlich frei, und der Herr kann in Wahrheit, nämlich innerlich ein Sclave sein. Es gibt nur eine wahre Sclaverei, das ist die Sclaverei der Sünde, und nur eine wahre Freiheit, das ist die Freiheit in Christo. Diese innerliche Freiheit gibt das Christenthum dem Sclaven sogleich und damit auch die sichere Anwartschaft auf die äußerliche Freiheit, denn das damit gegebene neue Prinzip wird und muß sich von innen heraus auswirken.

Nun verstehen wir auch, weßhalb das Christenthum die Sclaverei nicht plötzlich aufhebt. Die äußere Freiheit erschien gar nicht als Hauptsache. Deßhalb stellt der Apostel den Grundsatz auf: Jeder bleibe in dem, darin er berufen ist. Statt gewaltthätig einzugreifen, was daneben auch unzweifelhaft große

und gefährliche Erschütterungen mit sich gebracht hätte, wartet man ruhig die allmählige Umgestaltung von innen heraus ab. Aber allerdings wurde die Behandlung der Sclaven von Seiten ihrer christlichen Herren und das Verhalten christlicher Sclaven gegen ihre Herren sofort ein anderes. Sie sahen sich jetzt als Brüder an, wie Paulus an den Philemon von dem Sclaven Onesimus schreibt, „daß du ihn wieder hättest nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder.“ Als Glieder der Kirche war ja zwischen ihnen kein Unterschied mehr. Sie kamen in dasselbe Gotteshaus, beteten Einen Gott an, bekannten Einen Herrn, beteten und sangen mit einander, aßen von demselben Brode und tranken aus demselben Kelche. Das mußte den Herrn ganz anders gegen seinen Sclaven stimmen. Unmöglich konnte er doch den noch wie eine Sache behandeln, der sein Bruder in Christo war. Oft kam es sogar vor, daß der Sclave in derselben Gemeinde Presbyter war, der sein Herr als einfaches Gemeindeglied angehörte.

Die Kirche arbeitete an beiden, Sclaven und Herren. Die Sclaven ermahnte sie zum Gehorsam; sie sollten die Erkenntniß, daß der Herr ihr Bruder sei, nicht zum Vorwand des Ungehorsams nehmen, sondern nur um so treuer dienen. Sie erzog die Sclaven, die nach heidnischen Begriffen zur Tugend unfähig waren, wirklich zur Tugend und wahrlich nicht vergeblich. Es gab der Sclaven manche, die unter überaus schwierigen Verhältnissen die Aechtheit ihres Christenlebens bewährten in Treue und großer Geduld. Auch unter den Märtyrern findet sich eine ganze Reihe von Sclaven. Die schönste Krone ist ihnen so gut zu Theil geworden wie den Freien. Die Herren dagegen wurden vermahnt zur Liebe gegen ihre Sclaven, zur Billigkeit und Milde. Die Kirche legte zwar keinem gesetzlich auf, seine Sclaven frei zu lassen, es sollte das freier Entschluß sein, aber sie sah die Freilassung gern als ein Werk christlicher

Liebe. Freilassungen kamen denn auch oft vor. Manche entließen, wenn sie Christen wurden, an ihrem Tauftage alle ihre Sclaven, oder man wählte die Freudenfeste der Kirche zu ihrer Freilassung, namentlich Ostern, um so sich dankbar zu bezeugen für die empfangene Gnade. Von einem reichen Römer zur Zeit Trajans wird uns erzählt, daß er, Christ geworden, am Osterfeste seinen sämmtlichen 1250 Sclaven die Freiheit schenkte. Seit dem dritten Jahrhundert wurde es Sitte, die Freilassung in der Kirche in Gegenwart des Priesters und der Gemeinde vorzunehmen. Der Herr führte die Sclaven an der Hand zum Altare, dort wurde die Freilassungsurkunde verlesen, und zum Schluß sprach der Priester den Segen. Auch äußerlich stellte es sich also dar, daß sie der Kirche ihre Freiheit dankten. Diese erschien als das, was sie war, die Hüterin und Spenderin der Freiheit. Die Freigelassenen waren wirklich frei. Während so manche von denen, die heidnische Eitelkeit oder Gewinnsucht freigelassen, nur die eine Sclaverei mit der andern vertauschten, während diese ohne Hülfsmittel hinausgestoßen in eine Gesellschaft, in der die Arbeit nichts galt, sich selbst überlassen ohne sittlichen Halt, nur das Proletariat vermehrten, standen die in der christlichen Gemeinde Freigelassenen ganz anders da. Ihre früheren Herren achteten es als ihre Pflicht, ihnen als ihren christlichen Brüdern zu helfen und zu rathen, und so fanden sie sich nicht vereinsamt, sondern inmitten einer Gemeinschaft, die sie lehrte, ihre Freiheit recht zu gebrauchen, die sie zu thätigen, nützlichen Menschen erzog.

Denn wie anders sahen die Christen jetzt die Arbeit an. Sie galt ihnen nicht wie den Heiden als eine Schande für einen freien Mann, sondern als eine Ehre, sie galt ihnen nicht als eine unwürdige Knechtschaft, sondern als ein von Gott allen Menschen Befohlenes. War doch der Herr selbst ein Arbeiter gewesen, ein Zimmermann, eines Zimmermanns Sohn, waren

doch auch die Apostel Arbeiter gewesen, Petrus ein Fischer, Paulus ein Teppichweber. Ausdrücklich weisen die sogenannten apostolischen Constitutionen auf dieses Vorbild hin und ermahnen alle Gemeindeglieder zu fleißiger Arbeit, „denn die Müßigen haßt der Herr unser Gott, und keiner von denen, die Gott verehren, darf müßig gehen.“ Die größten Weisen des Alterthums, Plato und Aristoteles, erklären die Arbeit für etwas, womit ein freier Mann sich nicht beschäftigen kann ohne sich zu erniedrigen, der Apostel mahnt, daß Jedermann mit stillem Wesen arbeiten soll und sein eigen Brod essen, und stellt kategorisch den Satz auf: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Aus diesem einfachen Satze ist eine neue Welt erwachsen, die Größeres geleistet hat, als was Plato und Aristoteles je gesehen.

Das Correlat zur Verachtung der Arbeit ist bei den Heiden die Leidenschaft für das Schauspiel. Brot und Spiele! lautet die oft gehörte Losung. Man will sich ohne Arbeit vom Staat ernähren lassen und auf öffentliche Kosten an Spielen ergötzen. Bei den Christen lautet die Losung: Bete und arbeite! Von hier aus verstehen wir die Entschiedenheit, mit der die alte Kirche die Spiele im Theater, im Circus, in der Arena verdammt. Mit stillem Wesen arbeiten, davon ist freilich das Bild, welches der Circus bietet und das Amphitheater, das gerade Gegentheil. Da ist kein stilles Wesen, sondern leidenschaftliche Erregung. „Gott hat geboten,“ sagt Tertullian, „den heiligen Geist, als der seinem Wesen nach ein reiner und sanfter ist, mit Ruhe und Sanftmuth zu behandeln und nicht durch ein wüthendes, zorniges und tobendes Wesen zu beunruhigen. Wie wird sich dieses nun mit den Schauspielen vereinigen lassen, da kein Schauspiel ohne heftige Erregung des Geistes ist?“ „Im Circus,“ sagt er, „führt der Furor den Vorsitz. Sieh nur, wie das Volk zum Schauspiel kommt, schon lärmend, schon verblendet, schon durch die Wetten aufgeregt. Der Prätor ist ihnen zu saumselig,

ihre Augen hängen unverwandt an der Urne mit den Loosen. Dann warten sie gespannt auf das Zeichen, und jetzt ist nur eine Stimme des Wahnsinns. Er hat das Tuch geworfen! rufen sie einander zu, als ob sie es nicht (daran erkenne ich den Wahnsinn) alle gesehen hätten! Doch ich nehme dieses Zeugniß der Blindheit an, sie haben allerdings nicht gesehen, was da herabfiel. Sie meinen, es sei ein Tuch, und es ist die Gestalt des Teufels selbst, der von der Höhe sich hinabstürzt. Denn von da an kommt es zu der höchsten Leidenschaft und zu Hader und zu alle dem, was den Priestern des Friedens nicht gestattet ist, zu Verwünschungen ohne Grund, zu Gunstbezeugungen ohne Verdienst." „Wird man," fragt er an einer anderen Stelle, „in der Zeit an Gott denken? wird der Frieden in seinem Gemüthe haben, der für einen Wettfahrer eifert?" Zudem ist da Alles zwecklos, das Gegentheil der ernsten Arbeit, zwecklos die Läufe, noch zweckloser das Schleudern und Springen. Nutzloses Thun ist es in den Augen Tertullians, wenn sie so viel Mühe anwenden, um den Körper zu der Schlangenfertigkeit und allen Künsten der Arena abzurichten. Noch entschiedener mußten natürlich die Gladiatorenspiele verurtheilt werden, die Thierhetzen, die Hinrichtungen im Amphitheater. Da „trösten sie sich mit Mord über den Tod." Kurz, das Amphitheater ist der Tempel aller bösen Geister.

Alle solche Schauspiele meidet ein Christ. Er hat, wie Cyprian einmal ausführt, andere bessere Schauspiele. Er hat die Schönheit der Welt, die man ansieht und bewundert, den Aufgang der Sonne, das unendliche Meer, die Erde, die Luft und alle ihre Bewohner, den beständigen Wechsel von Sonnenschein und Regen. Er hat in der Schrift die großen Gottesthaten, das erhabene Schauspiel des Kampfes zwischen Christus und dem Teufel, der Teufel und die ganze Weltmacht zu den Füßen Christi liegend. „Das ist ein Schauspiel, welches kein

Prätor veranstaltet und kein Consul, sondern der, der allein vor Allem ist und über Allem und von dem Alles ist, der Vater unseres Herrn Jesu Christi."

4. Liebesthätigkeit.

Wo St. Paulus (Eph. 4, 28) mahnt: „Wer gestohlen hat, der stehle nicht mehr, sondern arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes," fügt er hinzu, „auf daß er habe zu geben dem Dürftigen." Damit wird der Arbeit erst ihr rechtes Ziel gewiesen. Es ist nicht egoistische Beschaffung des eigenen Lebensunterhalts allein, noch weniger Reichwerden und Genuß, sondern wir sollen arbeiten, um den Brüdern zu dienen, und in der Barmherzigkeitsübung findet die Arbeit erst ihren schönsten Lohn. Darnach haben die Christen der ersten Zeit sich gehalten. Arbeitend mit den Händen haben sie mit dem Erarbeiteten den Brüdern gedient. Sie, die Armen, haben doch auch in diesem Sinne viele reich gemacht. Die Kirche ist in späteren Zeiten reicher geworden, sie hat mehr Almosen gegeben, ihre Anstalten zur Versorgung der Armen sind glänzender geworden, aber zu keiner Zeit ist doch ihre Barmherzigkeitsübung verhältnißmäßig so groß, und setzen wir vor allem hinzu, so rein gewesen, wie in der Zeit des Kampfes. In reichem Maße erfüllte sich aber auch des Herrn Wort: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe zu einander habt." Die Heiden haben es erkannt; verwundert staunen sie das ihnen neue fremde Liebesleben an, und wir dürfen wohl sagen, wie der Sieg des Herrn ein Sieg der dienenden Liebe war, so hat auch seine Kirche durch dienende Liebe gesiegt.

Es war das den Heiden etwas ganz neues. Ein neu Gebot gebe ich euch, so führt der Herr das Gebot der Liebe ein. Das

heidnische Alterthum ist durchaus und entschieden egoistisch. Die Caritas, die barmherzige Liebe, ist keine Tugend der antiken Welt, sagt einer der größten Kenner des Alterthums, Boeckh. Rücksichtslos macht da jeder sein Interesse geltend, unbekümmert um andere, denn weil er nur das Leben im Diesseits kennt, kennt er auch kein anderes Ziel als hier glücklich zu werden, und das Glück ist im Grunde nur Genuß, mag dieser bald gröber, bald feiner gefaßt werden. Das eigene Ich ist das Centrum, um das sich alles dreht. Der antike Mensch verachtet alle, die er in seinen Dienst zieht, er haßt alle, die sich ihm widersetzen. Beschränkt ist dieser Egoismus nur durch den Egoismus des Staats. Um glücklich zu sein, bedarf das Individuum des Staates. Zum Glück gehört auch, in einem wohlgeordneten Staate zu leben. Der Einzelne ist nur etwas als Glied des Ganzen, als Bürger. Der Mensch wird ganz ein *ζωον πολιτικον*, ein politisches Wesen, alle Tugenden sind nur politische. Auf Aeschylus Grabmal stand nur, daß er bei Marathon mitgefochten, nichts davon, daß er ein großer Dichter gewesen. Der Staat selbst ist wieder auf durchaus egoistischen Grundlagen erbaut. Wer nicht Bürger des Staates ist, ist in Wirklichkeit auch nicht Mensch, er ist ein Barbar, gegen den Alles erlaubt ist. Kein Band verbindet die Völker, jedes hat vor sich offene Bahn für seinen Egoismus. Es hat das Recht, sich andere Völker zu unterwerfen und sie zu seinen Sclaven zu machen. Gegen die Besiegten gibt es keine Pflichten. Billigkeit gegen die Schwachen, Mitleid mit den Unterdrückten kennt das Alterthum nicht.

In der That, man erschrickt, wenn man diesen consequent durchgeführten Egoismus sieht. „Der Mensch ist für den unbekannten Menschen ein Wolf,“ heißt es einmal bei Plautus, und das ganze Leben des Alterthums ist ein Beleg dazu. Wie durch und durch egoistisch sind selbst die Gedanken Platos, des Edelsten

unter den Weisen, über den Staat. Alle Bettler sollen daraus vertrieben werden. Der Armen soll man sich nicht annehmen, wenn sie krank sind. Ist die Constitution eines Arbeiters nicht stark genug, um dem Uebel zu widerstehen, so kann ihn der Arzt ohne Scrupel verlassen, er ist ja doch zu nichts nütze, als sein Handwerk auszuüben. „Kannst du dich vielleicht so weit herablassen, daß dich die Armen nicht anekelten?“ fragt Quinctilian. Man hilft dem Armen ja doch nicht (d. h. man macht ihn doch nicht reich, worin allein das Glück besteht), man verlängert nur sein Elend. „Um den Armen,“ heißt es bei Plautus, „macht sich der schlecht verdient, der ihm zu essen und zu trinken gibt. Denn auch das, was er ihm gibt, verdirbt nur und verlängert jenem das Leben zu seinem Elende.“ Man braucht höchstens denen Gutes zu thun, die uns Gutes gethan haben; die uns Böses thun, darf man hassen, ja sie zu hassen ist Pflicht. Nach Aristoteles sind Zorn und Rache berechtigte Leidenschaften; ohne sie würden den Menschen mächtige Triebfedern zum Guten fehlen. Auch Cicero's Ideal reicht nicht höher. „Der gute Mann ist der, der nützt, wem er kann, und keinem schadet, es sei denn, er werde durch Unrecht gereizt;“ und selbst das „nützen, wem er kann,“ wird dadurch noch beschränkt, daß man selbst keinen Schaden davon hat. Von Selbstverleugnung, von einer Liebe, die mehr gibt, als sie selbst ohne Schaden entbehren kann, von Liebe auch zu den Feinden, hat Cicero so wenig, wie das übrige Alterthum eine Ahnung. Wohl redet es gern und viel von Großmuth, von Freigebigkeit, von Gastfreundschaft, aber hinter alle diese Tugenden versteckt sich doch nur wieder der Egoismus. Großmuth und die viel gepriesene Gnade ist im Grunde nur der aristokratische Stolz, der verächtlich auf Andere herabsieht und sich viel zu groß dünkt, um von ihnen beleidigt werden zu können. Die Liberalität wird gegen Freunde und Mitbürger geübt, nicht gegen alle

Menschen; sie wird geübt, weil sie Ruhm und Ansehen schafft und dem Staate nützlich ist. Die Gastfreundschaft ist nicht eine allgemein menschliche Tugend, sondern eine Tugend der Reichen, die sich gegenseitig aufnehmen und mit sorgsamer Rücksicht auf Rang und Stand bewirthen. Man braucht sie nur mit der christlichen Gastfreundschaft in den ältesten Gemeinden zu vergleichen, wo der Arme so willkommen war wie der Reiche, wo aller Heiligen Füße gewaschen wurden, und ihr Glanz erblaßt.

So kennt denn die alte Welt auch keine eigentliche Liebesthätigkeit. Zwar an Gemeinsinn fehlt es ihr, wie wir sahen, nicht, es fehlt auch nicht an Schenkungen und Vermächtnissen zu gemeinnützigen Zwecken. Es wurde Getreide vertheilt, es war in der ausgedehntesten Weise nicht bloß in Rom, sondern auch in den Provinzen dafür gesorgt, daß das Volk seine Vergnügungen und Spiele hatte. Aber das Alles trägt einen anderen Charakter. Menschenliebe ist nicht das treibende Motiv. Es sind Opfer, die der Eitelkeit gebracht werden, dem Ehrgeiz oder der Politik; es ist ein Loskaufen des Reichthums von der Armuth, um von ihr nicht beunruhigt zu werden. Achtung vor der Armuth, herzliches Mitleid sucht man vergeblich. Der Staatsmann oder der Kaiser, der Lebensmittel vertheilen ließ, hatte dabei ganz andere Gedanken, und der reiche Römer, der den Clienten die Sportula reichen ließ, fühlte wahrhaftig kein Mitleid mit ihnen. Sie dienten dem Prunk des Hauses, dafür wurden sie bezahlt. So fehlte denn auch auf der andern Seite der Dank, und die überreichen Gaben blieben ohne Segen. Sie entwürdigten beide, die sie gaben und die sie nahmen. Eigentliche Armenpflege gab es nicht. Krankenhäuser bestanden nur für Soldaten, Fechter und Sclaven. Der Handwerker, der ohne Vermögen war, der Arme, der nicht Sclave war, fand keine Zufluchtsstätte. Ohne Trost, ohne Hoffnung für's Jenseits, war er auch ohne materielle Hülfe in seiner Krankheit. Namentlich

bei Epidemien tritt der antike Egoismus ganz nackt hervor. Man fürchtete den Tod und nahm sich selbst der eigenen Kranken nicht an, trieb sie aus dem Hause und überließ sie ihrem Schicksal. Die alte Welt ist eine Welt ohne Liebe. Man kann viel an ihr bewundern, sie hat große Männer und Helden hervorgebracht, aber dieses Band der Vollkommenheit fehlt ihr. Woher hätte auch die Liebe kommen sollen? Die Religion lehrte keine und weckte keine. Sie lehrte Liebe zum Vaterlande, Gehorsam gegen die Gesetze, Tapferkeit im Kriege, Aufopferung für des Staates Größe und Ehre — Menschenliebe nicht. Der antike Mensch ist der natürliche Mensch in seiner reichsten Entwickelung. Der natürliche Mensch ist aber ein Egoist und bleibt es, bis ihn die Liebe von oben umwandelt.

Sie hat es gethan. Das Leben der Christengemeinde ist der thatsächliche Beweis. Da ist Liebe. Nichts verwunderte die Heiden mehr, nichts war ihnen unbegreiflicher. „Sehet," riefen sie, „wie sie sich unter einander lieben!" Unter einander nannten sich die Christen Brüder, und dieser Brudername war nicht ein bloßes Wort, sie lebten wirklich wie Brüder. Der Kuß, mit dem sie einander bei der Feier des heiligen Mahles begrüßten, war keine bloße Form; die Gemeinde war wirklich eine Familie, alle ihre Glieder Kinder des Einen himmlischen Vaters. Einer diente dem Andern, Einer betete für den Andern. Sie hatten Alles gemein. Auch der ganz Unbekannte, der von fern her kam, brachte er nur einen Empfehlungsbrief seiner Gemeinde mit, der ihn als Christen auswies, so wurde er als Bruder aufgenommen und behandelt. „Sie lieben sich, ohne sich zu kennen!" sagt erstaunt ein Heide. Das war freilich der directeste Gegensatz gegen das heidnische Wort: Der Mensch ist dem unbekannten Menschen ein Wolf. Diese Bruderliebe erweitert sich dann zur allgemeinen Menschenliebe. Die aus der Liebe geborene und in der Liebe lebende Gemeinde ist das rechte

Organ für die Uebung der Liebe. Sie nimmt sich zunächst derer unter ihren Gliedern an, die der Hülfe in irgend einer Weise bedürfen, geht dann aber wieder über sich hinaus, um auch die mit Liebe zu umfassen, die noch draußen stehen. Denn auch diese sollen für die Gemeinde gewonnen werden. Die Liebe wirkt missionirend. Sie schließt keinen aus, wie die Gnade, der sie entstammt, keinen ausschließt, auch die Feinde, auch die Verfolger nicht.

Ohne Zweifel werden in den Christengemeinden die Einzelnen auch für sich viele Liebeswerke gethan haben. Die Christen nahmen es ernst mit dem Worte des Herrn: „Wer dich bittet, dem gib und wende dich nicht von dem, der dir abborgen will.“ Einer der ältesten Väter, Barnabas, ermahnt: „Gib allen einfältig und überlege nicht lange, wem du gibst.“ „Was wählst du die Personen aus?“ sagt Lactanz, „du sollst jeden für einen Menschen halten, der dich bittet, und wer dich bittet, thut es ja auch, weil er dich für einen Menschen hält.“ Tertullian schildert uns die Hemmnisse, welche eine Christin, die in gemischter Ehe mit einem Heiden lebt, für ihre Liebesthätigkeit findet. „Welcher Heide,“ sagt er da, „wird seine Frau zum Besuche der Brüder von Straße zu Straße auch in den ärmsten Hütten umhergehen lassen? Wer wird sie in den Kerker sich schleichen lassen, um die Fesseln der Märtyrer zu küssen? Kommt ein fremder Bruder, welche Aufnahme wird er in dem fremden Hause finden? Soll Einem etwas geschenkt werden, so sind Keller und Scheuer verschlossen.“ Gewiß wurde diese mannigfaltige und reiche Liebesthätigkeit der christlichen Frau nicht lediglich im Auftrage der Gemeinde geübt. Daß auch in freiester Weise auf den Straßen Almosen gegeben wurden, ergibt sich aus einem Worte Tertullians, in dem er den Heiden vorhält: „Unsere Barmherzigkeit gibt mehr auf den Straßen, als eure Religiosität in den Tempeln.“

Eine solche individuelle Barmherzigkeitsübung entzieht sich mehr der Beachtung. Der Herr weiß es, was auch damals von Einzelnen gethan ist, die Geschichte hat es nicht aufbehalten. Da tritt nur die von der Gemeinde geübte Liebesthätigkeit hervor, und diese ist ja auch für das Ganze von ungleich größerer Bedeutung. Gerade darin liegt das Neue, das Höhere, daß jetzt eine Gemeinschaft vorhanden war, die als solche sich berufen wußte, Barmherzigkeit zu üben. Von Anfang an, von den Tagen der Jerusalemitischen Gemeinde an, ist die Barmherzigkeitsübung eine ebenso nothwendige Bethätigung des Gemeindelebens, wie die Verkündigung des Wortes und die Verwaltung der Sakramente, und wie für diese hat die Kirche auch für jene Organe und Ordnungen herausgebildet. Die materiellen Mittel zu ihrer Liebesthätigkeit flossen der Gemeinde durch freie Gaben ihrer Glieder zu. Das Prinzip völliger Freiwilligkeit, das schon der Apostel (2. Cor. 9, 7) betont, wurde dabei auf's strengste festgehalten. „Unsere Reichen," sagt Justin, „geben wann sie wollen und was sie wollen." „Jeder von uns," sagt Tertullian, „gibt sein bescheidenes Almosen, wenn er es will und kann, denn keiner ist gezwungen." Und mit Recht sieht Irenaeus in dieser Freiheit den höheren Standpunkt des Neuen Testaments. „Es gab," sagt er, „Opfer und Almosen bei dem jüdischen Volke, es gibt solche in der Kirche, aber mit dem Unterschied, daß es dort Sclaven waren, die sie gaben, hier freie Leute. Die Juden waren zur regelmäßigen Entrichtung des Zehntens gezwungen, die Christen, durch Jesum befreit, weihen alle ihre Güter dem Herrn, indem sie freiwillig mehr geben als die Juden, weil sie eine größere Hoffnung haben." So streng wurde dieses Prinzip durchgeführt, daß als der Gnostiker Marcion sich von der Kirche wieder trennte, ihm die 200,000 Sesterzien, die er bei seiner Taufe geschenkt hatte, zurückgegeben wurden. Als die Kinder eines Mannes, der der

Kirche in seinem Testamente eine Summe vermacht hatte, sich diese auszuzahlen weigerten, erinnert sie Cyprian zwar an ihre Pflicht, den Willen des Vaters zu erfüllen, erklärt aber zugleich von vorn herein, daß es ihnen völlig freistehe, das Geld zu geben oder nicht. Wie die Kirche keine gezwungenen Gaben will, so will sie auch keine von solchen, die ihr innerlich nicht angehören, die nicht aus Liebe geben oder von unrechtmäßig erworbenem Gut. Die apostolischen Constitutionen enthalten darüber sehr bestimmte Vorschriften.

Die gewöhnliche Form des Gebens war die der Oblationen, der Opfer beim Abendmahl. Die Gemeindeglieder brachten Gaben herzu, meist Naturalien, von denen dann das erforderliche an Brod und Wein für das heilige Mahl genommen wurde, während der Rest zur Unterhaltung des Clerus und der Armen diente. Die Namen der Opfernden wurden auf Tafeln, den sogenannten Diptychen, verzeichnet und im Gebete genannt. Für die Verstorbenen brachten die Angehörigen an ihrem Todestage Gaben dar, eine schöne Sitte, die den Zusammenhang zwischen der oberen und unteren Gemeinde lebendig darstellte. Auch die schon Entschlafenen fuhren gleichsam noch fort, der Gemeinde zu dienen. Sonst gab man bei besonderen Gelegenheiten, bei freudigen Ereignissen, am Tauftage. Cyprian verkaufte Gärten, die er besaß, und schenkte den Ertrag an seinem Tauftage. Bedurfte man mehr Mittel, so wurde eine allgemeine Collecte veranstaltet, zu der jeder aus dem Ertrage seiner Arbeit beisteuerte. Arme, die nichts hatten, fasteten auch wohl, um das Ersparte zu geben. Bisweilen wurde ein allgemeines Fasten in der Gemeinde angeordnet und der Ertrag zu milden Zwecken verwendet. „Selig," sagt Origenes, „wer fastet, um einen Armen zu speisen," und in der That eine schönere Art Almosen zu geben, ist nicht zu denken.

Was die Kirche empfing, das verwandte sie gleich wieder. Kapitalisirt wurde nichts. Waren doch die Bedürfnisse der Gegen-

wart groß genug, und für die Zukunft zu sorgen, durfte man getrost der Liebe überlassen. Auch drängte die Noth der Zeit dazu. Unter den Verfolgungen war man ja des Kirchengutes nicht sicher. Die beste Art es sicher zu stellen war die, es wegzugeben. Als die Verfolgung unter Decius hereinbrach, vertheilte Cyprian die sämmtlichen vorhandenen Armenmittel zur Verwendung an die Presbyter und Diaconen. Als nachher Mangel eintrat, befahl er, das Deficit aus seinem Privatvermögen zu decken. Als der Bischof Sixtus I. gefangen genommen war, versammelte sein Diacon Laurentius die Armen der Gemeinde und vertheilte das ganze Kirchengut unter sie. Selbst die heiligen Gefäße verkaufte er, um den Erlös den Armen zu schenken.

Der Bischof leitete die Armenpflege, ihm zur Seite standen die Diaconen und Diaconissen als seine Gehülfen und Gehülfinnen. Die Namen der regelmäßig zu Unterstützenden wurden nach sorgfältiger Prüfung ihrer Verhältnisse in ein Verzeichniß aufgenommen und darnach ihnen die Gaben zugetheilt. Es waren solche, die ihr Brod nicht mehr verdienen konnten, oder auch solche, welche durch ihren Uebertritt zur Kirche um ihren Lebensunterhalt gekommen waren, weil sie ein Handwerk oder Geschäft getrieben, das die Kirche nicht duldete. Doch wurde streng darüber gehalten, daß jeder so viel arbeitete, wie er noch konnte. Denen, die ihr Geschäft hatten aufgeben müssen, wurde wenn irgend möglich andere Arbeit zugewiesen und sie durften sich nicht weigern, diese zu übernehmen, auch wenn sie geringer war als ihre frühere. Waren sie dazu nicht willig, so wurden sie gar nicht unterstützt. Denn der Uebertritt zur Kirche sollte nicht von Müssiggängern für irdische Vortheile ausgebeutet werden.

Eine besondere Klasse der Unterstützten bildeten die Wittwen, für deren Versorgung der Apostel specielle Vorschriften gibt.

Führten sie wirklich ein ehrbares Wittwenleben, so waren sie in der Gemeinde hochgeehrt und wurden bis an ihr Ende versorgt, wofür sie dann auch wieder der Gemeinde Dienste leisteten, z. B. in der Erziehung der Kinder. Arme Waisen wurden unter Aufsicht des Bischofs eben von den Wittwen oder den Diaconissen erzogen. Die Knaben lernten ein Handwerk und erhielten, wenn sie herangewachsen waren, die zur Betreibung desselben nöthigen Werkzeuge; die Mädchen wurden, falls sie nicht denen sich anschlossen, die wie auch die Diaconissen Jungfrauen blieben, mit einem christlichen Bruder verheirathet. Vielfach wurden auch von den Heiden ausgesetzte Kinder, deren Zahl ja groß war, aufgenommen und mit den Waisen zusammen christlich erzogen. Auch der Sclaven nahm sich die Gemeinde an, kaufte sie aus Gemeindemitteln los und half ihnen, sich eine Existenz zu gründen. Oder wo Gefangene in die Hände der Barbaren gerathen waren, zahlte man das Lösegeld für ihre Befreiung. Besonderer Pflege bedurften die um des Glaubens willen Gefangenen. Sie wurden in den Gefängnissen besucht und so viel möglich verpflegt. Cyprian wird nicht müde, in seinen aus dem Exil geschriebenen Briefen, sie immer wieder der Sorgfalt der Diaconen zu empfehlen.

Auch über die Grenzen der Einzelgemeinde ging die Wohlthätigkeit hinaus. Eine Gemeinde half der anderen. So unterstützten schon zu der Apostel Zeit die Heidengemeinden die verarmte Gemeinde zu Jerusalem. So schickte die römische Gemeinde unter Soter (150) reiche Gaben in die Provinzen, um dort das Elend einer Hungersnoth zu mildern. Zu einer Zeit, wo die Einheit der Kirche noch nicht in äußeren Institutionen sich darstellte, war es der Eine Glaube, der sie zusammenhielt, und die Eine Liebe, die sie verkettete. Ueber das ganze weite Reich breitete die Liebesarbeit ihr Netz, und wo er ging und stand bis an die Gränzen der Barbaren, ja über diese hinaus, wußte

sich der Christ Brüdern nahe, die jeden Augenblick bereit waren, ihm in Noth beizustehen.

Die Mittel, welche zu dieser Armenpflege erforderlich waren, müssen sehr bedeutend gewesen sein, und bedenkt man, daß die Gemeinden in den ersten Jahrhunderten sich doch vorzugsweise aus den niedern Ständen recrutirten, so muß man es um so mehr bewundern, daß es möglich war, solche Mittel zusammenzubringen. Aus der ältesten Zeit haben wir zwar keine Nachrichten über den Umfang, den die Liebesthätigkeit einzelner Gemeinden hatte, aber nach dem, was wir aus etwas späterer Zeit wissen, war sie, auch nur die Geldmittel angeschlagen, jedenfalls sehr erheblich. Mit Leichtigkeit bringt Cyprian in seiner Gemeinde 4000 Thlr. zusammen, um die numidischen Bischöfe bei Loskaufung von Gefangenen zu unterstützen. Etwas später, zur Zeit der decischen Verfolgung, unterhielt die römische Gemeinde 1500 Arme, Wittwen und Kinder. Noch etwas später zählt die Gemeinde in Antiochien auf etwa 100,000 Gemeindeglieder 3000 Unterstützte. Aber bewunderungswerther noch als die Größe der Liebesarbeit ist der Geist, in dem sie getrieben wurde. Waren bei den Heiden die Armen, die Schwachen, die Unterdrückten verachtet gewesen, galt da der Grundsatz, daß jeder nur so viel gilt als er hat, in der Kirche heißt es: Selig sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr. Jeder muß in gewissem Sinne arm werden, um das Himmelreich zu erlangen. Aeußerlicher Reichthum und äußerliche Armuth ist nur etwas nebensächliches. Der gottselige Arme ist in Wahrheit reich und der gottlose Reiche in Wahrheit arm. „Es ist nicht der Census," sagt einer von den Vätern, „der reich oder arm macht, sondern die Beschaffenheit der Seele." In dem Bewußtsein, durch den armen Jesus reich geworden zu sein, sieht die Kirche die Armen als ihre Schätze an, in ihnen dient sie dem Herrn. Als nach Sixtus, des Bischofes, Märtyrertode von seinem Diacon

gefordert wurde, er solle die Schätze der Kirche aufweisen und ausliefern, rief er alle Armen zusammen und zeigte sie dem Stadtpräfecten mit den Worten: Das sind die Schätze der Kirche! Eine Kirche, die solche Schätze hat, muß siegen. Sie besitzt in ihrer Liebesthätigkeit ein Mittel der reinsten Propaganda, das zuletzt auch ihre Widersacher gewinnen muß.

Um so mehr machte diese Liebesthätigkeit auf die Heiden Eindruck, als die Christen auch die Heiden von ihrer Liebe nicht ausschlossen. „Unsere Religion," sagt Justin, „schreibt uns vor, nicht allein die Unsern zu lieben, sondern auch die Fremden und sogar die Feinde." „Wenn alle Menschen," sagt Tertullian, „Liebe zu ihren Freunden haben, so ist es das Besondere der Christen, daß sie auch die lieben, welche sie hassen." Das waren keine Redensarten. Als zu Cyprians Zeit in Karthago eine große Pest wüthete und die Heiden ihre Kranken verließen, die Leichen, statt sie zu bestatten auf die Straße warfen, berief der Bischof die Gemeinde und stellte ihnen vor: „Wenn wir nur den Unsern Gutes erweisen, thun wir nicht mehr, als was die Zöllner und Heiden auch thun. Als ächte Christen müssen wir das Böse durch das Gute besiegen, auch unsere Feinde lieben, wie der Herr uns vermahnt, auch für die Verfolger zu beten. Da wir aus Gott geboren sind, so müssen wir uns auch als Kinder unseres guten Vaters erweisen, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Auf seine Aufforderung ging die Gemeinde an's Werk. Die Einen gaben Geld, die Anderen arbeiteten selbst mit, und bald waren die Todten bestattet. Aehnlich war es in Alexandrien bei einer Pest zu Zeiten des Kaisers Gallienus. Während die Heiden flohen, die welche krank wurden aus den Häusern stießen, die Halbtodten auf die Straße warfen, nahmen sich die Christen aller an, schonten ihrer selbst nicht im Dienste der Kranken und Sterbenden, und manche Brüder, auch Pres-

byter und Diaconen, opferten ihr Leben in solchem Dienste. Und das thaten die Christen, nachdem sie eben noch von den Heiden auf's grausamste verfolgt waren, während das Schwert noch täglich über ihrem Haupte hing.

5. Märtyrerthum.

Mit dem Lieben ging ja das Leiden Hand in Hand. Das Zeugniß im Wort, im Wandel, in der Liebe vollendet sich im Zeugniß des Blutes, im Martyrium. Gerade darin, daß der Märtyrertod die Vollendung des im Leben abgelegten Zeugnisses ist, liegt seine Macht. Es ist nicht das Leiden an sich, es sind nicht die Marter- und Todesqualen an sich, die dem Martyrium seinen Werth geben, sondern die Gesinnung, in der das Alles getragen wird. Nicht jedes Martyrium ist ein Sieg für die Kirche, sondern nur das ächte und reine.

Zur Aechtheit und Reinheit des Martyriums gehört aber zuerst, daß in Gesinnung und Verhalten des Märtyrers keine Widersetzlichkeit gegen den Staat und die von Gott geordnete Obrigkeit liegt. Der Christ hat seine weltliche Obrigkeit allezeit und in allen Stücken anzuerkennen und hat alle von ihr erlassenen Gesetze und Anordnungen als von seiner Obrigkeit ausgegangen zu ehren, auch dann, wenn die Gesetze und Anordnungen gegen Gottes Wort sind. Dann kann er sie zwar dadurch nicht ehren, daß er sie befolgt, denn er muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, aber dadurch, daß er sich willig und geduldig Allem unterwirft, was die Gesetze dieserhalb über ihn verhängen. Er ehrt dann die Obrigkeit und das Gesetz durch Leiden, und völliger kann im Grunde ein Mensch die Achtung vor dem Gesetz nicht bezeugen, als damit, daß er diesem Gesetz sein Leben opfert. Aber jede Widersetzlichkeit

gegen die Obrigkeit, jede Nichtachtung der von ihr erlassenen Gesetze ist ihm Sünde. So leidet er nicht um Uebelthat willen, sondern um Wohlthat willen (1. Petr. 2, 20; 3, 17), er leidet lediglich um Christi willen. Dann heißt es: „Wer ist, der euch schaden könnte, so ihr dem Guten nachkommet?“ (1. Petr. 3, 13.)

Diese Reinheit des Märtyrerthums haben die ersten Christen auf's sorgsamste bewahrt. Immer und überall erbieten sie sich, den Kaiser zu ehren und ihm zu gehorchen in allen Dingen als gehorsame Unterthanen, ausgenommen wenn er befiehlt, von Christo zu lassen und die Götzen anzubeten. Nirgend findet sich eine Spur von Widersetzlichkeit, ja auch nur Unehrerbietigkeit gegen die Obrigkeit, und was diese um ihres Bekenntnisses willen über sie verhängt, das leiden sie geduldig, noch im Tode dem Kaiser Heil erflehend. Wie unzählige Male haben es die Märtyrer vor ihren Richtern, unter den Folterqualen, auf der Richtstatt bezeugt, daß sie dem Kaiser gehorsam zu sein willig sind, aber ihn selbst anbeten, ihm Weihrauch streuen, das können sie nicht. Wie oft haben die Apologeten es betheuert, daß die Christen gehorsame Unterthanen sind, die sich ein Gewissen daraus machen, auch nur im Kleinsten die Staatsgesetze zu übertreten. „Deßhalb will ich den Kaiser ehren,“ sagt Theophilus in der Schrift an den Autolycus, „aber nicht, indem ich zu ihm, sondern indem ich für ihn bete. Den wahrhaftigen Gott nur bete ich an, wissend, daß der Kaiser von ihm eingesetzt ist. Du fragst vielleicht: Warum betest du den Kaiser nicht an? Ich antworte: Weil er nicht da ist, angebetet, sondern auf gesetzliche Weise geehrt zu werden. Denn er ist kein Gott, sondern ein Mensch, zum Kaiser gesetzt, nicht daß er angebetet werde, sondern daß er gerecht richte.“ Tertullian macht die Heiden darauf aufmerksam, daß die Christen wohl in der Lage wären, sich zu widersetzen und mit Gewalt Freiheit ihres Glaubens zu er=

kämpfen, da sie eine so große Zahl von Menschen sind und in den Städten fast überall die Mehrzahl bilden. Gleichwohl folgen sie den Geduldvorschriften ihrer göttlichen Religion und leben in Stille und Bescheidenheit, an nichts anderem erkennbar, als an der Besserung ihres früheren Lebens. Mit Recht weist er darauf hin, daß die Christen treuere und gehorsamere Unterthanen des Kaisers sind, als die Heiden. Ironisch ruft er aus: „Wir kennen die Treue der Römer gegen die Cäsaren! Nie ist eine Verschwörung ausgebrochen, nie hat weder der Senat noch der kaiserliche Palast das Blut der Kaiser fließen sehen; ihre Majestät ist stets in den Provinzen in Ehren gehalten. Und doch riecht der Boden Syriens noch immer nach Leichen, und das Wasser seiner Rhone hat Gallien noch immer nicht wieder von dem Blute rein gewaschen, mit dem es besudelt war." Dann stellt er dem die Treue und den Gehorsam der Christen gegenüber, die sich in keine Intrigue, in keinen Aufruhr einlassen, die in ihren Versammlungen für den Kaiser beten, wie der Kaiser auch sein mag, erbitten ihm von Gott ein langes Leben, ruhige Herrschaft, Sicherheit im Palast, tapfere Heere, Treue im Senat, Tugend im Volke, Frieden in der ganzen Welt. „Und mit Recht," schließt er, „könnte ich sagen, daß der Kaiser mehr unser als euer ist, als den unser Gott eingesetzt hat." Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt hütete man sich selbst mitten in der Aufregung einer blutigen Verfolgung irgend etwas zu thun, was auch nur den Schein eines Ungehorsams hätte erwecken können. So z. B. mißbilligt es Cyprian auf's Bestimmteste, wenn solche, die um des christlichen Glaubens willen verbannt waren, ohne von der zuständigen Obrigkeit die ausdrückliche Erlaubniß bekommen zu haben, zurückkehrten. Werdet ihr, sagt er ihnen, jetzt gefangen genommen und bestraft, so leidet ihr um eures Ungehorsams willen die verdiente Strafe, ihr leidet aber nicht um Christi willen. Auch der ihn ver-

folgenden Obrigkeit, auch ihrer Ungerechtigkeit und Grausamkeit soll der Christ nichts entgegensetzen, als stilles und geduldiges Leiden.

Ihren entsprechendsten Ausdruck findet diese Reinheit des Märtyrerthums darin, daß die Märtyrer mit Loben und Danken sterben. „Ein Christ hat selbst wenn er verurtheilt wird, nur Lob und Dank," wie zahlreiche Belege findet dieses Wort in den Acten der Märtyrer. „Herr, allmächtiger Gott," betet Polycarp schon auf dem Scheiterhaufen stehend, „Vater deines geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß von dir empfangen haben, Gott der Engel und der ganzen Schöpfung, des ganzen Menschengeschlechts, der Gerechten, welche vor deinem Angesichte leben: ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, Theil zu nehmen an der Zahl deiner Zeugen, an dem Kelche deines Christus." Als die scillitanischen Märtyrer in Numidien (um 200) ihr Todesurtheil empfangen, danken sie Gott, und auf dem Richtplatz angekommen, fallen sie nochmals auf die Kniee und danken von Neuem. Sehr häufig hören wir auch, daß sie nach dem Vorbilde des ersten Märtyrers Stephanus für ihre Feinde beten. Ein palästinensischer Christ Namens Paulus betete, ehe er den Todesstreich empfing, Gott möge doch alle Heiden zum Glauben und zum Heil führen und dem Richter, der ihn verurtheilt hatte, und dem Henker, der das Urtheil vollzog, vergeben. Einen Märtyrer, Pionius in Smyrna, hörte man noch aus den Flammen des Scheiterhaufens heraus für den Kaiser, seine Richter und alle Heiden beten. Als ein lautes Amen über seine Lippen kam, schlugen die Flammen über ihm zusammen und machten seinem Leben ein Ende.

Ausdrücke der Rache oder des Zorns hören wir niemals, keine Verwünschungen, keinen Fluch. Auch in den Inschriften der Katakomben findet sich nichts der Art. Nirgend wird das

Gericht über die Verfolger herabgerufen. Nur einen Seufzer lesen wir einmal in der Katakombe des Callistus: „O elende Zeiten, da wir nicht einmal in den Höhlen unsern Feinden entgehen können!" Auch Bilder der Verfolgung (die Darstellung des Verhörs eines Christen im Cömeterium des Praetextatus ausgenommen) finden sich nicht. Nur symbolische Darstellungen sind häufig, Daniel in der Löwengrube, die drei Männer im Feuerofen, Elias im feurigen Wagen gen Himmel fahrend. Bedenken wir die Gluth des Hasses, mit der die Heiden die Christen verfolgten, die unmenschlichen Grausamkeiten, die sie sich gegen diese erlaubten (wir werden noch genug davon hören), dann lernen wir die Reinheit eines Märtyrerthums bewundern, welches auch dem gegenüber das Wort des Apostels befolgt: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem!" und die Mahnung des Herrn: „Bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen."

In dieser Reinheit des Märtyrerthums lag seine Macht. Hätten die Christen sich verführen lassen, dem sie verfolgenden Staate thatsächlichen Widerstand zu leisten, so wären sie verloren gewesen. Der Staat würde sie mit seiner ungeheuern Macht zermalmt haben. Hätten sie sich zu Zorn und Rachsucht hinreißen lassen, so wäre ihre Kraft gebrochen; ihr eigenes Gewissen wäre befleckt gewesen, und damit ihrem Martyrium die Macht genommen, auf die Gewissen zu wirken. Denn darin liegt die Macht des reinen Märtyrerthums, daß es nicht bloß durch seine Geduld die Gegner abstumpft, sondern daß es als Zeugniß die Gewissen trifft. Wie oft ist es vorgekommen, daß von diesem Zeugniß unwiderstehlich getroffen die Verfolger selbst noch auf der Richtstatt sich bekehrten und Christen wurden.

Die Aechtheit des christlichen Märtyrerthums beweist sich weiter darin, daß es sich von Schwärmerei und Fanatismus frei hält. Schwärmerei ist ein rasch aufflackerndes, aber auch eben so schnell erlöschendes unreines Feuer. Das hätte hier nichts aus-

gerichtet, das wäre der Macht des römischen Staats bald erlegen und hätte nicht die sittlichen Wirkungen ausüben können, die das Märtyrerthum thatsächlich ausübte. Fanatismus hat die Kirche noch nie gebaut, und wo er Erfolge gehabt hat, sind es nur augenblickliche gewesen. Fanatismus ist eine Gluth, die nur versengt. Es kam zwar vor, daß sich einzelne schwärmerisch erregte Christen zum Märtyrerthum drängten, die Kirche hat es immer auf's entschiedenste gemißbilligt. „Wir loben," schreibt die Gemeinde zu Smyrna in dem Briefe, in dem sie den Märtyrertod ihres Bischofs Polycarp berichtet, „diejenigen nicht, die sich selbst preisgeben, denn das lehrt das Evangelium nicht." Cyprian ermahnt seine Gemeinde während einer heftigen Verfolgung: „Der Lehre gemäß, die ihr von mir empfangen habt, haltet Ruhe. Keiner mache Unruhe unter den Heiden oder gebe sich selbst den Heiden preis. Wenn er ergriffen wird, dann muß er reden, denn in der Stunde redet durch uns der in uns wohnende Herr." Als während einer Seuche in Karthago einzelne Christen sich darüber betrübten, daß sie auf dem Krankenbette statt als Märtyrer sterben könnten, erinnert sie der Bischof: „Erstlich steht der Märtyrertod nicht in deiner Gewalt, sondern hängt von Gottes Gnade ab. Sodann ist Gott der Erforscher der Herzen und Nieren und sieht deine Gesinnung. Etwas anderes ist es, wenn der Gesinnung das Märtyrerthum, etwas anderes, wenn zum Märtyrerthum die Gesinnung fehlt. Denn Gott verlangt nicht unser Blut, sondern unsere Gesinnung. Diese Krankheit ist dazu geschickt, die Gesinnung zu prüfen." Nie versäumen es auch die Kirchenlehrer, daran zu erinnern, daß die Verfolgung zugleich ein Gericht über die Kirche ist und eine ernstliche Bußmahnung.

In solcher Nüchternheit gebrauchen die Christen dann auch sorgsam alle erlaubten Mittel, um der Verfolgung zu entgehen. Ob man fliehen dürfe, darüber waren die Ansichten getheilt. Tertullian verneint die Frage. Meist wurde sie bejaht mit Bezug

auf den bekannten Befehl des Herrn, doch darf die Flucht keine Verleugnung in sich schließen, sie darf nur ein Sichzurückziehen sein, wobei man doch dem Herrn Alles überläßt und sich bereit hält, wenn seine Stunde gekommen ist. So hat sich Polycarp eine Zeit lang zurückgezogen, so Cyprian, aber beide haben durch ihren Märtyrertod bewiesen, daß ihr Sichzurückziehen keine Flucht war, sondern nur ein Sichaufsparen für den rechten Augenblick. Sich loskaufen in der Verfolgung, durch Bestechung sich Sicherheit verschaffen, galt aber allgemein als Verleugnung. Andererseits sollen die Christen sich auch hüten vor Allem, was die Aufmerksamkeit der Heiden auf sie ziehen könnte oder diese zu größerer Heftigkeit reizen. Umsichtig trifft Cyprian bei Beginn der Verfolgung die dieserhalb nöthigen Anordnungen. Die Geistlichen sollen beim Besuchen der Confessoren in den Gefängnissen abwechseln, das Volk soll sich nicht in Masse zu den Gefängnissen zudrängen. „Wir müssen," schreibt er, „in Allem sanft und demüthig sein, wie es den Knechten Gottes ziemt, uns in die Zeit schicken und für Ruhe sorgen." Still erwartete man den Augenblick, wo die Verfolgung an den Einzelnen herantrat, stand dann aber auch um so fester und ertrug mit um so größerer Geduld, was auch immer kam.

Aus solcher Reinheit des Märtyrerthums einerseits, aus dem guten Gewissen, nur um Christi willen zu leiden, aus solcher Nüchternheit und Klarheit andererseits ist die Ruhe geboren und die Freudigkeit, mit der die Zeugen Christi in den Tod gingen, ja Aergeres als den Tod erduldeten. Ist doch der augenblickliche Tod noch nicht das schlimmste, noch nicht einmal die ausgesuchten Martern, die dem Tode oft vorangingen. Um die ganze Größe des Kampfes zu ermessen, muß man auch auf den innern Kampf sehen, der dem äußeren voraufging oder ihn begleitete. Welche Versuchung lag darin, sich die Nothwendigkeit des Leidens wegzuklügeln, sich den Tod als ein unnützes Opfer,

das sich eben so gut vermeiden lasse, vorzustellen, namentlich dann, wenn es so leicht war, das Leiden zu umgehen, wenn, wie es vorkam, bestechliche Richter den Christen gegen Geld einen Schein anboten, als ob sie geopfert hätten, oder wenn wohlwollende Richter den Angeklagten vorstellten, es handle sich nur um eine äußere Ceremonie, die man begehen könne, ohne seine Ueberzeugung aufzugeben. Schmerzlicher als alle Martern, die Eisen und Feuer, Hunger und Durst bereiteten, mußte es sein, wenn es galt, sich von Vater und Mutter, Weib und Kind loszureißen und ihren Bitten, ihren Klagen, ihren Thränen das Ohr zu verschließen. Schwerer als der augenblickliche Tod auf der Richtstatt war die Verbannung in die Bergwerke, wo die Christen unter dem Auswurf der Menschheit, diesem gleich behandelt, arbeiten mußten, bei kärglicher Nahrung, in Lumpen gehüllt, von rohen Aufsehern geschlagen, und doch kostete es ihnen nur Ein Wort und sie waren frei. Noch schwereres haben Einzelne erduldet. Christliche Jungfrauen wurden (es ist wahrhaft satanisch) verurtheilt, in's Bordell geführt und dort Jedem preisgegeben zu werden. Die Heiden wußten, wie hoch die Christinnen die Keuschheit achteten, und daß ihnen der Verlust derselben weher that als der Tod. Und doch, als der christlichen Jungfrau Sabina in Smyrna dieses Urtheil angekündigt wird, antwortet sie nur: „Was Gott gefällt!" Das ist Märtyrerheroismus, das heißt Alles überwinden durch Christum. Ein Glaube, der so liebt und leidet, der war unüberwindlich, dem war der Sieg gewiß und von dem konnte der Apostel, schon ehe der Kampf noch begonnen hatte, sagen: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Zweites Buch.

Der Kampf.

Matth. 10, 34: Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht kommen Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Erstes Kapitel.

Der erste Zusammenstoß.

Matth. 10, 22: Ihr müsset gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen.

1. Ausbreitung des Christenthums.

„Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert," hat der Herr gesprochen. Er hat es seinen Jüngern nicht verhehlt, welch ein Kampf ihrer wartete, ein Kampf auf Leben und Tod. „Ihr müsset gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen. Sie werden die Hände an euch legen und euch verfolgen, euch überantworten in ihre Schulen und Gefängnisse, und wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran." Es konnte nicht anders sein. Niemals im ganzen Laufe der Weltgeschichte stoßen zwei Gegensätze schärfer auf einander, als das Christenthum und das antike Heidenthum, die christliche Kirche und der römische Staat. Es ist der Gegensatz des von unten her und von oben

her, der natürlichen Entwickelung und der neuen Schöpfung, dessen, der aus dem Fleisch geboren ist, und dessen, der aus dem Geist geboren ist, und dahinter steht nach der Schrift der Gegensatz des Fürsten dieser Welt und des Herrn vom Himmel.

Friedlich können diese beiden Mächte nicht neben einander bestehen; es muß zum Kampfe kommen, und der Kampf muß ein Kampf auf Leben und Tod werden. Hier ist jede Möglichkeit eines Compromisses ausgeschlossen. Dieser Kampf kann wohl einmal durch Waffenstillstände unterbrochen werden, enden kann er nur mit der Ueberwindung der einen oder der andern Macht. Das Christenthum tritt als absolute Religion auf, als göttliche Offenbarung, als unbedingte Wahrheit und macht Anspruch darauf, die Religion aller Völker zu werden, weil es das Heil für alle bringt. Eine Religion neben andern, die hätten die Heiden toleriren können, wie sie so viele Religionen tolerirten, die absolute Religion nicht. Abweichende Ansichten von Gott und göttlichen Dingen hätte man gewähren lassen können, die unbedingte Wahrheit, die eben, weil sie die Wahrheit ist, Alles andere als Unwahrheit ausschließt, nicht. Eine neue Religion für ein einzelnes Volk, die hätte keinen Anstoß gegeben, die würde man anerkannt haben, so gut man so mannigfaltige heidnische Culte, so gut man auch das monotheistische Judenthum anerkannte, eine Weltreligion konnte man nicht anerkennen. Der Kampf ist ein Kampf um nichts geringeres als um die Weltherrschaft. Ein solcher Kampf konnte nur in dem völligen Siege des einen oder anderen Theils seinen Abschluß finden.

Während aber das Christenthum auf Grund des Herrenwortes sogleich mit dem Bewußtsein auftritt, daß ihm die Weltherrschaft gebührt, dauert es lange, bis das Heidenthum zu der Erkenntniß kommt, um was es sich in diesem Kampfe handelt. Zu klein, zu unbedeutend ist der Gegner, als daß die in voller

glänzender Macht dastehende heidnische Welt ihn groß hätte achten können. Zwar Verachtung und Haß erregte das Christenthum bald, der Haß macht sich auch in vereinzelten Ausbrüchen Luft, die Organe des Staats fangen an einzugreifen, um durch Anwendung der bestehenden Gesetze im geordneten Gerichtsverfahren dem Anwachsen der Bewegung Schranken zu ziehen, aber zu umfassenderen Maßregeln, zum allgemeinen Kampfe kommt es erst fast zwei Jahrhunderte später, nachdem das Christenthum so weit herangewachsen war, daß auch den Heiden der Gedanken kommen mußte, es drohe dem Bestehenden Gefahr; und die Entscheidung liegt erst da, wo die Frage auftaucht, auf was der Staat und das Volksleben gegründet werden soll, auf das restaurirte Heidenthum mit Vernichtung des Christenthums, oder auf das Christenthum mit Aufgeben des Heidenthums. Erst der innerhalb des Heidenthums selbst sich vollziehende Umschwung, der oben schon als Restauration des Heidenthums bezeichnet wurde, auf der einen Seite, und die großartige Entwickelung der christlichen Kirche auf der andern, bringt die beiden Gegner in die Stellung zu einander, in der die Entscheidungsschlachten geschlagen werden. Die Grenzscheide zwischen beiden Perioden bildet die Regierung Marc Aurels, überhaupt eine Grenzscheide in der römischen Geschichte. Bis dahin ist Alles noch mehr Vorbereitung des Kampfes, das Christenthum lebt sich erst ein in die Welt, die Kämpfe, an denen es auch bis dahin nicht fehlt, sind so zu sagen noch erst Einzelgefechte; von da an macht sich stärker und stärker der Umschwung innerhalb des Heidenthums geltend, jetzt erst steht dieses vor der Frage: Anerkennen oder Vernichten? Der Kampf entbrennt auf der ganzen Schlachtlinie, es beginnen die allgemeinen Verfolgungen, auf beiden Seiten werden alle Kräfte aufgeboten, und der Kampf endet, einzelne Pausen abgerechnet, erst mit dem Siege des Kreuzes.

Wunderbar rasch breitete sich das junge Christenthum aus. Nachdem es über die Grenzen des jüdischen Landes und Volkes hinausgegangen war, nachdem der große Schritt gethan war, das Evangelium auch den Heiden zu bringen, und diese, ohne daß sie sich erst beschneiden zu lassen und Juden zu werden brauchten, in die christliche Gemeinde aufzunehmen, gewann es in dem syrischen Antiochien seinen ersten Mittelpunkt in der Heidenwelt, und von dort trägt es dann der große Heidenapostel Paulus von Stadt zu Stadt durch Kleinasien hindurch nach Europa, durch Griechenland hindurch bis in die Welthauptstadt Rom. Ueberall haben die Judengemeinden gleichsam schon die Etappen seines Marsches, der die großen Hauptstraßen, die Verkehrswege, welche die Römer gebaut, entlang geht, bezeichnet. Die Synagogen bieten den Punkt, an dem es einsetzen kann. Da predigen Paulus und seine Mitarbeiter den erschienenen Messias und beweisen aus den Propheten, daß es Jesus ist. Zwar die Juden widersprechen meist, aber die Proselyten sind ein bereitetes Ackerfeld, auf dem der ausgestreute Samen bald aufgeht. Der jüdische Widerspruch hat die Trennung von der Synagogengemeinde zur Folge, es bilden sich unter eigenen Vorstehern selbstständige Christengemeinden, in denen die aus den Proselyten Gewonnenen den Uebergang bilden zu denen, die bisher ganz dem Heidenthum angehört hatten. Wir wissen, abgesehen von dem was die Apostelgeschichte bietet, zu wenig aus dieser ersten Zeit, um einen genauen Einblick in die Verbreitung des Christenthums zu gewinnen, aber wenn wir beachten, daß Paulus auf seiner Reise nach Rom schon Christen in Italien findet, nicht bloß in der Hauptstadt selbst, auch in dem kleinen Puteoli, so dürfen wir annehmen, daß von Palästina her bis nach Rom hin, vielleicht schon über Rom hinaus, in allen größeren und kleineren Städten nach wenigen Jahrzehenden Christengemeinden, und wenn noch nicht vollständig organisirte

Christengemeinden, doch Häuflein von Christen vorhanden waren. Ebenso breitete sich aber die Kirche nach Osten und Süden aus, ja hier wohl noch stärker, da die jüdische Bevölkerung eine dichtere war. Petrus finden wir in Babylon; Edessa ist schon früh ein Mittelpunkt der Kirche. Bedeutender noch wird die Gemeinde der Weltstadt Alexandrien, als deren Stifter man Johannes Marcus nennt. Andere sollen das Evangelium schon über die Grenzen des römischen Reichs hinausgetragen haben, Thomas nach Parthien, Andreas nach Scythien, Bartholomäus nach Indien, d. h. wahrscheinlich nach Jemen. Von Rom wiederum scheint die Kirche einerseits in Afrika, andererseits in Gallien bis nach Germanien und Brittannien hin gepflanzt zu sein. Jedenfalls war noch kaum ein Jahrhundert seit dem Tage der Pfingsten verflossen, als schon das ganze römische Reich mit einem Netze von Christengemeinden bedeckt war. Mögen diese zum Theil auch der Zahl ihrer Mitglieder nach noch klein gewesen sein, so redet doch Tacitus schon zu Nero's Zeit von einer „ungeheuren Menge" der Christen in Rom, und auch andere Symptome deuten darauf hin, daß nicht bloß dem Raume nach, sondern auch der Zahl seiner Bekenner nach, das Christenthum sich ungemein rasch verbreitete.

Wie diese Ausbreitung geschah? Gewiß einmal durch eigentliche Missionen. Die Gemeinde in Antiochien wird nicht die einzige gewesen sein, die es für ihre Pflicht hielt, Boten des Evangeliums auszusenden (Apostelg. 13, 2), und wenn Paulus auch von sich sagen kann, daß er mehr gearbeitet als alle, so standen doch neben ihm noch andere Arbeiter. Mag Manches was uns von der Wirksamkeit der übrigen Apostel berichtet wird Sage sein, so viel steht fest, daß auch sie die Hände nicht in den Schooß gelegt haben. Aus späterer Zeit berichtet uns Origenes ausdrücklich, daß die städtischen Gemeinden eigene Missionare aussandten, um das Evangelium auch auf den Dörfern zu pre-

digen. Dann aber werden wir auch an das Wort des Herrn denken müssen von der selbstwachsenden Saat (Marc. 4, 26—28): „Das Reich Gottes hält sich also, als wenn ein Mensch Samen auf's Land wirft, und schläft und stehet auf Nacht und Tag, und der Samen gehet auf und wächset, daß er's nicht weiß. Denn die Erde bringt von ihr selbst zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren." Jeder Christ wurde zum Missionar, zum Zeugen des Herrn, in dem er Trost und Frieden gefunden. Reisende Handwerker und Geschäftsleute (denken wir z. B. an Aquila und Priscilla, die in den Paulinischen Briefen so oft vorkommen) erzählen von dem erschienenen Messias, bringen von dem, was sich in Jerusalem zugetragen, Kunde. Andere ergänzen die Erzählungen. In den Häusern sammelt sich einer kleiner Kreis, es findet sich eine leitende Persönlichkeit, und der Kreis gestaltet sich zur Gemeinde aus. Oeffentliche Predigt auf den Straßen oder Plätzen der Städte fehlt auch nicht. Die Predigt des Apostels in Athen ist davon ein Beispiel. War es doch in jener Zeit auch sonst nichts seltenes, daß Philosophen oder die sonst eine neue Lehre zu verkünden hatten, öffentlich auftraten und das Volk anredeten. Stärker aber vielleicht wirkte noch die Verbreitung im Stillen. Einer sagte es dem andern, wo er Frieden und Trost gefunden, der Arbeiter dem Arbeiter, der Sclave seinem Mitsclaven. Man theilte sich gegenseitig mit, was man gehört, oder was man schriftlich empfangen hatte, eine Evangelienschrift etwa oder einen Apostelbrief. Die Empfänglichkeit dieser Kreise auf der einen Seite, die zündende, man möchte sagen, ansteckende Kraft des Christenthums auf der andern Seite, das sind neben der Wirksamkeit der Apostel und apostolischen Männer die bei der Verbreitung des Christenthums besonders in Anschlag zu bringenden Factoren.

Damit ist auch schon angedeutet, in welchen Kreisen die

Predigt von dem Gekreuzigten zunächst Aufnahme fand. „Sehet an unseren Beruf," schreibt St. Paulus 1. Cor. 1, 26. 27, „nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Edle, nicht viel Gewaltige sind berufen, sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was etwas ist." „Nicht viel" — Einzelne aus höheren Ständen mochten sich auch schon frühe herzufinden. Wenigstens haben die neueren Forschungen in den Katakomben zu Rom, die Entdeckung von christlichen Grabkammern, deren reiche künstlerische Ausschmückung noch dem ersten oder doch dem Anfang des zweiten Jahrhunderts angehört, es wahrscheinlich gemacht, daß das Christenthum schon früher und in stärkerem Maße, als man geglaubt, auch in den vornehmeren römischen Familien Eingang gefunden haben muß. Die große Mehrzahl waren aber doch geringe Leute. Noch gegen Ende des zweiten Jahrhunderts spottet Celsus darüber, daß Wollarbeiter, Schuster und Gerber die eifrigsten Christen sind. Die Armen waren es vor Allen, die auch als die Armen im Geist sich dem Evangelio von dem armen Jesus, der viele reich macht, erschlossen. Die Gedrückten und Geplagten, die der antike Geist verachtet, die arbeitenden Klassen, die Sclaven, waren es, die ihr Herz dem Worte vom Gottesreiche, als dem Reiche der Freiheit und des Friedens aufthaten. Oder wo sonst suchende Seelen waren, innerlich schon mit der antiken Weltanschauung zerfallen, Seelen, die weder der heidnische Cult, noch die heidnische Philosophie befriedigte, innerlich mühselige und beladene, die hatten ein offenes Ohr für die Predigt des Evangeliums.

2. Stimmung der Heiden gegen das Christenthum.

Wir haben oben gesehen, was die Heiden am Christenthum anzog. Aber während dieses so die Einen anzog, erregte es bei den Anderen, und deren war zunächst die unendliche Mehrzahl, Widerspruch und Haß. Zu fremd war hier den Heiden Alles, zu sehr den Anschauungen widerstrebend, in denen sie sich von Kind auf bewegt, als daß sie im Stande gewesen wären, es zu verstehen. Dem vornehmen gebildeten Römer war diese ganze Gemeinschaft von Handwerkern und Sclaven viel zu verächtlich, und ihr Aberglaube galt ihm von vornherein als viel zu unsinnig, um sich auch nur einmal damit zu beschäftigen und genauer nachzufragen, was denn eigentlich daran sei. So genau die Schriftsteller der Zeit auch sonst alles Bemerkenswerthe sammeln, das Christenthum wird bei ihnen bis in die Mitte des zweiten Jahrhunderts hinein kaum erwähnt. Plinius d. J. und selbst Tacitus, obwohl er die neronische Verfolgung erzählt, halten es offenbar noch nicht der Mühe werth, sich um diesen allgemein verachteten Haufen von Menschen zu kümmern. Daß sie im Grunde nichts Besseres verdient haben, als so verfolgt zu werden, gilt ihnen auch ohne Untersuchung für ausgemacht. Gerade da, wo noch etwas von ächt römischem Geiste herrscht, ist der Widerspruch am heftigsten, denn christlicher Geist und römischer Geist stehen im schärfsten Gegensatze. In den Kreisen der Aristokratie konnte die Kirche am schwersten Boden gewinnen. Sie waren großentheils sittlich zu verkommen, um noch Sinn für ein Höheres zu haben. Wo aber noch ein besserer Geist waltete, wo man bestrebt war, altrömisches Wesen festzuhalten und wieder zu kräftigen, schloß dieses Streben von selbst einen Widerwillen gegen eine orientalische Religion in sich, die man ohne eingehende Prüfung mit zu „dem Abscheulichen und Un=

sinnigen“ rechnete, was in Rom zusammenfloß, zu den Neuerungen, die beseitigt werden mußten, um den Staat und das Volksleben auf altüberliefertem Grunde wieder zu heben.

Den mittleren Volksschichten, den Kreisen der Halbgebildeten ist es zu allen Zeiten eigenthümlich, daß sie, dem in den höheren Ständen herrschenden Zuge folgend, von den dort verbreiteten Ideen Einzelnes annehmen, aber ohne es consequent durchzuführen. Denn daneben ist doch die Anhänglichkeit an das Hergebrachte noch zu mächtig, und wo es gilt, sich zu entscheiden, gibt dieses doch zuletzt den Ausschlag. Die Stimmung dieser Kreise lernen wir aus dem Gespräche kennen, das Minucius Felix unter dem Titel Octavius zur Vertheidigung des Christenthums geschrieben hat. Cäcilius, der darin das Heidenthum vertritt, ist im Grunde ein Skeptiker. Nichts erregt am Christenthum mehr seinen Zorn, als daß es im Besitz der gewissen Wahrheit sein will. Oft genug wiederholt er, daß man nichts Gewisses wissen könne. „Welche Kluft ist zwischen der menschlichen Schwachheit und der Erforschung göttlicher Dinge. Wir können nicht erkennen, was über uns im Himmel schwebt, noch was in unterirdischen Abgründen versteckt liegt.“ Dann aber hält er doch trotz seiner Skepsis an dem Hergebrachten fest. „Ist nicht,“ so lautet sein letztes Wort, „da es nichts Gewisses gibt in der Natur als den Zufall, die Tradition der Väter der ehrwürdigste und beste Führer auf dem Wege der Wahrheit? Folgen wir der Religion, die sie uns überliefert haben, beten wir die Götter an, die wir von Kindheit an zu fürchten gewohnt sind, und mit denen wir von jung auf in vertrauter Bekanntschaft stehen, und hüten wir uns, über sie zu streiten.“ Das dünkt ihm das Sicherste und Nützlichste. Die Nützlichkeit der alten Religion, daran hält er sich, da nun einmal über die Wahrheit nicht entschieden werden kann. „Weil alle Nationen darin übereinstimmen, daß sie die unsterblichen Götter anerkennen,

obwohl eine dichte Wolke ihren Ursprung verhüllt, so kann ich bei dieser allgemeinen Uebereinstimmung die gottlose Kühnheit oder Weisheit dieser Neuerer nicht ertragen, welche eine so alte, so nützliche, so heilsame Religion zerstören wollen." Gewiß standen viele so. Man hing nicht mehr mit dem Herzen an der alten Religion, aber man wagte auch nicht, geradezu mit ihr zu brechen; man zweifelte wohl, man rechnete es zur Bildung, es mit dem alten Glauben nicht mehr genau zu nehmen, spottete auch gelegentlich darüber, das gehörte so zum guten Ton, aber zuletzt hielt man doch am Alten fest. Es fehlte die Energie, die dazu gehört, ein Neues zu ergreifen.

Dazu kam, Allen anstößig, die gedrückte Lage der Christen. Es gehörte viel dazu, sich diesen verachteten, verfolgten Menschen anzuschließen. Was man öffentliche Meinung nennt, bestimmt sich zumeist nach dem Erfolg. Der Christengott hatte bisher wenig Erfolge aufzuweisen. Die römischen Götter, ja die hatten Rom groß gemacht, in unzähligen Schlachten Sieg gegeben, die Weltherrschaft der Tiberstadt zu Füßen gelegt. Aber dieser Christengott? Weßhalb nahm er sich seiner Gläubigen denn nicht an? Weßhalb ließ er sie so verachten und mit Füßen treten? Mochten die Christen sich dem gegenüber auf die Zukunft berufen, auf den Tag der endlichen Erlösung und Vollendung des Gottesreiches, auf die Auferstehung und die künftige Seligkeit hinweisen, das verschlug bei den Heiden nichts, weil die Gegenwart so trübe war. „Wer ist der Gott," fragt Cäcilius, „der den Todten helfen kann, während er für die Lebenden nichts thut? Befehlen, herrschen die Römer nicht ohne ihn? Beherrschen sie nicht die Welt und euch auch?" Eine Argumentation, die gewiß durchschlagen mußte bei den Heiden, denen die Gegenwart Alles war und deren Cultus zuletzt darauf hinauslief, von ihren Göttern zum Lohn für ihre eifrige Verehrung etwas zu erlangen.

Je weniger man das Christenthum kannte und je fremder und den bisherigen Anschauungen widersprechend hier Alles war, desto leichter brachten Unverstand und Haß die seltsamsten Gerüchte auf, und je widersinniger diese waren, desto leichter nur fanden sie Eingang nicht bloß bei dem großen Haufen, der allezeit leichtgläubig ist, sondern auch in weiteren, auch in maßgebenden Kreisen.

Ganz unfaßbar war den Heiden schon die geistige Gottesverehrung der Christen. Ohne Tempel und Bilder, ohne Altäre und Opfer konnte sich kein Heide einen religiösen Cultus denken. Hatten die Christen das Alles nicht, so konnten sie auch keinen Gott haben. Zwar redeten sie von einem unsichtbaren Gott, aber ein unsichtbarer Gott war für die Heiden gar nicht vorhanden. Deßhalb erschienen ihnen die Christen als Gottlose, als Atheisten. Hinweg mit den Atheisten! war der gewöhnliche Ruf der Volkswuth in den Verfolgungen. Oder weil die Christen nun doch irgend einen Gott haben mußten nach den Gedanken der Heiden, so übertrug man auf sie, was man schon den Juden nachgesagt hatte, sie beteten einen Eselskopf an. So war zu Tertullians Zeit ein Bild verbreitet, eine Gestalt mit Eselsohren darstellend, mit einer Toga bekleidet, ein Buch in den Händen, und darunter stand: „Der Gott der Christen". So hat man erst kürzlich in den Ruinen der Kaiserpaläste in Rom in einem Raume, der wahrscheinlich als Wachtstube der Soldaten gedient hat, ein rohes mit Kohle an die Wand gezeichnetes Bild gefunden, das einen am Kreuze hängenden Mann mit einem Eselskopfe darstellt und darunter steht mit schlechten griechischen Buchstaben: „Anaxamenos betet seinen Gott an". Offenbar ein Spott der Soldaten über einen christlichen Kameraden.

Noch Schlimmeres als das sagte man den Christen nach. Ihre enge Verbindung mit einander, ihre Bruderliebe, ihr festes Zusammenhalten bis in den Tod glaubte man nur daraus er-

klären zu können, daß sie zu einem geheimen frevelhaften Bunde durch schauerliche Eide und noch gräßlichere Gebräuche sich verbunden hätten. In ihren Versammlungen, bei den Liebesmahlen, so erzählte man sich mit Grausen, werde Menschenfleisch gegessen und Menschenblut getrunken. „Ueber die Weihe der Neulinge," berichtet Cäcilius, „ist die Erzählung so verabscheuungswürdig wie bekannt. Ein Kind mit Opferkorn zugedeckt, um Unvorsichtige zu täuschen, wird den Neophyten vorgesetzt. Dieses Kind wird vom Neuling, der durch die Oberfläche des Korns zu gleichsam unschuldigen Stichen ermuntert wird, durch blinde und verborgene Wunden getödtet. Dessen Blut, o Sünde, schlecken sie gierig auf, seine Glieder vertheilen sie wetteifernd, durch diese Hostie werden sie verbündet, durch diese Mitwissenschaft des Verbrechens zu gegenseitigem Stillschweigen verpflichtet." Nach der Mahlzeit, hieß es weiter, und wenn sie sich berauscht, werde ein an den Leuchter gebundener Hund durch das Hinwerfen eines Bissens zum Sprunge gereizt, im Sprunge reiße er das Licht um, und in der so entstehenden Finsterniß werde die gräulichste Unzucht begangen und die wildeste Orgie gefeiert. Selbst die, welche solchen Gerüchten nicht vollen Glauben beimaßen, meinten doch, „ohne jede Grundlage der Wahrheit werde die Sage nicht das Gottloseste, nur mit Verschämtheit zu Meldende von ihnen berichten."

Aber auch abgesehen von diesen Gerüchten, die sich doch mit der Zeit als völlig ungegründet erweisen mußten, wenn sie auch durch manches Jahrzehend geglaubt wurden und oft genug die Volkswuth anstachelten, ja auf die Maßregeln der Obrigkeit selbst Einfluß übten, galten die Christen den Heiden als ein allem menschlich Großen, Schönen und Edlen abholdes, aller Humanität feindliches, menschenhasserisches Geschlecht. Der Ursprung ihrer Religion ist barbarisch, alle Wissenschaft wird von ihnen verachtet. „Solches wird von ihnen geboten," schreibt

Celsus: „Kein Gebildeter komme heran, kein Weiser, kein Kluger, denn als Böses gilt dieses bei uns; sondern wenn einer unwissend ist, ungebildet, unverständig, wenn einer unmündig ist, der komme getrost heran.“ Ihre Lehrer, behauptet er, predigen: „Sehet zu, daß nicht etwa Einer von euch Wissenschaft erfaßt! Schlimm ist Wissenschaft, Wissenschaft führt ab von der Gesundheit der Seele, vor Weisheit gehen sie zu Grunde.“ Da die Christen genöthigt waren, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen, da sie an den Vergnügungen der Heiden nicht theilnahmen, deren Interessen nicht theilten, so galten sie als unbrauchbar für's Leben, als ein lichtscheues, finsteres Geschlecht. Ihr Leben erschien den Heiden freudlos und düster. „Wir,“ sagt ein Heide, „verehren die Götter mit Frohsinn, mit Gastmählern, Gesängen und Spielen, ihr aber verehrt einen gekreuzigten Menschen, welchem, die dieses alles genießen, nicht gefallen können, der die Freude verschmäht und die Vergnügungen verdammt.“ Auch was die Christen redeten von einem Gericht über die Gottlosen, von den ewigen Höllenstrafen galt als Beweis ihres Menschenhasses. Sie sind dem Heiden Cäcilius eine „bejammernswürdige, verbotene, verzweifelte Rotte“, die sich gegen alles Gute und Schöne verschworen hat, eine „schlupfwinklige, lichtscheue Nation, stumm im öffentlichen Leben, geschwätzig in den Winkeln. Die Tempel verachten sie wie Leichenbrandstätten, sie speien aus gegen die Götter, sie belachen die Gottesdienste, sie bemitleiden, sie die selber Bemitleidenswerthen, die Priesterschaft. Auf Ehren und Purpur sehen sie hoch herunter, indeß sie selbst halb nackend laufen. In ihrer wunderbaren Thorheit und unglaublichen Frechheit verachten sie die gegenwärtigen Qualen, während sie Ungewisses und Zukünftiges fürchten und, indem sie vor dem Sterben nach dem Sterben Angst haben, ängstigen sie sich einstweilen vor dem Tode nicht. So schmeichelt ihnen die trügerische Hoffnung mit dem Troste des Wiederauf-

lebens.“ Die Sorge der Christen um ihre Seligkeit war ja den Heiden ganz unverständlich, ja lächerlich, und so waren die Christen in ihren Augen zugleich die unsinnigsten und elendesten Menschen, weil sie um zukünftiger und ganz ungewisser Dinge willen, um einem eingebildeten Uebel zu entgehen und eine eingebildete Seligkeit zu erlangen, auf die gewissen handgreiflichen Güter und Genüsse dieser Welt verzichteten. „Ihr seid in ängstlicher Erwartung (es sind wieder Worte des Cäcilius) und Bekümmerniß und enthaltet euch ehrbarer Freuden, sehet keine Schauspiele, wohnet keinen Aufzügen bei, fehlet bei öffentlichen Gastmählern; gegen Wettkämpfe, gegen Speisen und Getränke, deren Anbruch den Altären gespendet und gegossen ist, habt ihr Abscheu. Nicht mit Blumen bekränzt ihr das Haupt, ihr ehret den Leib nicht mit Wohlgerüchen, Salben behaltet ihr den Leichen vor, die Kränze verweigert ihr auch den Gräbern, bleiche zitternde Menschen, des Mitleids würdig, aber des Mitleids unserer Götter. So stehet ihr Elenden weder auf, noch lebet ihr einstweilen.“ Gewiß, hätte Cäcilius in dem letzten Satze Recht, so hätte er überhaupt ein Recht, die Christen die elendesten Menschen zu nennen. Denn hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, sind wir nicht durch die Auferstehung Christi wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung, so sind wir ja wirklich die elendesten unter allen Menschen. (1. Cor. 15, 19.)

Das Gefährlichste für die Christen war, daß diese Vorwürfe auch eine politische Seite hatten, oder daß sie doch leicht nach der politischen Seite gewendet werden konnten. Eben weil das öffentliche Leben ganz vom Heidenthum durchzogen war, mußten die Christen sich von demselben zurückziehen. Ihr Verhalten gegen den Staat war zwar überall durch das Gebot bestimmt: „Seid unterthan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen“, „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat“, aber es konnte dem durch und durch heidnischen

Staate gegenüber für jetzt doch nur ein negatives sein. Ihre Interessen lagen anderswo als im römischen Staate und in dessen Größe und Ehre. „Nichts," gesteht Tertullian einmal ganz offen, „liegt uns ferner als das öffentliche Wesen." Sie mieden den Kriegsdienst und die öffentlichen Aemter. Mußte doch der Soldat den Opfern beiwohnen, und gehörte es doch auch zur Pflicht des Beamten, den Cultushandlungen vorzustehen. Deßhalb hieß es: „Ihr seid ein träges Geschlecht, unbrauchbar und unthätig in Staatsgeschäften, da es doch dem Manne ziemt, für das Vaterland und den Staat zu leben." Während die heidnische Religion durchaus national ist, tritt das Christenthum (ein für die Heiden ganz unsinniger Gedanke) als universale Religion auf, eine Religion für alle Völker. Auch die Nichtrömer, auch die Barbaren, die Christum bekennen, sind dem Christen Brüder. Der Vorwurf lag nahe genug: Ihr seid selbst Nichtrömer, ihr seid Feinde des Staats. Das Christenthum erschien den Heiden als durchaus antinational, und die in ihrem Glauben fest zusammenhaltende und gegen andere Menschen sich abschließende Gemeinde als eine gefährliche Faction im Staate. Wurde des Kaisers Geburtstag gefeiert, so blieben die Häuser der Christen in den illuminirten Städten dunkel, ihre Thüren waren nicht bekränzt. Wurden zu Ehren irgend eines Triumphs Spiele gegeben, kein Christ ließ sich im Circus sehen oder im Amphitheater. Dem Kaiser Weihrauch zu streuen, dem Bildnisse des Kaisers Huldigungen darzubringen, beim Genius des Kaisers zu schwören, galt dem Christen als Abfall zum Götzendienst. Natürlich waren sie Majestätsverbrecher, Feinde des Kaisers. Für die Römer war der ewige Bestand Roms eine unumstößliche Wahrheit. Wie oft erscheint Rom auf Münzen als „die ewige Stadt". „Ihnen," sagt Jupiter bei Virgil, „setze ich weder Ziel, noch Zeiten, die Herrschaft ohne Ende habe ich ihnen gegeben." Die Christen redeten von einem Unter-

gange der ganzen Welt, also auch Roms, ja erwarteten dieses Ende bald, und freuten sich darauf als auf eine Erlösung. Sie hofften auf ein anderes besseres Vaterland und betrachteten dieses irdische nur als eine Fremde. So waren sie vaterlandslose Leute; ja man warf ihnen vor, daß sie auf den Untergang Roms sännen. Mochten sie sich dem gegenüber noch so oft darauf berufen, daß sie gehorsame, friedfertige Unterthanen seien, daß sie in ihren Gemeindeversammlungen und in ihren Häusern für den Kaiser fleißig beteten, daß sie pünktlich ihre Steuern zahlten, was half es ihnen? Hier lag in Wirklichkeit ein Gegensatz, der zu blutigen Conflicten führen mußte.

Alle Staaten des Alterthums haben im Grunde etwas Theokratisches, Rom nicht zum wenigsten. Wie das Staatsleben überall von Religion durchzogen ist, so ist auch das religiöse Leben ein Stück des politischen Lebens. Es ist Bürgerpflicht, die vaterländischen Götter zu ehren und in religiösen Dingen ebenso wie in allen übrigen den Gesetzen des Staates zu gehorchen. Das menschliche Leben geht nach allen Seiten im staatlichen auf, der Staat umfaßt und regelt alle seine Gebiete. Der Heide vermag sich gar nicht vorzustellen, daß es irgend ein Gebiet des menschlichen Lebens geben kann, auf das sich die Macht des Staates nicht erstreckte. Ihm ist es gänzlich unverständlich, daß ein Mensch mit Berufung auf sein Gewissen, um Gottes willen, um Gott gehorsam zu sein, irgend einem Gesetze, einer Ordnung des Staates den Gehorsam verweigern zu müssen glauben kann. Der Staat selbst ist ihm so zu sagen Gott und seine Gesetze göttlicher Art. In Rom gipfelt dieser theokratische Zug im Kaisercult. Was für Götter sonst der Mensch auch verehren mag, das ist seine Privatsache, darin ist der Staat überaus tolerant, aber den Kaisergott muß er verehren, das ist seine Bürgerpflicht. Das crimen laesae majestatis, das Verbrechen, die Majestät des Kaisers zu verletzen, und das crimen laesae publicae

religionis, das Verbrechen die öffentliche Religion zu verletzen, hängen auf's engste mit einander zusammen. In diesem Sinne trafen alle jene Vorwürfe wirklich zu. Das Christenthum war in der That für den Römer antinational, staatsfeindlich, kaiserfeindlich, nichtrömisch, eine Opposition gegen die Staatsreligion und damit gegen den Staat selbst; und so lange der Staat nicht auf anderen Grundlagen erbaut wurde, so lange konnte er nicht anders, er mußte das Christenthum als eine verbotene Religion behandeln und verfolgen. „Non licet esse vos", ihr habt kein Recht zu existiren, das ist der immer wiederholte Ruf gegen das Christenthum. „Ihr steht außerhalb der gesetzlichen Ordnung," damit beginnt Celsus sein Buch gegen die Christen und stellt so zu sagen das Todesurtheil dem Proceß voran. Die Gerichtsverhandlungen gegen die Christen, wie sie uns in zahlreichen Märtyreracten vorliegen, immer kommen sie an diesem Punkte zur Entscheidung, daß die Christen sich weigern, dem Kaiser göttliche Ehre zu erweisen. „Du mußt unsern Fürsten lieben," ruft der Proconsul, um nur ein Beispiel aus tausenden zu geben, dem Märtyrer Achates zu, „wie es sich für einen Menschen geziemt, der unter den Gesetzen des römischen Staates lebt." Achates antwortet: „Von wem wird der Kaiser mehr geliebt als von den Christen? Wir bitten unaufhörlich für ihn um ein langes Leben, um ein gegen seine Völker gerechtes Regiment, um Frieden während seiner Regierung, um das Glück der Heere und des ganzen Erdkreises." „Gut," erwidert der Proconsul, „aber um deinen Gehorsam zu beweisen, opfere mit uns zu seiner Ehre." Darauf erklärt Achates: „Ich bete zu Gott für meinen Kaiser, aber ein Opfer für seine Ehre darf weder gefordert noch gewährt werden. Wer dürfte einem Menschen göttliche Ehre erweisen!" Auf diese Erklärung wird er zum Tode verurtheilt. Diese eine Akte ist typisch für alle. Der heidnisch-römische Staat, so lange er eben dieser heidnisch-römische

Staat war, konnte nicht anders, als die Christen verfolgen. Indem diese dem Kaiser göttliche Ehre verweigerten, leugneten sie eigentlich den Staat in seinem tiefsten Grunde. Umgekehrt, hätten die Christen in diesem Stücke gehorcht, so hätten sie das Christenthum in seinem tiefsten Grunde geleugnet. Hier liegt ein Conflict, der keine Ausgleichung zuläßt, der nur durch einen Kampf auf Leben und Tod weggeschafft werden kann. Erst als der Kaiser sich selbst vor dem höchsten Gott beugte, erst als das Christenthum selbst Grundlage des Staates wurde, hatte die Verfolgungszeit ihr Ende erreicht.

Zunächst schlummerte dieser Conflict freilich noch in der Tiefe. Er konnte erst hervortreten, nachdem das Christenthum auch für heidnische Augen sichtbar sich aus der Hülle des Judenthums herausgeschält hatte. In der ersten Zeit konnten die Heiden das Christenthum nur als jüdische Secte betrachten. War es doch nicht bloß aus dem Judenthum hervorgegangen, sondern hatte auch mit dem Judenthum das Alte Testament, die Verehrung des Einen unsichtbaren Gottes und den Messiasglauben gemeinsam. Daß eine Partei unter diesem wunderlichen Volke glaubte, der Messias sei schon erschienen und diesen erschienenen Messias verkündigte, während die andere diesen angeblichen Messias verwarf, war in den Augen der Heiden nur ein innerjüdischer Streit, dessen Bedeutung sie nicht zu würdigen vermochten. Kannten sie diese unruhigen Judengemeinden doch gar nicht anders als in beständiger Erregung, bald über diesen, bald über jenen Punkt ihres Glaubens streitend, für die Heiden lauter Streit über nichts. So als jüdische Secte hatten die Christen auch Theil an dem Schutze, den das Judenthum als erlaubte Religion genoß. Nach römischem Rechte war es nicht erlaubt, ohne Genehmigung des Staats fremde Götter und Culte einzuführen. Zwar eine bloße Privatverehrung fremder Götter war der Natur der Sache nach schwer zu hindern, aber

gottesdienstliche Vereine fielen zugleich unter den Begriff der Collegia, deren es viele gab, theils zu bürgerlichen Zwecken, als Collegia von Berufsgenossen, als Genossenschaften für die Beerdigung, Todten- und Begräbnißkassen, theils auch zu gottesdienstlichen Zwecken, zur gemeinsamen Verehrung einer Gottheit. Solche Collegia bedurften einer besonderen Genehmigung. Ohne diese waren sie collegia illicita, und die Theilnahme daran wurde strenge bestraft. Es sollte die Mitglieder dieselbe Strafe treffen, wie diejenigen, welche mit den Waffen in der Hand öffentliche Plätze oder Tempel besetzen, die Strafe der Majestätsverbrecher. Ohne ihren Zusammenhang mit dem Judenthum wären die Christengemeinden sofort unter diese Gesetze über unerlaubte Collegia gefallen und sie hätten, klein und schwach, wie ihre Gemeinschaft noch war, dem gegenüber schwerlich aufkommen können. Jetzt galten sie, auch nachdem sie sich von der Synagoge bereits getrennt hatten, den Römern noch immer als Judengemeinden und blieben so nicht nur unbehelligt, sondern mehr als einmal war es das römische Recht, das dem jungen Christenthum Schutz bot gegen den fanatischen Haß der ungläubigen Juden. Paulus beruft sich mit Erfolg auf sein römisches Bürgerrecht, und in Korinth weist der Proconsul Gallio die Juden mit ihrer Anklage gegen Paulus von seinem Richterstuhl ab mit der Erklärung, daß er nicht gesonnen sei, über ihre Streitfragen zu richten.

Andererseits überkamen die Christen damit auch den ganzen Haß, der auf den Juden in reichstem Maße lastete. Dieser Haß nahm nicht ab, sondern zu, je unruhiger die jüdische Welt von Jahr zu Jahr wurde. Die Erregung in Palästina wuchs, immer höher flammte der Fanatismus von der pharisäischen Partei geschürt auf, die messianischen Erwartungen steigerten sich, und nachdem sie den wahren Messias im Unglauben verworfen, schauten sie um so schwärmerischer nach einem Messias aus,

wie sie ihn hofften, einem Messias, der das immer drückender werdende römische Joch zerbrechen sollte. Im heiligen Lande zogen sich schon die Wolken zusammen zu dem furchtbaren Wetter, welches bald über das unglückliche Land hereinbrechen sollte. Bei der engen Verbindung, in der die Judengemeinden des ganzen Reiches mit Jerusalem standen, theilte sich die dortige Erregung allen mit; überall standen dieselben Parteien wie dort einander gegenüber, überall stritt man auf's lebhafteste über den gekommenen oder kommenden Messias. So unruhig wurden die Juden in Rom, daß der Kaiser Claudius sie aus der Stadt vertrieb. Wenn Sueton als Grund dieser Vertreibung angibt, die Juden hätten auf Antrieb des Chrestos beständige Unruhen erregt, so spiegelt sich in diesem Berichte noch die wahre Ursache ab. Denn der Chrestos, von dem Sueton redet und den er für einen damaligen Anführer der Juden zu halten scheint, kann nur Christus sein, wie denn die Wortform Chrestos statt Christus öfter vorkommt. Es war der Kampf um den erschienenen oder noch zu erwartenden Messias, der die Juden erregte. Kehrten die Juden auch bald zurück, so waren sie doch den Römern in steigendem Maße verdächtig und, während es bis dahin zur Tradition des Julischen Kaiserhauses gehörte, ihnen besondere Gunst zuzuwenden, traf sie jetzt auch von oben her mancherlei Ungunst.

Unterdessen mehrte sich die Zahl der Christen rasch, namentlich in Rom selbst. Paulus fand dort schon eine bedeutende Gemeinde vor, und durch seine Arbeit, während er als Gefangener zwei Jahre in einer Miethwohnung lebte, wuchs sie noch ansehnlich. Ganz konnte sie den Heiden schon als besondere Gemeinde nicht verborgen bleiben, und mochten sie dieselbe immer noch als eine Fraction im Judenthum betrachten, als solche wurde sie jetzt doch auch schon angesehen. Freilich war die Folge davon nur noch größerer Haß, noch tiefere

Verachtung. Die Christen erschienen den Heiden als die gefährlichste Fraction des Judenthums, noch unsinniger, noch feindseliger gegen alles römische Wesen, gegen alles was in ihren Augen groß, edel und gut war, als die übrigen Juden. Das Judenthum war doch noch eine Nationalreligion, das Christenthum ganz antinational, und diese antinationale Religion fraß mit ihrem Aberglauben unter den niedern Ständen rasch um sich. Sie widersprach allem, was man bisher für heilig gehalten, und ließ sich nur erklären als selbst aus dem Hasse gegen alles Menschliche hervorgegangen. Die dem Christenthum feindlichen Juden schürten, so viel sie konnten, den Widerwillen und Haß der Heiden gegen die Christen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie besonders die schrecklichen Gerüchte über die Christen ausbreiteten und unterhielten, die jetzt schon auftauchten und nur zu leicht geglaubt wurden, die Gerüchte von den Gräueln, welche die Christen in ihren geheimen Versammlungen treiben sollten, von Menschenfleischessen und Unzucht.

3. Die Neronische Verfolgung.

Die so erregte feindliche Stimmung des Volks gegen die Christen bildet den Hintergrund der ersten Verfolgung, der neronischen, die eigentlich noch keine Verfolgung im späteren Sinne ist, sondern nur ein augenblicklicher roher Ausbruch des Hasses, deßhalb freilich nur um so blutiger und grausamer.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli 64 (es war, worauf der Aberglaube besonderes Gewicht legte, derselbe Tag, an welchem einst die Gallier Rom angezündet hatten) brach in Rom eine große Feuersbrunst aus. In den Krambuden am Circus, in denen auch viele Juden ihren Handel trieben, war das Feuer entstanden, und hier, wo viele Brennstoffe aufgehäuft

waren, fand es seine erste Nahrung. Dann ergriff es den Circus mit seinen hölzernen Gerüsten und Sitzen und vom Winde gepeitscht, verbreitete es sich mit rasender Schnelligkeit weiter. Alle Anstrengungen der Feuerwehr und der Soldaten, die mit Kriegsmaschinen die Häuser niederrissen, um dem Feuer die Nahrung zu entziehen, waren vergeblich. Sechs Tage und Nächte wüthete das Element, bis man endlich weit weg von seinem Ursprungsorte an der Mauer des Servius Tullius, da wo die Gärten des Mäcenas lagen, seiner Herr wurde. Noch nicht genug. In einem andern Stadttheile brach das Feuer abermals aus und wüthete wieder drei Tage. Von den vierzehn Regionen Roms blieben nur vier ganz verschont. Die Weltstadt war ein großer Trümmerhaufen. Das Unglück war unermeßlich groß.

Wie es bei solchen Gelegenheiten immer zu gehen pflegt, forschte man in leidenschaftlicher Erregung dem Ursprunge des Feuers nach, und im Volke entstand der Verdacht, der Kaiser Nero selbst habe den Brand angestiftet. Man wollte gesehen haben, daß Menschen Feuerbrände in die Häuser geschleudert und das Löschen verhindert hatten, und dabei sollten sie erklärt haben, es geschehe das auf kaiserlichen Befehl. Andere wollten diese Brandstifter bestimmt als kaiserliche Diener erkannt haben. Noch andere erzählten, Nero selbst habe sich an der Schönheit des Feuermeers ergötzt; auf dem Thurme des Mäcenas stehend, habe er dem Brande zugeschaut und in seinem bekannten Bühnenaufzuge dazu ein Gedicht über den Brand Troja's declamirt. Ob an diesen Gerüchten etwas Wahres ist, möchte heute kaum noch mit Sicherheit auszumachen sein. Eine unbefangene Geschichtschreibung wird es mindestens für höchst unwahrscheinlich erklären müssen, daß Nero, der sich übrigens gar nicht in Rom, sondern in Antium aufhielt und erst zurückkehrte, als das Feuer seinen Palast zu ergreifen drohte, wirklich der Brandstifter gewesen

ist. Aber so viel ist gewiß, das Gerücht fand Glauben; Nero wurde beschuldigt, zu seinem Vergnügen die Welthauptstadt angezündet zu haben. Es half auch nichts, daß er während des Brandes hin- und herlaufend die Löscharbeiten leitete und dazu antrieb, daß er nach dem Brande in wahrhaft großartiger Weise sich des Volkes annahm und den Wiederaufbau der Stadt förderte. Auch Opfer, die er bringen ließ, Sühnungen und Weihungen, die er vornahm, waren vergeblich. Das Gerücht erhielt sich trotz alledem. Der Wuth des Volkes mußte ein Opfer gebracht werden, und zu diesem Opfer wurden die Christen ausersehen. Nero, sagt Tacitus, schob als Schuldige die Christen unter.

Daß gerade diese ausersehen wurden ein Verbrechen, wenn eines vorlag, zu sühnen, dem Niemand so fern stand wie sie, darf nicht Wunder nehmen. Sie waren durch Schandthaten verhaßt, erschienen also des Verbrechens ebenso fähig als der Strafe werth. Dazu kam, worauf neuerdings hingewiesen ist, daß auf Juden (und die Christen galten noch als Juden) sich leicht der Verdacht lenken ließ. Am Circus, wo sie ihre Krambuden hatten, war der Brand entstanden, und die Stadttheile, die sie bewohnten, gehörten zu den wenigen vom Feuer verschonten Theilen der Stadt. Unter den Juden erschienen aber wieder die Christen als die schlimmsten und durch die stets wachsende Zahl ihrer Anhänger gefährlichsten. Indem man sie büßen ließ, hatte man zugleich den Vortheil, sich ihrer zu entledigen. Möglich auch, daß die christenfeindlichen Juden den Verdacht von sich ab auf diese ihnen zumeist Verhaßten zu wälzen wußten. Ob etwa die Judenfreundin Poppäa Sabina, Nero's Gemahlin, ihre Hand im Spiele gehabt hat, muß dahinstehen. Nachrichten haben wir darüber nicht, und was französische Geschichtschreiber erzählen von einer Intrigue Poppäa's gegen die Geliebte Nero's, Acte, die eine Christin gewesen sein soll, ist ein aus einzelnen, völlig unzulänglichen Andeutungen heraus-

gesponnener Roman. Genug, es wurden Einzelne eingezogen und diese gestanden. Was? und wie? erfahren wir nicht. Vielleicht nur, daß sie Christen seien, wenn auch eine Theilnahme an der Brandstiftung, so waren die das gestanden entweder keine Christen, oder die Folter erpreßte ihrer Schwachheit unwahre Geständnisse. Ueber der Sache liegt in dem Berichte des Tacitus ein Schleier, und dieser Schleier wird nicht erst von dem Geschichtschreiber, sondern bereits von denen, welche die Sache untersuchten, darüber geworfen sein. Der Präfect Tigellinus, der gegen die Octavia, Nero's unschuldige Gattin, die nöthigen Zeugen beizubringen wußte, um sie aller Schandthaten zu überführen, wird auch hier nicht in Verlegenheit gewesen sein. Auf das Zeugniß der zuerst Eingezogenen wurde dann weiter nach Christen gefahndet. Es folgten massenhafte Einkerkerungen und, konnte man die Gefangenen auch nicht der Brandstiftung überführen, so doch, wie Tacitus mit eisiger Kälte berichtet, des allgemeinen Menschenhasses. Das reichte aus; von solchen Leuten durfte man ja das Schlimmste annehmen und sie als Brandstifter behandeln, auch wenn der Beweis dafür nicht zu erbringen war.

So folgte denn ein Mordfest, wie es Rom, das doch an Mord damals reichlich gewöhnt war, noch nicht gesehen. Die angeblich Schuldigen einfach hinzurichten war zu wenig; je grausamer man sie behandelte, desto schuldiger erschienen sie ja. So wandte man die gräßlichsten Martern an und ersann neue Todesarten, sie zu quälen. Die an's Kreuz geschlagen und so im Tode dem Herrn gleich wurden, durften sich noch glücklich schätzen. Andere wurden, in die Felle von wilden Thieren eingenäht, von Hunden zerrissen. Noch andere dienten in der Art, wie wir oben davon gehört, bei Schaustellungen. Wenn Clemens Romanus in seinem Briefe an die Korinther erinnert: „Um Eifers willen wurden die Weiber Danae und Dirke verfolgt und

schreckliche und unheilige Martern erduldend, haben sie den sicheren Lauf des Glaubens vollendet und, obwohl geschändet am Leibe, doch einen ehrlichen Lohn empfangen," so haben wir eine Scene aus dieser Verfolgung vor uns. Christinnen wurden als Danae und Dirke im Schauspiel aufgeführt, und ohne Zweifel geschah derjenigen, welche die Dirke vorstellte, was dieser der Sage nach geschehen sein sollte, wirklich, sie wurde an einen wüthenden Ochsen gebunden zu Tode geschleift. Aber die Krone des ganzen Festes bildete erst der Abend. In Nero's Gärten war das Volk versammelt, glänzende Spiele zu schauen. Rund umher loderten Pechfackeln auf, die Dunkelheit zu erhellen. Es waren Christen, die mit Werg überzogen und mit Pech begossen, an Kienpfähle gebunden, wie Fackeln angezündet wurden und brannten. So schildert sie Juvenal, der dem Schauspiel wohl selbst beigewohnt, wie sie

„leuchten am Kienpfahl,
„Wo mit durchbohrter Brust Aufdampfende stehen und brennen."

Dazwischen fuhr Nero auf seinem Wagen umher als Wagenlenker in phantastischem Aufzuge, und das Volk jubelte vor Lust.

Das ist der Anfang der Christenverfolgungen, gleichsam die flammende Pforte, durch welche die Christen auf den Kampfplatz treten, auf dem sie nun drittehalb Jahrhunderte hindurch für ihren Glauben zu streiten, zu bluten, zu sterben berufen sind. Diese erste Verfolgung ist noch kein aus religiösen oder staatlichen Maximen hervorgegangener planmäßiger Versuch zur Unterdrückung des Christenthums, sondern nur der rohe Ausbruch des Hasses, den sich Nero zu Nutzen macht. Das Heidenthum hat vom Christenthum noch gar nichts begriffen. Dieses erscheint den Heiden nur als ein ganz Fremdes, allem Bestehenden und Hergebrachten völlig Widersprechendes, und die Christen gelten als Menschen, die jedes Menschliche hassend, selbst nichts als Haß verdienen, und gegen die daher Alles

erlaubt ist, gegen die man jede Rücksicht der Menschlichkeit aus den Augen setzen darf. Nun konnten die Christen wissen, was ihrer wartete. Das Heidenthum hat es durch die That öffentlich erklärt, daß das Christenthum nicht zu dulden ist, daß es als etwas Menschenfeindliches, etwas Unmenschliches vernichtet werden muß. Nun konnten aber auch die Heiden wissen, was sie von den Christen zu erwarten hatten. Still duldend lassen diese Alles über sich ergehen. Die Heldenzeit der christlichen Kirche hat begonnen, ein Heldenthum nicht des Handelns, sondern des Leidens, aber eines Leidens, das mächtiger ist, als alles Handeln.

Daß gerade Nero es ist, der grausamste und blutdürstigste aller Kaiser, der den Reigen der Christenverfolger eröffnet, ist gewiß bezeichnend. Es begreift sich, weßhalb die Vertheidiger des Christenthums später oft darauf zurückgewiesen haben, daß ein Nero die Verfolgung begonnen, und ebenso, wie die Sage aufkommen konnte, Nero sei der Antichrist und werde als solcher am Ende der Tage wiederkommen. In der That, hier steht Christenthum und Antichristenthum so schroff einander gegenüber, wie es erst am Ende der Zeiten wieder einander entgegentreten wird. Da sehen wir die Christengemeinde noch in ihrer ursprünglichen Einfalt und Reinheit, noch von Aposteln geleitet (Petrus und Paulus sind wahrscheinlich in dieser Verfolgung auch gefallen), lebendig im Glauben, thätig in der Liebe, bei aller Schwachheit und Gebrechlichkeit, die auch damals nicht fehlt, doch in Wahrheit die Heiligen, die der Heiligung nachjagen, in ihrer Bruderliebe alle umfassen, für ihren Glauben Alles zu dulden bereit; und ihnen gegenüber steht ein Kaiser, mit dem Blute so vieler Unschuldiger, mit dem Blute des Bruders, der Gattin, der eigenen Mutter befleckt, in Ausschweifungen und allen Lastern der Wollust taumelnd, ihnen gegenüber ein entartetes Volk, ein Pöbel nur nach Brod und Spielen gierend. Und während

jene, des schändlichsten Verbrechens beschuldigt, unschuldig in Todesqualen sich winden, als Fackeln am Kienpfahl auflodern, prunkt der Kaiser umher schauspielerhaft, eitel, zeigt seine Kunst als Wagenlenker, und ein in Sinnenlust berauschter Pöbel jauchzt ihm zu.

In der Welthauptstadt ist Heidenthum und Christenthum zum ersten Male zusammengestoßen. Der Kampf hat begonnen. Die Art, wie er begonnen, läßt keinen Zweifel darüber zu, auf wessen Seite der Sieg sein wird.

Zweites Kapitel.

Die Christen vor Gericht.

Matth. 10, 17. 18: Sie werden euch überantworten vor ihre Rathhäuser und werden euch geißeln in ihren Schulen. Und man wird euch vor Fürsten und Könige führen um meinetwillen, zum Zeugniß über sie und über die Heiden.

1. Der Trajanische Christenproceß.

So furchtbar die neronische Verfolgung in Rom selbst wüthete, scheint sie sich doch im Wesentlichen auf die Hauptstadt beschränkt zu haben. Damit ist übrigens nicht ausgeschlossen, daß die Art, wie der Kaiser selbst gegen die Bekenner des neuen Glaubens vorging, auch da, wo diese in den Provinzen schon mehr hervortraten, die Aufmerksamkeit auf sie hinlenkte, und hie und da mögen auch die Provinzialbehörden eingeschritten sein. Wenigstens hören wir von einem Märtyrer Antipas in Pergamus, dessen Zeugentod (Offenb. 2, 13) wohl in diese Zeit fällt. Doch wird die Verfolgung unter den folgenden Kaisern nicht fortgesetzt. Erst unter Domitian, von dem Tertullian mit Recht

sagt, er sei ein Stück Nero an Grausamkeit, hören wir wieder von Verfolgungen. In erster Linie trafen diese freilich die Juden. Diese mußten seit der Zerstörung Jerusalems und des Tempels ihre frühere Tempelabgabe, den Didrachmos, an den capitolinischen Jupiter zahlen, und dieser Leibzoll wurde oft mit Härte und Grausamkeit eingetrieben, da manche Juden sich weigerten, dem heidnischen Gott eine Steuer zu entrichten. In die daraus entstehenden Conflicte wurden die Christen, namentlich die Juden-Christen vielfach verwickelt, denn noch immer wußten die Heiden zwischen Juden und Christen nicht bestimmt zu unterscheiden. Außerdem wird erzählt, daß Manche wegen Abfalls von der Staatsreligion zum Judenthum, oder wie die Anklage auch lautet, wegen Gottlosigkeit verurtheilt wurden. Selbst seinen eigenen Vetter Flavius Clemens und dessen Gemahlin Flavia Domitilla verurtheilte der Kaiser. Flavius Clemens wurde kurz nach Ablauf seines Consulatjahres 96 hingerichtet, Flavia Domitilla nach der Insel Pandateria verbannt. Der Geschichtschreiber Sueton nennt den Clemens einen Mann von „verächtlicher Trägheit", und kaum ist zu zweifeln, daß dahinter die Beschuldigung des christlichen Glaubens liegt, da ja, wie wir oben sahen, ihre Abwendung vom öffentlichen Leben den Christen den Vorwurf zuzog, für das öffentliche Wesen unbrauchbar zu sein. Hier stoßen wir zugleich auf die frühesten Spuren, daß das Christenthum auch in den höheren Ständen Boden zu gewinnen anfing. Zum ersten Male scheint auch in den machthabenden Kreisen des Christenthums wegen eine gewisse Besorgniß aufgetaucht zu sein. Hegesippus berichtet, daß Domitian davon gehört habe, in Palästina lebten noch Verwandte Jesu, Nachkommen des Davidischen Königshauses. Er sei darüber erschrocken und habe sie (zwei Enkel des Judas, des Bruders Jesu) vor sich entboten. Als sie ihm aber berichteten, daß sie zusammen nur einen Grundbesitz von 9000 Denaren an Werth

besäßen und diesen selbst bearbeiteten, wie sie durch die vorgezeigten Schwielen an ihren Händen darthaten, als sie ihm auch auf seine Frage nach dem Königreich Christi bezeugten, daß dieses ein Reich nicht von dieser Welt sei und erst am Ende aller Dinge kommen werde, habe der Kaiser sie wieder entlassen, ohne ihnen ein Leids zu thun. Die Verfolgungen gingen übrigens rasch vorüber. Schon Domitian's Nachfolger, Nerva, rief die Verbannten zurück und ließ ihnen, zum Theil aus seinem Privatvermögen, ihr confiscirtes Eigenthum zurückerstatten.

Mit dem Anfange des zweiten Jahrhunderts tritt nun aber eine große Veränderung in der Lage der Christen ein. Auch für heidnische Augen sichtbar, hat sich jetzt die Loslösung des Christenthums vom Judenthum vollzogen.

Durch die Zerstörung Jerusalems ist dem äußerlichen Bestande des jüdischen Volksthums ein Ende gemacht. Der Tempel ist gefallen, die Opfer haben aufgehört. Ohne Tempel, ohne sichtbaren Mittelpunkt, ohne täglichen Opferdienst weiß das Judenthum, das zäheste aller Volksthümer, dennoch seinen Bestand zu wahren, auch nachdem der Aufstand unter Bar Cochba blutig niedergeschlagen, und damit die letzte Hoffnung auf Wiedergewinnung des alten Bestandes zerstört ist. Es consolidirt sich jetzt als das eigentliche Judenthum, wie wir es im Wesentlichen noch heute vor uns sehen. Ohne lokalen Mittelpunkt über die Erde zerstreut, ohne das Band, welches bisher im Tempeldienst gegeben war, wird das Judenthum von nun an nur durch das gemeinsame Gesetz, durch die in dem jetzt gesammelten Talmud begründete Lehreinheit zusammengehalten. Damit vollzieht sich die definitive Scheidung vom Christenthum. Das Talmudische Judenthum hat alle Fäden, die es bisher noch mit dem Christenthum verbanden, abgeschnitten. Von jetzt an erschallt täglich dreimal in den Synagogen der furchtbare Fluch über die Abtrünnigen, die Christen. Uebertritte vom Judenthum zum

Christenthum werden zu seltenen Ausnahmen, während die Heiden in immer größerer Zahl der Kirche zuströmen. Die Reste der Judenchristen verkümmern, gehen in die heidenchristlichen Gemeinden spurlos auf oder werden häretisch und von der Kirche ausgeschieden. Die Kirche findet in der Heidenwelt fast ausschließlich das Feld ihrer Arbeit und Verbreitung. Sie ist ganz heidenchristlich geworden. So war es denn auch nicht mehr möglich, die Christen mit den Juden zu verwechseln. Fortan gelten sie den Heiden als ein genus tertium, wie sie oft genannt werden, als ein Drittes neben Heidenthum und Judenthum.

Damit büßte das Christenthum den Schutz ein, den es bisher als vermeintlich jüdische Secte genossen hatte. Die junge Pflanze stand jetzt frei da, ohne die Hülle, die sie bisher bedeckt, allen Stürmen preisgegeben. Von dem Augenblicke an, da das Christenthum als besondere Religion erkannt war, war es auch eine unerlaubte Religion und wurde von den strengen römischen Gesetzen über unerlaubte Verbindungen getroffen. Uebte diese Veränderung nicht sofort ihre volle Wirkung aus, so lag der Grund nur darin, daß der Staat bis dahin noch nicht ausgesprochener Maßen seine Stellung zu der neuen Religion genommen hatte, und so das Verfahren noch ganz in der Willkür der einzelnen Statthalter lag, von denen Einzelne bereits mit Processen gegen die Christen vorgingen, während andere durch die Finger sahen. Das Verfahren war je nach der persönlichen Neigung des Richters bald strenger, bald milder. Eine allgemeine Ordnung fehlte noch. Eine solche zu erlassen, war man aber bald genöthigt. Das Christenthum, bis dahin ziemlich unbekannt, trat täglich mehr hervor. In einzelnen Provinzen war der Abfall von der Staatsreligion schon so sichtlich, daß die Tempel verödeten und das Opferfleisch keine Käufer mehr fand. Unter Trajans Regierung wachte auch hie und da

bereits die Volkswuth gegen die Christen auf. Von ihren Priestern angestachelt oder durch irgend ein besonderes Ereigniß fanatisirt, drängte die Masse auf strengere Justiz gegen die verhaßten Menschen, oder drohte diese selbst in die Hand zu nehmen. Das durfte man nicht dulden und so war man genöthigt, Ordnung in das Verfahren zu bringen.

Den nächsten Anlaß dazu bot ein Bericht, den der Statthalter von Bithynien, Plinius der Jüngere, im Jahre 104 oder 111 (das Jahr läßt sich nicht ganz sicher angeben) an den Kaiser richtete. Als Plinius in die Provinz kam, war er in großer Verlegenheit, was er mit den gerade dort sehr zahlreichen Christen anfangen sollte. Menschen jedes Alters, jedes Geschlechts, jedes Standes erschienen vor seinem Richterstuhle. Sollte er auf Alter, Geschlecht und Stand Rücksichten nehmen, oder alle gleich behandeln? Sollte er einem Reuigen Verzeihung angedeihen lassen? oder sollte es Einem, der einmal Christ gewesen war, nichts helfen, wenn er seinem Glauben entsagte? Genügte, die Verurtheilung zu begründen, der bloße Christenname, die bloße Thatsache, daß Jemand Christ war, auch wenn ihm keine Verbrechen nachgewiesen werden konnten, oder sollten nur die mit dem Namen etwa verbundenen Verbrechen bestraft werden? Einstweilen verfuhr Plinius so, daß er die Angeklagten fragte, ob sie Christen seien? Gestanden sie das, so fragte er zum zweiten und dritten Male, indem er dabei mit der Todesstrafe drohte. Blieben sie hartnäckig, so ließ er sie hinrichten, denn es schien ihm, wie es sonst auch mit ihnen sich verhalten mochte, schon die Hartnäckigkeit an sich Strafe zu verdienen. Bald kamen aber noch andere Fälle und machten ihn noch verlegener. Es wurden anonyme Anklageschriften gegen Christen eingereicht. Sollte er solche annehmen? Diejenigen, welche er einziehen und befragen ließ, leugneten zum Theil, Andere sagten, sie seien Christen gewesen, seien es aber jetzt nicht mehr. Um die Wahr-

heit dieser Aussage zu ergründen, ließ er ein Bild des Kaisers und Götterbilder herbeibringen und befahl den Angeklagten, Weihrauch zu streuen und Christo zu fluchen, denn er hatte vernommen, daß wirkliche Christen dazu durch nichts bewogen werden könnten. Da die Angeklagten der Forderung nachkamen, ließ er sie frei. Das Ergebniß seiner weiteren Nachforschungen, auch was er von einigen auf der Folter befragten Diaconissen über die neue Religion erfuhr, genügte ihm nicht. Er fand nur einen maßlosen Aberglauben; daß sie an einem bestimmten Tage zusammen kämen, Christo als einem Gotte Lieder zu singen, und sich durch einen Eid verpflichteten, nichts Böses zu thun, sondern das Böse, Diebstahl und Ehebruch, zu meiden und keinen zu betrügen. Dann hätten sie die Gewohnheit gehabt, wieder auseinander zu gehen, um Abends zu einem Mahle sich zusammenzufinden, aber zu einem ganz unschuldigen Mahle. Dieses hätten sie jedoch unterlassen, seit die kaiserlichen Verbote wegen nächtlicher Zusammenkünfte bekannt geworden. Offenbar hatten die Christen, um sich ganz gehorsam zu zeigen, die bisher Abends gehaltenen Liebesmahle verlegt. So wußte Plinius nicht, was er thun sollte, denn gehandelt mußte werden, weil der Aberglaube sich wie durch Ansteckung verbreitete und bereits von den Städten auf's Land gedrungen war, andererseits aber doch Hoffnung zu sein schien, wenn man mit Festigkeit Milde verband, und denen, die sich reuig zeigten, Verzeihung angedeihen ließ, den Aberglauben wieder auszurotten.

Der Kaiser billigte in seiner Antwort das bisherige Verfahren des Plinius im Wesentlichen durchaus, und wenn er auch Vorschriften für alle Fälle zu geben ablehnte, so ordnete er doch Folgendes für die Zukunft an: Aufgespürt werden sollen die Christen nicht, aber wenn angeklagt und überwiesen, bestraft werden, aber so, daß Diejenigen, welche Christen zu sein leugnen und dieses dadurch beweisen, daß sie den Göttern opfern, selbst

wenn Verdacht vorliegt, daß sie bisher Christen gewesen, in Anlaß ihrer Reue Verzeihung erlangen. Anonyme Anklageschriften sollen jedoch gar nicht angenommen werden, denn, schließt Trajan, das gäbe ein schlechtes Beispiel und paßte nicht für das Jahrhundert.

Diese kaiserliche Verfügung wird von jetzt an für das Verfahren gegen die Christen maßgebend und bleibt es länger als ein Jahrhundert. Wir werden nicht leugnen können, daß sie, vom Standpunkte des Römers betrachtet, wohl der Gerechtigkeitsliebe und Milde entspricht, die sonst dem Trajan nachgerühmt wird. Das Christenthum erscheint ihm als ein hartnäckiger Widerspruch gegen die Staatsgesetze, und diesen glaubt er nicht ungestraft lassen zu dürfen. Dabei will er dann aber nicht bloß die Formen des Rechts streng gewahrt, sondern auch jede unnöthige Härte und Grausamkeit vermieden wissen. Er behandelt die Christen als Verführte, denen er durch Milde den Weg zur Umkehr bahnen will. Auf diese Weise gibt sich Trajan der Hoffnung hin, es werde gelingen, dem verderblichen Irrthum, wenn auch nicht auf einmal, doch allmälig ein Ende zu machen. Aber so klug das vom Standpunkte des Politikers geurtheilt und gehandelt sein mochte, es war doch ein Irrthum. Die politisch-juridische Betrachtung reichte dieser Sache gegenüber nicht aus. Die Verfügung litt an einem inneren Widerspruch, der mit der Zeit zu Tage kommen und zu weiteren Schritten drängen mußte, und sodann (das ist die Hauptsache) der Kaiser hatte keinen Begriff von der Macht des Glaubens, mit dem er jetzt den Kampf vor seinen Gerichtshöfen eröffnete.

Schon die Apologeten haben es nicht unterlassen, den Widerspruch, der in dem nun geordneten gerichtlichen Verfahren lag, aufzudecken. Oder war es nicht ein Widerspruch, daß Diejenigen, welche sich als Christen bekannten, bestraft, Diejenigen aber, welche zwar Christen gewesen waren, aber ihren Christen-

glauben durch Opfern verleugneten, ungestraft freigelassen werden sollten? War es ein Verbrechen, Christ zu sein, so war es doch auch ein Verbrechen, Christ gewesen zu sein. Würde man denn etwa einen Dieb auf das Versprechen hin, nicht mehr stehlen zu wollen, frei lassen? War es nicht ein Widerspruch, daß Diejenigen, welche als Christen angezeigt wurden, bestraft werden sollten, aber aufspüren sollte man die Christen nicht? War das bloße Christsein etwas Ungesetzliches, etwas Staatsgefährliches, so konnte dieses damit von oben her angeordnete Ignoriren unmöglich lange Bestand haben. Mit innerlicher Nothwendigkeit mußte man dazu fortgetrieben werden, die ungesetzliche und staatsgefährliche Religion mit allen Mitteln zu unterdrücken.

Auf Unterdrückung war es ja freilich bei den von Trajan angeordneten Maßregeln auch abgesehen. Aber man hoffte eben noch mit milderen Maßregeln auszukommen. Man kannte die Macht des Glaubens nicht. Da Einzelne zur Verleugnung bereit gewesen waren, dachte man die Mehrzahl ebenso dazu bewegen zu können, die wenigen Hartnäckigen aber mit Strenge aus dem Wege zu räumen. Die Rechnung war falsch, weil man den Opfermuth der Christen nicht mit in Ansatz gebracht hatte, weil man nicht wußte, daß das Blut der Märtyrer die Saat der Kirche ist.

Trotz der Milde des Decrets war die Lage der Christen eine schwierige. Zwar massenhafte Hinrichtungen kamen nicht vor. Was die Legende davon erzählt, ist eben Legende, die in diese Zeit überträgt, was erst einer späteren angehört. Wir haben sogar Ursache anzunehmen, daß die Zahl derer, die in diesen Zeiten für den Glauben starben, eine verhältnißmäßig geringe war. Aber das Schwert hing, so zu sagen, jeden Augenblick über ihrem Haupte. Verbergen konnten sie ihren Glauben ohne Verleugnung nicht. Jeder Schritt forderte ein Bekenntniß, und aus jedem Bekenntniß konnte für sie eine Anklage erwach-

sen. Es brauchte sich nur Jemand zu finden, der aus religiösem Eifer oder auch um einer Privatrache zu genügen, sie anzeigte, so konnte ihnen der Proceß gemacht werden. Es werden uns Beispiele erzählt, daß das Verhalten der Christen den Götterbildern gegenüber oder bei öffentlichen Festen Ursache zu Anklagen bot, daß Arbeiter ihre Mitarbeiter, daß Männer ihre Frauen anklagten. Eine heidnische Frau hatte sich bekehrt und entsagte als Christin ihrem früheren üppigen Leben. Nachdem sie vergebens versucht, ihren Mann für den Glauben zu gewinnen, da dieser vielmehr Alles aufbot, sie in sein gottloses Leben mit hineinzuziehen, blieb ihr nichts übrig, als sich von ihm zu sondern. Da ging der Mann hin und verklagte sie als Christin. Sie bekannte und litt für ihren Glauben. Wohlgesinnte Statthalter gingen bis an die äußerste Grenze der Milde, aber bestimmten Anklagen gegenüber konnten auch sie nicht anders, als nach den bestehenden Gesetzen verfahren; und hatten die Christen eine Zeit lang Ruhe gehabt, so konnte jeder Tag einen anders gesinnten Statthalter bringen, der mit der äußersten Strenge verfuhr. An verschiedenen Orten erwachte auch die Wuth des Volkes gegen die Christen. Bei ihren Götterfesten, bei den Spielen, von Priestern oder umherziehenden Goeten angestachelt, von sinnlicher Lust berauscht, forderten die Heiden den Tod der Christen. Bei großen Unglücksfällen sollten sie es sein, die den Zorn der Götter erregt. Die Christen vor die Löwen! lautete dann der Ruf. Hatte doch das Decret des Kaisers der Volkswuth die Wege gewiesen, während es andererseits dem durch die scheußlichsten Gerüchte genährten Hasse nicht genug that. Es stempelte die Christen zu solchen, die kein Recht hatten, zu existiren, zu Staats- und Götterfeinden, und schwer konnte man dem Volke den Tod dieser Staats- und Götterfeinde verweigern, wenn es denselben ernstlich forderte. Das ist der Zustand unter Trajan und seinen Nachfolgern. Die

Verfolgung flackert bald hier, bald dort auf, bald heftiger, bald minder heftig, bald von strengeren Statthaltern, bald von der Wuth des Volks angeregt, bald mehr in den festen Formen der gerichtlichen Verhandlungen, bald so, daß auf diese das stürmische Drängen des Volks einen bedenklichen Einfluß übte.

Zweierlei läßt sich dabei leicht erkennen. Einmal, daß die Verfolgung das Wachsthum der Kirche nicht aufzuhalten vermochte. Schreckte sie auch Einzelne zurück, gelang es, Schwache abtrünnig zu machen, im Ganzen erwiesen sich die Christen nach Tertullians Ausdruck als ein „allzeit zum Sterben bereites Volk". Von hervorragenden Persönlichkeiten, die den Märtyrertod in dieser Zeit erlitten, werden uns unter Trajan Simeon, Bischof von Jerusalem, und Ignatius, Bischof von Antiochien, genannt. Der erstere noch ein Verwandter Jesu, ein Sohn der Maria, Kleophas Weib (Joh. 19, 25), soll 120 Jahre alt, am Kreuze gestorben, der letztere nach Rom geschickt sein, um dort den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Unter Hadrian starb der Bischof Alexander von Rom, und mit ihm Eventius und Theodulus, ferner Eustachius, ein alter Krieger, mit seinem Weibe Theophista und ihren beiden Söhnen Agapius und Theophistus. Auch von dem Martyrium einer Mutter, ähnlich der makkabäischen, wird uns erzählt. Sie hieß Symphorosa. Ihr Mann Getulius und ihr Bruder Amatius waren schon als Blutzeugen hingerichtet, da wurde ihr und ihren sieben Söhnen die Wahl gestellt zu opfern oder zu sterben. Sie blieb fest und antwortete: „Du glaubst mich durch Schrecken zu bekehren, da ich doch nur den Wunsch hege, mit meinem Manne Getulius, den du um des Namens Christi willen getödtet hast, in Frieden zu ruhen." Sie wurde ertränkt, und dann ihre sieben Söhne nach einander auf verschiedene Art getödtet. In Asien hatte der Proconsul Arrius Antoninus (der nachherige Kaiser Antoninus Pius) schon viele Christen verurtheilt. Da erschienen

eines Tages die Christen in solchen Schaaren vor seinem Tribunal, daß er die Unmöglichkeit einsah, alle zu strafen. Er griff Einzelne heraus, die andern entließ er mit den Worten: „Ihr Elenden, wenn ihr sterben wollt, habt ihr ja Abgründe und Stricke.“ Auch unter Antoninus Pius wurden die Christen hie und da beunruhigt.

Sodann sieht man deutlich, daß dieses processualische Vorgehen gegen die Christen immer weniger genügt. Wie die Zahl der Christen wächst, wächst auch die Wuth des Volkes, und den gutgemeinten Bemühungen einzelner Statthalter und der Kaiser selbst gelingt es nicht, die Verfolgung streng in den Schranken des gerichtlichen Verfahrens zu halten. Von Hadrian besitzen wir ein Rescript an den Proconsul von Asien, in dem er das vorgekommene tumultuarische Verfahren gegen die Christen rügt und einen geregelten Proceß zur Pflicht macht. Wenn die Provinzialen Christen anklagen, sollen sie auch selbst vor dem Tribunal erscheinen und ihre Anklage begründen, bloßen Petitionen und dem Volksgeschrei soll aber nicht nachgegeben werden, damit nicht Unschuldige bestraft und Verläumdern Gelegenheit zu Erpressungen geboten werde. Darnach wurde denn auch von gewissenhaften Statthaltern verfahren. Vespronius Candidus ließ einen Christen frei mit der Bemerkung, es sei ungesetzlich, dem Geschrei der Menge nachzugeben. Ein Anderer, Pudens, verfuhr ebenso, als er aus dem übersandten Protokolle sah, daß der Angeklagte mit tumultuarischen Drohungen überfallen war, und erklärte, ohne einen bestimmten Ankläger könne er den Gesetzen gemäß den Menschen nicht verhören. Aber schon Antoninus Pius mußte neue ähnliche Rescripte erlassen. Namentlich in Griechenland erhob sich eine heftige Verfolgung, in der Publius, der Bischof von Athen, umkam. Dorthin, nach Larrissa und nach Thessalonich, erließ der Kaiser Rescripte, in denen er verbot, in dem Verfahren gegen die Christen Neuerungen einzuführen, der Traja-

nische Proceß solle streng inne gehalten werden. Im Ganzen mag das unter Antoninus Pius auch noch geschehen sein. Die Regierung dieses Kaisers war eine friedliche und glückliche, und besondere Anlässe, die Volkswuth zu reizen, lagen nicht vor. Anders wird das unter Marc Aurel. Hat man mit Recht gesagt, daß unter den Antoninen der Strom der römischen Geschichte noch einmal wie ein stiller friedlicher See erscheint, um dann jäh dem Abgrunde zuzueilen, so spüren wir unter Marc Aurel bereits, daß die Wasser in rascheres Fließen kommen. Wir stehen an einem Abschnitte in der römischen Geschichte, der auch einen Abschnitt in dem Kampfe des Christenthums bezeichnet.

2. Der wachsende Einfluß des Christenthums.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst dessen Lage, so erkennen wir bald, welche Fortschritte es gemacht hat. Zwar die Zahl der Christen auch nur nach ganz ungefährer Schätzung anzugeben, fehlt uns jeder sichere Anhalt. Sie mochte auch in den verschiedenen Gegenden eine sehr verschiedene sein. Im Osten war die Kirche ohne Zweifel weiter fortgeschritten als im Westen. Wird sie doch um diese Zeit in Ostsyrien schon fast zur Volkskirche. Dort zum ersten Male gewinnt das Christenthum einen Thron unter Abgar Bar Manu (152—187), dessen Münzen zuerst das Kreuzeszeichen tragen. Daß die Christen sonst, und je weiter nach Westen zu, desto mehr, noch immer die ganz entschiedene Minorität bilden, braucht nicht erst gesagt zu werden. Aber solch ein kleiner verachteter Haufe aus den unteren ungebildeten Ständen, wie im Anfange des Jahrhunderts, waren sie doch nicht mehr. Bereits zählten sie auch Angesehenere, Reiche, wissenschaftlich Gebildete zu ihren Gliedern. Schon unter Hadrian traten Aristides und Quadratus im Philosophenmantel

zu ihnen über, dann Justin, der die heidnische Philosophie in allen Schulen studirt hatte, der Rhetor Miltiades, der Sachwalter Minucius Felix in Rom, der gelehrte und sprachgewandte Athenagoras, der „in wissenschaftlicher Beziehung hochberühmte" Stoiker Pantänus in Alexandrien. Der Kampf mit dem Heidenthum wird jetzt auch in der Literatur begonnen. Hatte das Christenthum sich bis dahin mehr in der Stille ausgebreitet, hatten seine Anhänger „ein stummes, nur in den Winkeln geschwätziges Volk", wie die Heiden spotteten, die Vertheidigung nur schweigend und duldend geführt, jetzt treten in klassischer Wissenschaft geschulte, der Sprache mächtige Männer auch in Schriften dafür auf. Die ersten apologetischen Versuche fallen unter Hadrian; aus den Zeiten der Antonine besitzen wir bereits eine reiche apologetische Literatur, die uns zeigt, welche Fortschritte auch nach dieser Seite das Christenthum macht. An den frommen Kaiser Antonin und an seinen wahrheitsliebenden Adoptivsohn Marc Aurel wendet sich Justin, um für die „ungerecht Gehaßten und Verfolgten" von der Frömmigkeit und Wahrheitsliebe der Herrscher Gerechtigkeit zu fordern. An den Senat und das ganze Volk der Römer richtet er seine zweite Apologie mit rücksichtsloser Offenheit, obwohl er weiß und vorhersagt, daß es ihm den Tod bringen wird, die gerechte Sache zu vertheidigen. Andere, wie Athenagoras, wenden sich ebenfalls an die Kaiser oder auch unmittelbar (denn auch jene an die Machthaber gerichteten Apologien waren ja zugleich für weitere Kreise bestimmt) an das Publikum, wie Theophilus von Antiochien in seiner Schrift an den Autolycus und Minucius Felix, der erste, der in lateinischer Sprache, in dem schönen Gespräche Octavius, das Christenthum vertheidigt. Hatten jene es mehr auf Umstimmung der Staatsleiter, so diese mehr auf die Bekehrung ihrer heidnischen Leser abgesehen.

Die nächste Aufgabe der Apologeten war, die Vorwürfe zu

widerlegen, welche dem Christenthum gemacht wurden, zu zeigen, daß die Christen weder Atheisten sind, wie man ihnen nachsagte, noch solcher Gräuel schuldig, wie das Gerücht von Thyesteischen Mahlzeiten und Oedipodeischen Vermischungen ihnen andichtete, noch endlich Feinde der Kaiser und des Staates. Dann galt es überhaupt die Vorurtheile zu beseitigen, welche die Heiden gegen den neuen Glauben hegten. Dieses konnte nur dadurch geschehen, daß man die Heiden mit dem neuen Glauben bekannt machte, denn aus Unkenntniß gingen die Vorurtheile ja meist hervor. Deßhalb legen die Apologeten offen dar, welches die Lehren und Grundsätze, die Sitten und Bräuche, welches das ganze sittliche Verhalten der Christen ist. Aus der Erfüllung der Weissagungen, aus der Vortrefflichkeit der christlichen Lehre, aus den Wirkungen des Glaubens im Leben, dem reinen Wandel der Christen, ihrer Liebesthätigkeit, ihrem stillen Dulden und todesmuthigen Sterben suchen sie die Wahrheit des Christenthums darzuthun. Dann aber gehen sie auch zum Angriff über. Die Apologie wird zur Polemik. Die Thorheit des Götzendienstes, die Sittenlosigkeit der Götter, die von liederlichen Künstlern angefertigt, von zuchtlosen Menschen gehütet werden, die Unsittlichkeit der Mythen, aus denen die Lectüre der Heiden besteht, die Unsittlichkeit der Kunst, die auch das Schamlose zur Augenweide hinstellt, die Frucht, die davon im Leben der Heiden sich zeigt, das selbst ein Pfuhl von Unsittlichkeit ist: das Alles wird den Heiden offen und scharf vorgehalten. Aber dabei allein bleiben die Apologeten doch nicht stehen. Sie kennen nicht bloß die vom Christenthum abgewandte, sie kennen auch die dem Christenthum zugewandte Seite des Heidenthums. Nicht die Kluft zwischen Christenthum und Heidenthum möglichst weit und klaffend zu machen ist ihr Streben, sondern das Christenthum dem Heidenthum möglichst nahe zu bringen. Deßhalb suchen sie nach Ahnungen des Christenthums im Heidenthum,

nach Aehnlichkeiten zwischen den Lehren der Weltweisen und denen des Christenthums, nach Typen und Weissagungen auf dieses mitten in der Heidenwelt. Es klingt uns zwar wunderlich, wenn Justin der Märtyrer die Heiden erinnert, daß sie ja die Gestalt des Kreuzes, das sie so verachten, überall vor sich haben, in ihren Werkzeugen, an ihren Fenstern und Thüren, in der aufrechten Gestalt des Menschen, ja sogar in ihren Fahnen und Siegeszeichen; aber selbst in diesem Spiele der Phantasie, durch das Justin den Heiden das Kreuz als etwas längst bekanntes, in Natur und Menschenleben überall typisch Vorgebildetes nahe zu bringen sucht, liegt doch ein tieferer Sinn. Justin geht im Grunde denselben Weg, den St. Paulus in Athen einschlägt, wenn er anknüpfend an die Inschrift des heidnischen Altars „dem unbekannten Gott", den Heiden diesen unbekannten Gott predigt. Und Justin weiß die ursprüngliche Bestimmung des Menschen für das Christenthum, aus der alle jene unbewußten Hindeutungen auf dasselbe im Heidenthum hervorgehen, auch noch anders zu begründen. Es ist die Lehre vom Logos (dem Wort, Joh. 1, 1), die er dabei anwendet. In Christo ist der Logos Fleisch geworden, aber während die Christen so gleichsam den Gesammtlogos haben, den Herrn Jesum Christum, finden sich doch auch in der Heidenwelt Bruchstücke des Logos, Samenkörner des Logos zerstreut. Auch da in der Heidenwelt ist der Logos thätig gewesen in den Weisen, in den Dichtern, in den Gesetzgebern. Daher die Anklänge an die christliche Wahrheit in den heidnischen Schriften und Dichtungen, daher das mancherlei Treffliche in der heidnischen Gesetzgebung. Auch die großen Männer der Heiden, ihre Tugendhelden, sind, was sie sind, durch den Logos geworden. Das alles ist gleichsam ein Stück Christenthum im Heidenthum, und die Heiden sollen dadurch gelockt werden, die Fülle im Christenthum selbst zu ergreifen. Noch bestimmter sieht der Brief an den Diognet in der Zeit des

Heidenthums eine Vorbereitungszeit für das Christenthum. Indem er die Frage beantwortet, die von den Heiden oft aufgeworfen wurde, weßhalb denn Gott seinen Sohn so spät gesendet habe, führt er aus, daß die Welt erst für diese Sendung reif werden mußte. Freilich auch solche Apologeten finden wir, deren Apologie so gut wie ganz in Polemik aufgeht, wie Tatian, der im Heidenthum nur Thorheit und Schlechtigkeit sieht, der an allen seinen Werken nichts Gutes läßt; aber sie sind doch Ausnahmen. Im Ganzen und Großen klingt durch die ganze Apologetik der Zeit der Ton gewinnender Liebe durch, der seinen schönsten Ausdruck in dem oft erwähnten herrlichen Briefe an den Diognet findet. Die Apologeten wollen nicht abstoßen, sondern heranziehen, und benutzen dazu jeden Anknüpfungspunkt, den sie im Heidenthum, den sie in der Seele der Heiden finden können. Galt den Heiden das Christenthum als etwas aller wahren Humanität widerstrebendes, sie zeigen, daß es das eigentlich wahrhaft menschliche ist, denn wie Tertullian es etwas später so schön ausgesprochen hat, „die menschliche Seele ist von Natur eine Christin."

Es wäre von großem Interesse zu wissen, welchen Eindruck diese Apologien auf die Heiden gemacht haben. Wir müssen darauf verzichten; eine directe Spur davon findet sich nirgend. Selbst Celsus, zu dessen Zeit doch schon eine Reihe von apologetischen Schriften existirte, nimmt darauf so wenig Rücksicht, daß man nicht einmal sagen kann, ob er sie gelesen hat. Aber das ist klar, ignoriren ließ sich eine Religion, die so auf den Kampfplatz trat, nicht mehr. Mit dem Ignoriren ist es jetzt auch für immer vorbei. Hatten noch in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die gebildeten Heiden es für unter ihrer Würde gehalten, sich um den barbarischen Aberglauben zu kümmern, jetzt ist das anders. In Rom disputirt der Philosoph Crescenz mit Justin über den christlichen Glauben, freilich, um dann,

als er diesen mit Gründen nicht zu widerlegen vermag, sofort zur Denunciation zu greifen, und seinen Gegner durch das Todesurtheil des Richters zu widerlegen. Der Rhetor Fronto, der Lehrer des Kaisers Marc Aurel, einer der gefeiertsten Männer der Zeit, den Zeitgenossen der unübertroffene, mit Cicero um den Vorrang streitende Meister der Beredtsamkeit, hält es für nöthig, seine Kunst auch zu einem Angriff auf das Christenthum zu verwenden. Es ist die erste heidnische Gegenschrift, von der wir hören, die aber bald durch die viel umfassendere, auf wirklichem Studium des Christenthums ruhende Schrift des Celsus in Schatten gestellt wird. Lucian, der vielgelesene Spötter, spottet auch über das Christenthum, und selbst der Kaiser kann nicht umhin, es gelegentlich in seinen Monologen zu erwähnen. Sind die Urtheile auch alle ungünstig, zum Theil stark gehässig, davon geben sie doch Zeugniß, daß das Christenthum anfängt, eine spürbare Macht zu werden in dem geistigen Leben der Zeit.

Unmöglich konnten Gemeinden, wie die damaligen Christengemeinden mit einer solchen Fülle des Lebens, solcher Energie des Glaubens und der Liebe mitten in der Heidenwelt bestehen, ohne auch über ihren Kreis hinaus, ohne auch auf die Anschauungen und das Leben derer, die Heiden blieben, einen Einfluß zu üben. Es bildete sich so zu sagen um die Gemeinde her eine christliche Atmosphäre, die tiefer und tiefer in die heidnische Atmosphäre eindrang, so daß man auch da allmälig anfing, christliche Luft zu athmen. Aber so sicher dieser Proceß vorhanden ist, so schwer ist es zu sagen, welche Fortschritte er gemacht hat. Er ist zu sehr geistiger Natur, um ihn messen und bestimmt behaupten zu können, diese oder jene Umwandlung in der Heidenwelt ist bereits unter dem Einflusse des Christenthums vor sich gegangen. Aeußerlich ist überhaupt noch nichts davon zu bemerken. Selbst einige Jahrzehnte später, zu Ter=

tullians Zeit, tragen die Städte noch ganz ihre alte heidnische Physiognomie, Götzenbilder sieht man noch überall auf Plätzen und Straßen, in den Läden und an den Häusern. Aber diese äußerliche Christianisirung konnte auch erst eintreten, nachdem das Christenthum die herrschende Macht geworden war. Dagegen stoßen wir bereits jetzt in der Heidenwelt auf eine Reihe von Erscheinungen, die dem antiken heidnischen Geiste fremd, dagegen dem christlichen Geiste auffallend verwandt sind.

Wir sahen, daß der Mensch als Mensch in der alten Welt nichts gilt. Nur der freie Bürger hat ein Recht; Weiber, Kinder, Sclaven sind rechtlos. Jetzt wird das allmälig anders, es vollzieht sich eine merkwürdige Umwandlung auch in der Gesetzgebung. Die Rechte der Frauen treten stärker hervor, sowohl auf dem Gebiete des ehelichen Güterrechts als sonst. Auch der Mann kann jetzt von der Frau wegen Ehebruchs belangt werden, nicht mehr bloß die Frau vom Manne. Die väterliche Gewalt, die nach antiker Anschauung unumschränkt war, erleidet in steigendem Maße Beschränkungen. Ausgesetzte Kinder durften nach älterem Rechte von demjenigen, der sie aufzog, als Sclaven behandelt werden. Trajan verordnet, daß sie frei sein sollen; Alexander Severus gibt dem Vater das Recht, sein Kind zu reclamiren, vorbehältlich einer Entschädigung für die aufgewandten Kosten. Die Pflicht der Eltern, ihre Kinder aufzuziehen, wird anerkannt und betont. Das nützte aber nichts, wenn man den Armen nicht zu Hülfe kam, damit sie nicht mit Unvermögen sich zu entschuldigen im Stande waren. So fängt man denn an (dem antiken Heidenthum etwas ganz Fremdes), für die armen Kinder zu sorgen. Dieses merkwürdige Institut, von dem man wohl sagen kann, daß es in der alten Welt einzig dasteht, datirt von Nerva und wird besonders von Trajan ausgebildet. In Rom ließ der Kaiser 5000 Kinder ernähren und erziehen, eine bedeutende Zahl in andern italienischen Städten,

ebenso in Afrika. Aus erhaltenen Monumenten gewinnen wir eine genauere Vorstellung dieser Einrichtung. Der Stadt Veleja bei Placentia hatte der Kaiser Geld zur Verbesserung von Grundstücken vorgeschossen. Dafür wurde den Grundstücken eine Rente von 25,000 Sesterzien (ca. 2600 Thlr.) auferlegt. Von dieser Summe sollten 245 eheliche Knaben monatlich jeder 16 S. (jährlich 9 Thlr. 10 Sgr.), 34 eheliche Mädchen jedes 12 S. (jährlich ca. 7 Thlr.) erhalten, auch zwei uneheliche Kinder ernährt werden. Daß die Zahl der Knaben so stark überwiegt, zeigt freilich, daß man auch politische Zwecke im Auge hatte, aber rein politisch ist das nicht mehr. Auch Privatpersonen gründen ähnliche Anstalten. Plinius d. J. dotirt eine solche in Come mit 3000 S. jährlich. In Terracina unterhielt eine reiche Dame 100 arme Kinder. Hadrian vermehrte die Stiftungen, die Antonine erhielten sie, Marc Aurel dehnte sie namentlich in weiterem Maße auf Mädchen aus. Bei Gelegenheit der Vermählung seiner Tochter mit Lucius Verus, auch zu Ehren des Gedächtnisses seiner Gemahlin Faustina gründete er Stiftungen für Mädchen.

Nicht minder fängt jetzt das Gesetz an, die Sclaven in Schutz zu nehmen. Hadrian verbietet, Sclaven zu tödten; sie sollen vor Gericht gestellt und, wenn sie schuldig sind, verurtheilt werden. Er verbietet, Sclaven und Sclavinnen zu unehrbaren Gewerben zu verkaufen. Die Ergastula werden aufgehoben, und das Gesetz, das noch unter Nero so vielen Unschuldigen den Tod gebracht, wonach, wenn der Herr ermordet und der Thäter nicht gefunden wird, alle Sclaven, die mit ihm unter einem Dache gewesen sind, sterben müssen, dahin beschränkt, daß nur die hingerichtet werden sollen, die ihm so nahe gewesen sind, daß sie hätten Zeugen der That sein können. Sclaven können jetzt auch in gewissen Fällen als Zeugen zugelassen werden; sie dürfen ihr Eigenthum verwenden, um sich loszukaufen; öffent-

liche Sclaven dürfen über die Hälfte ihres Nachlasses durch Testament verfügen. Das Alles ist etwas Neues, und wenn wir uns entsinnen, wie Plato und Aristoteles und noch Cicero über die Sclaverei denken, wie ganz anders klingen dann die Worte des großen Rechtsgelehrten Ulpian aus der Zeit der Antonine: „Nach natürlichem Rechte werden alle Menschen frei geboren; was das bürgerliche Recht anlangt, so werden zwar die Sclaven für nichts geachtet, nicht aber auch nach natürlichem Rechte, denn was das natürliche Recht anlangt, sind alle Menschen gleich." Aehnliche Aussprüche über die Gleichheit aller Menschen, daß alle Brüder sind, alle Mitbürger, begegnen uns damals oft. Sie fangen an, Gemeingut zu werden, und Niemand hat sie bestimmter ausgesprochen, als gerade der Kaiser Marc Aurel. „Haben wir den Geist mit einander gemein," sagt er einmal in seinen Selbstgesprächen, „so haben wir auch die Vernunft mit einander gemein, die uns zu vernünftigen Wesen macht. Wenn diese, so ist uns auch der Verstand gemein, der lehrt, was zu thun und zu lassen ist, und dann haben wir auch ein gemeinsames Gesetz. Wenn aber das, so sind wir unter einander Mitbürger und die ganze Welt ist gleichsam ein Staat." Antik ist das Alles nicht mehr, ob es aber bereits aus christlichen Quellen geflossen ist, wer will das sagen? An einen bewußten Einfluß des Christenthums oder gar an eine absichtliche Nachahmung ist gewiß nicht zu denken, aber ich wüßte nicht, was der Annahme entgegenstände, daß hier nicht bloß eine natürliche, dem Christenthum entgegenkommende Entwickelung der heidnischen Denkweise vorliegt, sondern daß diese Entwickelung sich auch bereits unter dem stillen unmeßbaren und unberechenbaren und doch thatsächlich vorhandenen Einflusse des Christenthums vollzieht.

Aber selbst wenn Jemand geneigt sein sollte, jeden spürbaren Einfluß des Christenthums auf die heidnische Denkweise

für diese Zeit noch zu leugnen, an Symptomen, welche Macht das Christenthum schon geworden ist, fehlt es auch sonst nicht. Zum ersten Male durchzittert die Heidenwelt eine Besorgniß, dieses bisher so gründlich verachtete Christenthum könnte zur Herrschaft kommen. Man braucht nur den Celsus zu lesen, um die Angst herauszufühlen, mit welcher dieser bereits auf die von ihm oft erwähnten Massen der Christen sieht. Er denkt sich geradezu die Möglichkeit, daß diese zur Herrschaft kommen, und sieht dann nichts vor sich, als eine fürchterliche Katastrophe, in der das Reich untergeht. Diese im Heidenthum selbst aufwachende Besorgniß, das dunkle Gefühl, bereits unter dem Banne der neuen Glaubensmacht zu stehen, ist es auch, was jetzt die Wuth des Volkes gegen die Christen auf's Höchste anstachelt. Große Unglücksfälle suchten unter Marc Aurel das Reich heim. Im Osten überschritten die Parther verwüstend die Gränzen. Als es gelungen war, sie zurückzuwerfen und sogar das von Hadrian aufgegebene Mesopotamien wieder zu erobern, brachte das Heer aus dem Orient eine furchtbare Pest mit, die das ganze Reich durchzog, Unzählige hinraffte und ganze Ortschaften verödete. Dazu kam eine nicht minder furchtbare Hungersnoth, und schon war Kraft und Muth des Volkes durch diese beiden vereinigten Plagen geschwächt, da brach in den Donauländern der Markomannenkrieg aus, einer der schwersten Kriege, den Rom geführt. Es sind die ersten Wogen der Völkerwanderung, die Unheil verkündend an die Gränzen des Reiches schlagen. In dieser Zeit der Noth suchten die Heiden Hülfe bei ihren Göttern, der Kaiser selbst ordnete Sühnungen und Opfer an. Das fanatisch aufgeregte Volk sah in den Unglücksfällen den Zorn der Götter, und diesen Zorn sollten die Christen verschuldet haben. Eifriger als je wurden die Gerüchte von den Gräueln der Christen verbreitet, die eine scheinbare Bestätigung in hie und da durch die Folter erpreßten Geständnissen fanden, und

die auch bei einem Manne, wie Fronto, den Hauptgegenstand der Anklage bilden. Solche gottlose Menschen mußten ausgerottet werden, um den Zorn der Götter zu sühnen.

Dem gegenüber wandten sich die Christen an die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers. Was sie bitten und fordern, ist noch nicht eigentlich Anerkennung, noch nicht völlige Religionsfreiheit. Dieser Gedanke liegt noch im Hintergrunde und tritt erst bei den Apologeten des dritten Jahrhunderts klar hervor. Sie bitten nur, daß die Gerechtigkeit des Kaisers den ungerechten Verfolgungen und Verurtheilungen ein Ende mache. „Im Namen der ungerecht Gehaßten und Mißhandelten überreiche ich, Justinus, Einer von ihnen, diese Rede und Bittschrift. Ihr hört euch allenthalben die Frommen nennen und die Philosophen, die Wächter der Gerechtigkeit und die Liebhaber der Lehre, ob ihr's aber wirklich seid, wird sich zeigen. Denn ich bin nicht gekommen, euch durch diese Schrift zu schmeicheln oder nach Gunst zu reden, sondern zu bitten, daß ihr uns nach den Regeln einer gewissenhaften und wohl unterrichteten Gerechtigkeit beurtheilt und nicht nach bloßem Vorurtheil, noch aus Menschengefälligkeit, noch in unüberlegtem Eifer, noch unter dem Einfluß der Verleumdung. Wenn ihr das thätet, würdet ihr gegen euch selbst ein Urtheil fällen. Denn wir glauben, daß wir von Niemand Uebels erleiden können, wenn wir nicht eines Verbrechens wegen verurtheilt werden. Ihr könnt uns zwar tödten, aber niemals schaden. Diese Bitte wird Niemand für unvernünftig oder verwegen halten. Wir bitten, daß man die gegen uns gerichtete Anklage prüfe und, wenn es sich so verhält, strafe wie es billig ist. Wenn man uns aber keiner Sache überführen kann, so verbietet die gesunde Vernunft, daß ihr Unschuldigen eines bösen Gerüchtes wegen Unrecht thut oder vielmehr euch selbst, die ihr dann billig für solche gelten würdet, die nicht gerecht, sondern leidenschaftlich handeln." Die Bitte war doch eine

begründete, und zu sehr waren die Christen von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, daß sie nicht von einem Kaiser wie Marc Aurel hätten Gerechtigkeit erwarten sollen. Sie täuschten sich; unter Marc Aurel gerade wurde die Verfolgung heftiger als je. Sie baten um Frieden, und der Kaiser konnte gar nicht anders, nach seiner persönlichen Stellung sowohl wie nach der Lage des Reichs, als ihnen mit Krieg antworten.

3. Die Verfolgung unter Marc Aurel.

Marc Aurel ist einer der trefflichsten Kaiser, die den römischen Thron eingenommen haben. Ein großer Ernst, eine an's Peinliche gränzende Gewissenhaftigkeit sind die Grundzüge seines Charakters. Er ist Kaiser aus Pflicht, weil ihn die Götter auf den Posten gestellt haben, und er ihn daher auszufüllen hat. Die Kaiserwürde ist ihm ein Amt, das er zu versehen hat und das er ohne Lohn versieht, denn seine eigenen Bedürfnisse bestritt er aus seiner Privatkasse. In allen Wechselfällen des Lebens, und er hat viel durchgemacht, sich die Seelenruhe bewahren, aufrichtig gegen sich selbst sein, gerecht und mild gegen Andere, in allen Dingen Maß halten und der Stimme des Gewissens folgen, unbekümmert um der Menschen Lob und Tadel, das sind die Forderungen, die er an sich selbst stellt. Bis an sein Lebensende hat er an seiner eigenen sittlichen Veredelung gearbeitet. Seine Selbstbetrachtungen, zwölf Bücher „an sich selbst", eine Art Tagebuch, das er zum Theil unter den Unruhen des Krieges geschrieben „im Lande der Quaden", gibt davon Zeugniß. Er stellt in ihnen ein hohes Ideal auf, und man muß ihm nachsagen, daß er diesem Ideal ernstlich nachgestrebt hat. Der Mensch ist ihm ein zur gemeinnützigen Thätigkeit geschaffenes Wesen und hat die Verpflichtung, unermüdlich

für das Wohl seiner Mitmenschen thätig zu sein, ohne Rücksicht auf Dank und Lohn. „Wenn du eine Wohlthat erzeigt hast und der Andere sie empfangen hat, warum suchst du noch ein Drittes, den Ruhm bei den Menschen und den Dank des Empfängers? Ist es dir nicht genug, daß du nach der Vorschrift der Vernunft gehandelt hast und verlangst du noch einen Lohn dafür? Das ist, als ob das Auge eine Belohnung dafür fordern wollte, daß es sieht, und der Fuß dafür, daß er geht.“ Alle Menschen, betonte er oft, sind Brüder, auch die schlechten Menschen sind nur Irrende, die gegen ihr besseres Selbst handeln. „Die Menschen sind für einander gemacht, bessere sie also oder dulde sie.“ Und gerade dieser Kaiser, der auch die schlechten Menschen noch als irrende Brüder getragen wissen will, dessen Gerechtigkeitspflege so peinlich gewissenhaft war, daß er ganze Tage mit der Untersuchung eines Rechtsfalls zubringen konnte, um nur ja nicht Jemandem Unrecht zu thun, der mußte einer der entschiedensten Verfolger der Christen werden, also den besten Menschen das größte Unrecht thun.

Marc Aurel ist Stoiker, und wenn dem ganzen Alterthum schon die Tugend der Demuth fremd ist, so kann man von der stoischen Philosophie geradezu sagen, sie lebt von Hochmuth. Des Kaisers Religion ist ein fatalistischer Pantheismus. Die Natur ist sein Gott. „Was mit dir harmonirt, o Welt, das harmonirt auch mit mir. Was dir rechtzeitig ist, ist mir weder zu früh, noch zu spät. Alles ist mir Gewinn, was deine Horen bringen, o Natur! Aus dir Alles, in dir Alles, zu dir Alles!“ Stolze Ergebung in die Beschlüsse des Geschicks, darin sucht er seinen Frieden. „Ueberlaß dich ohne Widerstreben den Parzen und laß sie dein Leben mit den Ereignissen spinnen, wie es ihnen gefällt.“ Sein sittliches Ideal glaubt Marc Aurel aus eigener Kraft verwirklichen zu können. Er glaubt an sich selbst und im Grunde nur an sich selbst. „Es genügt, an den Genius zu

glauben, der in uns ist, ihn aufrichtig zu verehren. Der Weise steht in vertrautem Verkehr mit dem, der seinen Tempel in ihm hat." „Denke in jedem Augenblick daran, daß du einen festen Charakter zeigen mußt, wie es sich für einen Mann geziemt. Beweise dich gegenüber der Leitung des Gottes, der in dir ist, als ein durch Alter gereiftes Wesen, als ein Römer, als ein Kaiser, als ein Soldat auf seinem Posten, der das Signal der Trompete erwartet." Deutlich genug hört man auch das Pharisäische: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute! durchklingen. „Denke daran," spricht er einmal sich selbst zu, „daß dein Leben vollendet ist, daß du dein Werk vollbracht hast. Denke an so viele schöne Stunden, die du gesehen, an so viele Freuden und Schmerzen, die du verachtet, an so viele Ehren, die du verschmäht, an so viele Undankbare, die du mit Wohlwollen behandelt hast."

Einen Mann, der so stand, konnte das Wort vom Kreuz, das Evangelium von der Gnade für die Sünder nur abstoßen. Marc Aurel ist viel zu sehr ein Knecht seiner philosophischen Theorien, viel zu sehr in dem Dünkel der Schule befangen, als daß er ein Ohr hätte haben können für die kunstlose Predigt des Heils. Er ist viel zu kalt und stolz, um von der Glaubensfreudigkeit der Christen einen anderen Eindruck zu gewinnen, als den der Schwärmerei. So äußert er sich auch in seinen Selbstbetrachtungen über das Christenthum. „Die Seele," sagt er, „soll bereit sein, wenn sie den Körper verlassen muß, entweder zu verlöschen oder aufgelöst zu werden oder noch eine Zeitlang mit dem Körper fortzudauern. Diese Bereitwilligkeit muß aber das Ergebniß freien Urtheils sein und nicht einer bloßen Hartnäckigkeit wie bei den Christen. Man muß Ueberlegung und Würde anwenden, so daß man Andere überzeugt ohne Gepränge." Wie hoch dünkt sich da der Kaiser über die christlichen Märtyrer erhaben. Was sie in den Tod trieb, dafür

hatte er keinen Sinn. Wird er doch auch schwerlich mehr von dem Christenthum gewußt haben, als was ihm das Gerücht zutrug, und was ihm etwa sein Lehrer und Freund Fronto davon sagte.

Aber auch ganz abgesehen von persönlichen Sympathien oder Antipathien, mußten seine politischen Anschauungen und Strebungen ihn zum Feind des Christenthums machen. Der Staat ist ihm Alles. „Das Ziel der vernünftigen Wesen," sagte er, „ist sich der Vernunft, dem Gesetze des Staats und der Staatsregierung zu unterwerfen." „Was dem Bienenschwarm nichts nützt, nützt auch der Biene nichts." Es ist ein Gesetz des Universums, den Theil dem Ganzen zu opfern, so auch im Staate. Die die Einheit der Bürger zerstören, sind ihm Aufrührer. Darnach konnte er auch in den Christen nur Aufrührer sehen. Von dem Gewissen des Einzelnen und was das fordert, hat der Kaiser keine Ahnung. Er ist Römer. Herstellung der Römertugend und dadurch des römischen Staates, das ist sein Grundgedanke. „Zu jeder Stunde denke daran, Alles was du unter Händen hast, als ein Römer zu thun!" ruft er sich selbst zu. So ist ihm denn auch das Christenthum nur unrömischer Aberglaube, der weggethan werden muß, um dem ächten römischen Geiste wieder Raum zu machen.

In den ersten Jahren der Regierung Marc Aurel's ist die Lage der Christen noch die alte. Die trajanischen Vorschriften sind für das Verfahren gegen sie noch maßgebend, nur daß die mancherlei Unglücksfälle, die das Reich trafen, den Fanatismus der Heiden stärker anstachelten, und die Behörden den Forderungen des Volkes weniger Widerstand entgegensetzten. Besonders heftig entbrannte die Verfolgung in Kleinasien. In ihr starb auch der letzte Apostelschüler, Polycarp, den Märtyrertod. Schon hatte der Proconsul, dem Volksgeschrei nachgebend, eine Anzahl Christen qualvoll hinrichten, den wilden Thieren vorwerfen oder

auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, da forderte das im Amphitheater versammelte Volk auch den Tod des Polycarp. „Hinweg mit den Gottlosen! Laß den Polycarp aufsuchen!“ so bestürmte es den Proconsul. Polycarp hatte sich auf ein Landgut in der Nähe der Stadt zurückgezogen, und als er dort gesucht wurde, entfloh er nochmals auf ein anderes; jedoch hatte man zwei Sclaven gefangen genommen, von denen der eine auf der Folter den Aufenthalt des Bischofs verrieth. Als nun die Soldaten, die zu seiner Gefangennehmung ausgesandt waren, sich dem Landhause näherten, befand sich Polycarp in dem oberen Stockwerk des Hauses und hätte von da leicht auf das Dach des Nachbarhauses flüchten können. Er weigerte sich aber, als ihm das gerathen wurde. „Es ist genug! Des Herrn Wille geschehe!“ antwortete er und stieg ruhig herab, sich den Soldaten zu überliefern. Nur bat er noch um eine Stunde zum Gebet. Aber zwei Stunden riß ihn die Andacht hin, so daß die Heiden selbst davon gerührt wurden.

Dann wurde der greise Bischof auf einem Esel in die Stadt gebracht. Unterwegens begegnete ihm der Polizeimeister, nahm ihn in seinen Wagen und redete ihm freundlich zu. „Was ist es doch böses zu sagen: Der Kaiser unser Herr! und zu opfern?“ Polycarp schwieg erst; als sie in ihn drangen, antwortete er ruhig: „Ich werde nicht thun, was ihr rathet.“ Mit Schimpfreden warfen sie ihn jetzt so heftig aus dem Wagen, daß er sich das Schienbein verletzte, aber freudig, als ob ihm nichts geschehen wäre, ging er weiter. Im Circus erwartete ihn der Proconsul, umgeben von einer ungeheuren Volksmenge, die auf die Nachricht, Polycarp sei gefangen, zusammengeströmt war. Der Proconsul erinnerte ihn zuerst an sein hohes Alter, dessen möge er schonen und seine Reue dadurch bezeugen, daß er beim Genius des Kaisers schwöre und einstimme in den Ruf: Hinweg mit den Gottlosen! Mit festem Blick sah der Bischof die tobende

Menge an und, mit der Hand auf sie hinweisend, den Blick nach oben, sprach er: „Ja, hinweg die Gottlosen!“ Nun drang der Proconsul weiter in ihn: „Schwöre und ich lasse dich frei, fluche Christo!“ Da antwortete Polycarp: „Sechs und achtzig Jahre sind's, daß ich ihm diene und er hat mir nichts Böses gethan, wie könnte ich ihm fluchen, meinem Könige, meinem Heilande?“ Als der Proconsul dennoch fortfuhr, in ihn zu dringen: „Schwöre beim Genius des Kaisers!“ erwiderte Polycarp: „Wenn du darin deine Ehre suchst, mich zu bewegen, daß ich beim Genius des Kaisers, wie du sagst, schwören soll, so scheinst du nicht zu wissen, wer ich bin. Höre es denn: Ich bin ein Christ!“ Damit war das entscheidende Wort ausgesprochen und das Verfahren eigentlich am Ende. Dennoch versuchte der Proconsul noch ihn zu retten, er möge nur das Volk überreden, von der Forderung abzustehen. Das lehnte Polycarp aber ab. „Dir war ich Antwort schuldig, denn wir sind gelehrt, der von Gott geordneten Obrigkeit die ihr gebührende Ehre zu geben, jene aber achte ich nicht werth, ihnen Rechenschaft abzulegen.“ Umsonst drohte der Proconsul jetzt mit den wilden Thieren und dem Scheiterhaufen, Polycarp blieb seinem Bekenntniß treu, und so ließ denn der Proconsul ausrufen: „Polycarp hat sich selbst als einen Christen bekannt!“ Kaum hatte der Herold das verkündigt, da schrie die ganze Menge: „Das ist der Lehrer der Gottlosigkeit, der Vater der Christen, der Feind unserer Götter, der so viele lehrt nicht zu opfern und die Götter nicht anzubeten.“ Sie stürmten auf den Asiarchen Philippus, den Vorsteher der öffentlichen Spiele, ein und forderten, er solle die Löwen auf Polycarp loslassen. Als dieser das verweigerte, weil die Spiele bereits zu Ende seien, schrieen sie, dann solle er verbrannt werden. Sogleich schleppten sie aus den nahen Werkstätten und Badeanstalten Holz zusammen und errichteten einen Scheiterhaufen. Polycarp wollte nicht an den

Pfahl befestigt sein. „Laßt mich so," sagte er. „Derjenige, der mir gibt das Feuer auszuhalten, wird mir auch geben, ohne mit Nägeln befestigt zu sein, unbeweglich auf dem Scheiterhaufen zu stehen." Nachdem er dann noch mit lauter Stimme gebetet: „Herr, allmächtiger Gott, Vater unsers Herrn Jesu Christi, ich preise dich, daß du mich gewürdigt hast dieses Tages und dieser Stunde, Theil zu nehmen an der Zahl deiner Zeugen und an dem Kelche deines Christus," wurde er von den Flammen verzehrt. Es war am 26. März 169.

Um dieselbe Zeit besiegelte Justin das in seiner Apologie abgelegte Zeugniß mit dem Märtyrertode. Als er die zweite Apologie schrieb, wußte er schon, was seiner wartete. Er erzählt die Hinrichtung mehrerer Christen, die zu jener Apologie Veranlassung gab, und setzt dann hinzu: „Auch ich erwarte, daß ich von ihren Nachstellungen ergriffen und an den Pfahl gehängt werde." Er kannte die Rachsucht des Philosophen Crescens und hatte ja täglich vor Augen, wie leicht es war, einem Christen zum Tode zu verhelfen. Crescens denuncirte ihn, und mit mehreren anderen Christen wurde er vor den Stadtpräfecten Junius Rusticus gebracht. Ruhig erklärte Justin, wer er sei und was er treibe, daß er selbst die Wahrheit gesucht und gefunden und nun, wenn Jemand zu ihm komme, dem die Lehren der Wahrheit mittheile. „So bist du ein Christ?" fragte der Präfect und Justin erwiderte: „Ja, ich bin ein Christ." Nachdem auch die übrigen dasselbe Bekenntniß abgelegt, wandte sich der Präfect wieder an Justin und fragte höhnisch: „Höre du, der du gelehrt heißest und die wahren Lehren zu kennen meinst, wenn du gegeißelt und enthauptet werden wirst, bist du überzeugt, daß du dann in den Himmel aufsteigen wirst?" „Ich hoffe," erwiderte Justin, „daß ich Christi Gnadengeschenk empfangen werde, wenn ich das Alles werde überstanden haben." „Du meinst also wirklich, daß du in den Himmel aufsteigen

und dort eine Vergeltung empfangen wirst?" fragte der Präfect noch höhnischer. „Ich meine es nicht nur, sondern ich weiß es und bin fest davon überzeugt," antwortete Justin. Das mochte dem Präfecten wie vollendeter Wahnsinn klingen. Es schien ihm nicht mehr der Mühe werth, mit solchen Leuten zu verhandeln. „Um es kurz zu machen, tretet zusammen und opfert einmüthigen Sinnes den Göttern." „Keiner, der recht gesinnt ist, wird von der Gottesverehrung abfallen in das Gegentheil," lautete die Antwort. „Wenn ihr nicht Gehorsam leistet, werdet ihr ohne Schonung die Strafe erleiden," drohte der Präfect, aber freudigen Muthes antworteten die Christen: „Thue was du willst, wir sind Christen und opfern den Götzen nicht." Da sprach der Präfect das Urtheil: „Als die den Göttern nicht opfern und dem Befehle des Kaisers nicht Gehorsam leisten wollen, sollen sie gegeißelt und hingerichtet werden, den Gesetzen gemäß." Gott lobend zogen die Märtyrer auf den Richtplatz, wurden gegeißelt und mit dem Beile enthauptet.

Beachten wir, daß wir von der Verfolgung nur, so weit sie bedeutende Männer wie Polycarp und Justin traf, ausführlichere Berichte haben, daß aber, wie manche zerstreute Notizen schließen lassen, auch sonst viele Namenlose für den Herrn litten, so erscheint die Lage der Christen schon in den ersten Jahren Marc Aurels bedrängt genug. Sie sollte aber noch viel schlimmer werden. Was den Kaiser bewog, zum ersten Male über die trajanischen Verordnungen hinauszugehen, läßt sich leicht vermuthen. Die Verhältnisse des Reichs gestalteten sich immer trüber. Zwar die Parther waren niedergeworfen, aber im ganzen Reiche wüthete Pest und Hungersnoth, der Krieg an der Donau wurde mit wechselndem Glücke geführt und kostete die größten Anstrengungen. Daß auch die Römer schwere Niederlagen erlitten, läßt sich schon daraus entnehmen, daß später, nach Beendigung des Krieges, die Jazygen 100,000 römische Gefangene

zurückgaben. Einmal war der Kaiser nahe daran, mit seinem ganzen Heere von den Quaden gefangen genommen zu werden. Die Hülfe soll auf das Gebet der X. Legion, die fast ganz aus Christen bestand, gekommen sein. Als Alles verloren schien, flehten die Christen zu ihrem Gott. Da kam ein furchtbares Gewitter, der Regen tränkte die verdursteten Legionen, und unter Blitz, Donner und Hagel, der auf die Feinde niederfiel, wurden diese geschlagen. Die Erzählung ist, so wie sie sich findet, nur Sage, denn es läßt sich nachweisen, daß die X. Legion den Namen Fulminata, den sie daher bekommen haben soll, schon unter Nero führte. Was ihr Geschichtliches zu Grunde liegen mag, ist nicht auszumachen. So viel steht fest, daß dieses Ereigniß den Kaiser nicht für die Christen gewann. Noch vorhandene Münzen zeigen vielmehr, daß die Heiden die Rettung dem Jupiter zuschrieben, der auf das Gebet des Kaisers das Wetter sandte.

Der Krieg schwankte noch, da drohte dem Kaiser vom Orient her neue Gefahr. Avidius Cassius, der Sieger über die Parther, fiel ab und ließ sich zum Kaiser ausrufen. An Feldherrngaben dem Kaiser unzweifelhaft überlegen, eine energische Natur, konnte er an der Spitze des orientalischen Heeres ein gefährlicher Nebenbuhler werden. Marc Aurel schloß denn auch so rasch wie möglich mit den Donauvölkern einen nicht gerade günstigen Frieden und eilte in den Orient. Nun wurde zwar Avidius Cassius, als der Kaiser noch entfernt war, ermordet und damit die Gefahr beseitigt, aber der Kaiser hielt es doch für nöthig, seinen Zug fortzusetzen, um im Orient den Gehorsam herzustellen. Was er dort sah und hörte, scheint auch nicht erfreulich gewesen zu sein, jedenfalls nimmt seitdem die trübe Stimmung des Kaisers zu, und namentlich wird er, was in dem Maße früher an ihm nicht zu bemerken ist, besonders eifrig in heidnischen Cultushandlungen. Große Lustrationen und Opfer

werden überall angeordnet, in Griechenland läßt er sich in die Mysterien einweihen. Gerade in Griechenland war aber damals die Christenhetze auf's lebhafteste im Gange. „Aller Orten," klagt Tatian, „suchen die Griechen wie im Wettkampf die Obrigkeit gegen die Christen zu treiben: die Gottlosesten der Menschen müsse man aus dem Lande jagen." Aus der Schrift des Celsus können wir sehen, was man dem Kaiser vorgehalten haben wird. Die Christen seien Schuld an der Noth des Reiches, sie allein versagten dem Staate ihre Hülfe in einer Zeit, wo alle Kräfte aufgeboten werden müßten, sich der Feinde zu erwehren. Man wies auf das Wachsen der Kirche hin, welche Masse schon die Christen bildeten. Wenn das so fortgehe, hieß es, werde der Kaiser bald allein stehen, und das Reich die Beute der Barbaren werden. Bei der Antipathie des Kaisers gegen die Christen, die seine Lehrer und Freunde, Fronto und der in den Christenverfolgungen oft genannte Stadtpräfect Junius Rusticus, wohl noch genährt haben werden, fanden solche Worte leichten Eingang. Schwebte ihm doch Herstellung der Römertugend und des Römerreiches als höchstes Ziel vor, und sollte dieses Ziel erreicht werden, dann mußten diese unrömischen Menschen ausgerottet werden.

So erließ denn Marc Aurel ein Rescript, das über die trajanischen Verordnungen weit hinausging. Wir kennen es zwar dem Wortlaut nach nicht, aber Melito nennt es barbarisch an Grausamkeit. Wurde auch eine allgemeine Verfolgung noch nicht geradezu angeordnet, so rief doch die Bestimmung, daß die Ankläger von Christen in den Besitz des Vermögens derselben treten sollten, in der That eine fast allgemeine Verfolgung hervor. Denn nicht nur wurden jetzt von Privatpersonen, die nach den Gütern der Christen lüstern waren, Anklagen über Anklagen erhoben, sondern die Behörden selbst beeilten sich, den Judaslohn zu verdienen. Was bisher nicht geschehen war, das

geschah jetzt, überall wurden die Christen aufgesucht, vor Gericht gestellt, oft auf's grausamste hingerichtet und ihre Güter eingezogen.

Wie viel schwerer diese Verfolgung war als alle bisherigen, davon bekommen wir einen Eindruck, wenn wir den Brief lesen, in welchem die Gemeinden von Lugdunum (Lyon) und Vienne ihre Leidensgeschichte erzählen. Das Volk begann damit, die Christen zu beschimpfen, mit Steinen zu werfen und ihre Häuser zu plündern. Dann wurde eine Anzahl gefänglich eingezogen und durch mancherlei Martern und Qualen suchte man Geständnisse von ihnen zu erpressen. Die Meisten blieben fest, aber einige fielen zur großen Betrübniß der Gemeinde ab. Schlimmer noch war es, daß Sclaven christlicher Herren auf der Folter aussagten, es sei wahr, was man von den Gräueln erzähle, welche die Christen im Geheimen begingen. Nun hatte man ja den Beweis der Gottlosigkeit in Händen und die Wuth der Heiden stieg auf's höchste. Mit den entsetzlichsten Martern suchte man jetzt den Christen dasselbe Geständniß zu entreißen. Den ganzen Tag wurden sie gequält, bis die Henker ermatteten, aber sie blieben ihrem Glauben treu. Eine zarte Jungfrau, Blandina, antwortete auf alle Fragen nur: „Ich bin eine Christin! bei uns wird nichts Böses gethan," und wiederholte das Wort noch, als alle Arten der Folter an ihr versucht waren, und sie blutend und zerfleischt kaum noch athmete. Ein Knabe, Ponticus, hielt trotz seiner Jugend (er war 15 Jahre alt) alle Qualen standhaft aus. Seine eigene Schwester stand ihm zur Seite und ermahnte ihn zur Treue. Der über 90 Jahre alte Bischof Pothinus von Lyon schleuderte dem Legaten auf die Frage: „Wer ist der Gott der Christen?" die kühne Antwort in's Gesicht: „Du wirst ihn erkennen, wenn du dessen würdig sein wirst." Er wurde so gemartert, daß er zwei Tage nachher im Gefängniß starb. Auch die Anfangs verleugnet hatten,

wurden durch solche Beispiele so gestärkt, daß sie sich zu neuem Bekenntniß ermannten. Da unter den Angeklagten römische Bürger waren, fragte der Legat zunächst in Rom an, und auf Befehl des Kaisers wurden die römischen Bürger mit dem Schwert getödtet, die andern den wilden Thieren vorgeworfen. Von weit und breit strömten die Heiden zu diesem Schauspiel zusammen. Alle Verurtheilten starben mit größter Freudigkeit, zuletzt Blandina, die Aller Tod mit angesehen hatte, die Brüder stärkend und ermahnend. Mit Freude und Danksagung trat sie auf den Kampfplatz, als ginge sie zur Hochzeit, nicht als sollte sie den wilden Thieren vorgeworfen werden. In ein Netz eingeschlossen, wurde sie einem wilden Stier vorgeworfen und nachdem dieser sie mehrmals mit den Hörnern in die Höhe geschleudert, getödtet. Selbst Heiden gestanden, daß nie eine Frau unter ihnen so geduldet habe, und die Gemeinde fügt hinzu: „So verherrlichte sich der Herr in denen, die schwach und gering erschienen vor der Welt.“ Die Leichen der Märtyrer wurden verbrannt, und die Asche in die Rhone gestreut. „Nun wollen wir doch sehen, ob sie auferstehen werden!“ spotteten die Heiden.

Das Bild, das uns hier entrollt wird, ist nur ein einzelnes aus dieser Schreckenszeit. Vergeblich erhoben die Apologeten Melito, Miltiades, Athenagoras ihre Stimmen. Die Verfolgung ging durch das ganze Reich. „Der Dämon der Christen,“ jubelt Celsus, „wird aus jedem Lande hinausgetrieben, und die ihm Geweihten gefesselt weggeführt und an den Pfahl gehängt, und der Dämon oder, wie du sagst, der Sohn Gottes rächt sich nicht.“ Er sieht das Wort des Apollopriesters jetzt an den Christen erfüllt: „Spät mahlen die Mühlen der Götter,“ und höhnisch verweist er darauf, wie es den Anbetern des Einen Gottes ergeht: „Den Einen (den Juden) ist, anstatt daß sie Herren der Welt wären, auch nicht Eine Erdscholle oder Ein Herd übergelassen; von euch (den Christen) aber irrt zwar der

Eine oder Andere noch in der Verborgenheit umher, aber er wird aufgesucht zur Strafe des Todes."

4. Erste Siegesahnungen.

Bei allem Jubel über die Vernichtung der Christen muß Celsus doch ein Gefühl davon gehabt haben, daß diese Verfolgung sie nicht vernichtet habe und nicht vernichten werde. Weßhalb hätte er sie sonst jetzt gerade auch literarisch angegriffen? Denn höchst wahrscheinlich fällt die berühmte oder lieber berüchtigte Schrift, die er unter dem Titel „Wahres Wort" herausgab, eben in diese Zeit. Wir besitzen sie zwar nicht vollständig mehr (später hat christlicher Eifer sie vertilgen zu müssen geglaubt), aber wir können sie doch aus der Gegenschrift des Origenes ziemlich vollständig herstellen. Liest man sie, so kann man sich des Staunens nicht erwehren, nicht etwa bloß darüber, daß Celsus das Christenthum so genau kennt, im Alten und Neuen Testamente bewandert ist, auch nicht über das kaum je wieder erreichte Maß von giftigem Haß, den er zumeist gegen Christum selbst ausschäumt, sondern ganz besonders darüber, mit welchem Scharfsinn der Heide den eigentlich entscheidenden Punkt getroffen hat, und fast noch mehr darüber, daß sich hier, in der ältesten Streitschrift gegen den christlichen Glauben, die wir kennen, bereits Alles findet, was bis auf den heutigen Tag dagegen vorgebracht ist.

Nach einer wohlüberlegten Taktik läßt Celsus das Christenthum zunächst von einem Juden bestreiten, um dann erst selbst aufzutreten und beide, Judenthum und Christenthum, zu bekämpfen. Auf diese Weise nützt er nicht nur den jüdischen Haß und alle Lügen, welche dieser über Christum ausgebreitet hatte, in seinem Interesse aus, sondern das Judenthum dient

auch dem Christenthum als Folie, um es noch schwärzer, noch verwerflicher erscheinen zu lassen. Schon das Judenthum ist Abfall von der väterlichen Religion, aber es ist doch noch immer eine Volksreligion, hat doch noch etwas Vaterländisches; das Christenthum dagegen, das wieder durch Abfall vom Judenthum entstanden ist und den Wahnsinn auf den Gipfel getrieben hat, ist reine Empörung, offener Aufruhr.

Wie schon angedeutet, kommt der Haß des Celsus am meisten dem Herrn selbst gegenüber zu Tage. An diesem läßt er gar nichts Gutes. Er ist ihm ein ganz ordinärer Schwindler und Betrüger. Von einem armen, bäurischen, um Lohn spinnenden Weibe, die im Ehebruch mit einem Soldaten Panthera lebte, geboren, hat er in Aegypten Zauberei gelernt und damit Menschen niedrigsten Standes, Zöllner und Fischer, an sich gezogen. Denen hat er vorgeschwindelt, er sei der Sohn Gottes und von einer Jungfrau geboren, hat mit ihnen ein elendes Fluchtleben geführt und zuletzt (so wenig Gewalt hatte er selbst über seine Anhänger), von einem seiner Schüler verrathen, von einem anderen verleugnet, einen schmählichen und feigen Untergang gefunden. Großes hat „dieser Pestmensch", „dieser Prahler", „dieser Goet" nicht gethan, nur einige Zauberkünste getrieben, die aber auch an die Anderer nicht hinanreichen. Böses und Unrecht hat er viel gethan, nur weiß Celsus nicht zu sagen was? Was die Evangelien von ihm berichten, beruht theils auf seinen eigenen Lügen, theils auf den Lügen seiner Jünger. Er soll zwar sein Leiden, auch die Verleugnung und den Verrath vorher verkündigt haben, aber Celsus führt aus, der Umstand, daß es eben so geschah, sei schon ein Beweis, daß es nicht vorhergesagt sein konnte. Denn wie konnten die, die es aus seinem Munde vorher gehört, noch verrathen und verleugnen? Sagte er das als Gott vorher, so mußte es ja so geschehen und, die es thaten, hat er, der Gott, selbst zu diesem Gottlosen verführt.

Und wenn es so geschehen mußte, und er sich gehorsam dem Willen des Vaters unterwarf, weßhalb hat er denn in Gethsemane um Hülfe gerufen und so gewehklagt? Es mag wahr sein, daß er zu seinen Jüngern gesagt, er werde wieder auferstehen, aber solche Windbeuteleien haben auch Andere getrieben. Auch sonst hört man in den Mythen von Auferstandenen. Das sind eben Mythen. „Oder meint ihr, daß die Dinge der Anderen Mythen seien und als solche gelten, während bei euch die Katastrophe des Drama's anständig oder wahrscheinlich erfunden sei, seine Stimme am Pfahl, als er ausathmete, und das Erdbeben und die Finsterniß? Daß er zwar lebend sich selbst nicht half, todt aber auferstand und die Zeichen der Strafe zeigte und die Hände, wie sie durchbohrt waren? Wer hat das gesehen? Ein halbverrücktes Weib, wie ihr sagt, und vielleicht noch ein Anderer von derselben Betrügerverbindung, indem er vermöge einer gewissen Disposition träumte oder nach seinem eigenen Willen in verführter Meinung Phantasien hegte, was doch schon Tausenden begegnete, oder, was am ersten zu glauben ist, indem er durch diese Gaukelei die Uebrigen in Staunen setzen und durch eine solche Lüge anderen Betrugsbettlern Eingang verschaffen wollte." Wäre er wirklich auferstanden, so hätte er seinen Richtern und überhaupt Allen erscheinen müssen, meint Celsus, und findet es seltsam, daß er zu seinen Lebzeiten Allen gepredigt und keinen Glauben gefunden hat, als der Auferstandene aber, da er doch so leicht Alle hätte zum Glauben bringen können, nur Einem Weiblein und seinen Genossen heimlich und schüchtern erschienen ist. Es bedarf kaum erst einer Hinweisung darauf, daß wir hier bereits dieselben Dinge vor uns haben, die uns heutigen Tages als sicheres Ergebniß der neuesten Wissenschaft angeboten werden. Da ist Renan's femme hallucinée, da ist die Visionshypothese in schönster Ausführung, und damit auch die andere heute als die eigentlich geistige Auffassung sich

brüstende nicht fehle, gibt Celsus an anderen Stellen zu, daß der todte Christus wirklich erschienen sein möge, aber nicht als ein mit dem Leibe Auferstandener, sondern als Gespenst.

Als den eigentlichen Kernpunkt des ganzen Christenthums sieht Celsus nun (und damit trifft er wirklich das Rechte) den Glauben an, daß Gott vom Himmel herab gekommen ist, um die Menschen zu erlösen. In Celsus Augen ist dieser Glaube das Ungereimteste, was man sich denken kann. „Was ist denn der Sinn solcher Herabkunft für Gott, als daß er die Dinge unter den Menschen kennen lerne? Weiß er denn nicht Alles? Er weiß es, sagt ihr. Also er weiß es zwar, aber er besserts nicht, und es ist ihm nicht möglich, mit göttlicher Kraft zu bessern, wenn er nicht einen leibhaftigen Jemand dazu schickt?" Ist er herabgekommen, so hat er ja seinen Stuhl im Himmel leer gelassen, und sein Kommen bringt in diese Welt eine Revolution, „denn wenn du irgend ein einziges der hiesigen Dinge, auch das kleinste, verändern würdest, so wird umgestürzt Alles dir zu Grunde gehen." Aber noch tiefer sucht Celsus diesen Hauptartikel des Christenglaubens anzugreifen. Dieser Glaube hat wieder darin seinen Grund, daß die Christen meinen, die Welt sei um der Menschen willen gemacht, und Gott kümmere sich speciell um die Menschen. So lächerlich dünkt ihm das, daß er die Race der Juden und Christen mit Fröschen vergleicht und mit Würmern, die an einer Pfütze Sitzung halten und sich streiten. Die Frösche sagen: „Alles offenbart Gott uns zuerst und kündigt es zuvor an, und die ganze Welt und den himmlischen Lauf verlassend, wohnt er allein in unserer Mitte." Dann sagen die Würmer: „Es ist Ein Gott, dann nach ihm kommen wir, die wir von ihm geworden sind, durchaus Gott ähnlich, und uns ist Alles unterworfen, Erde und Wasser und Luft und Gestirne; unsertwegen ist Alles da und uns zu dienen, ist es geordnet! Und jetzt, da Einige unter uns

fehlen, wird Gott kommen oder seinen Sohn senden, damit er die Ungerechten verbrenne, und wir Uebrigen mit ihm ewiges Leben haben." Celsus erklärt es für Hochmuth, zu glauben, Gott habe Alles für die Menschen gemacht. Aus der Naturgeschichte, aus dem Scharfsinn vieler Thiere kann man zeigen, daß nicht in höherem Maße um der Menschen als um der Thiere willen Alles gemacht ist. Ja Celsus bemüht sich jetzt zu zeigen, daß die Thiere in manchen Stücken höher stehen, als die Menschen, und die Menschen den Thieren unterworfen sind. Die Bienen haben auch ein Oberhaupt und gründen Städte, die Ameisen sorgen für den Winter und begraben ihre Todten, die Schlangen und Adler verstehen Zauberkünste. Die Vögel schauen die Zukunft und deuten sie durch ihren Flug an. Ja nicht einmal die Frömmigkeit ist ein Vorzug der Menschen. Es gibt nichts Eidestreueres als die Elephanten, und die Störche übertreffen die Menschen an Frömmigkeit. Ueberhaupt, und damit kommt seine Polemik auf den Gipfel, leugnet Celsus jeden Zweck der Welt. „Also nicht für den Menschen ist Alles gemacht, wie auch nicht für den Löwen oder Adler oder Delphin, sondern damit diese Welt als Gottes Werk vollständig und vollkommen in allen Stücken werde. Deßwegen ist Alles ausgemessen, nicht als ein Eigenthum unter einander, vielmehr nur als Gesammtwerk, vielmehr als Eigenthum des Ganzen. Gott liegt es am Ganzen, und dieses verläßt niemals die Vorsehung, und es wird nicht schlechter, noch kehrt durch Zeit hindurch Gott zu sich selbst zurück, noch zürnt er der Menschen wegen, wie auch nicht der Affen und Fliegen wegen; auch droht er diesen nicht, von denen ein jedes in seinem Theil sein Loos bekommen hat." Die Welt, führt er noch an einer andern Stelle aus, bleibt immer dieselbe. „Böses wird weder früher noch jetzt noch künftig weniger oder mehr werden, denn Eine und dieselbe ist die Natur des Ganzen." In der That hätte Celsus darin Recht, so wäre

das Christenthum im tiefsten Grunde widerlegt, denn es ist nichts anderes, als der Glaube an die Gottesthat, daß er sich der Menschen angenommen und durch die Sendung seines Sohnes die sündig gewordene Welt erlöst und hergestellt hat.

Es ist in der That frappant, wie der älteste Bestreiter des Christenthums und der jüngste, Strauß, hier zusammentreffen. Ganz wie bei Celsus ist auch bei Strauß die Hauptinstanz gegen das Christenthum der nirgend durchlöcherte Naturzusammenhang; ganz wie jener kommt auch dieser zuletzt dabei an, jeden Zweck der Welt zu leugnen. Ihr Zweck ist nur, daß sie ist. Es kommt, führt er aus, eine Zeit, wo die Erde nicht mehr bewohnt, ja wo sie als Planet gar nicht mehr bestehen wird, wo nicht bloß Alles was auf Erden ist, alle Arbeiten und Leistungen der Menschen, alle Staatenbildungen, alle Werke der Kunst und Wissenschaft verschwunden sein, sondern auch kein Andenken in irgend einem Geiste zurückgelassen haben werden, da mit der Erde natürlich auch ihre Geschichte zu Grunde gehen muß. Entweder hat nun die Erde hiemit ihren Zweck verfehlt, es ist bei ihrem Bestande nichts herausgekommen, oder jener Zweck lag nicht in etwas, das fortdauern sollte, sondern er ist in jedem Augenblick ihrer Entwickelungsgeschichte erreicht worden. Ganz wie Celsus leugnet auch Strauß jedes Besser- oder Schlechterwerden der Welt. Denselben Satz, den wir oben bei Celsus lasen, lesen wir in Strauß altem und neuem Glauben (S. 222) wieder: „Das All ist in keinem folgenden Augenblicke vollkommener als im vorhergehenden noch umgekehrt.“ Ja so genau stimmen beide Bekämpfer des Christenthums zusammen, daß ganz wie Celsus auch Strauß sich bemüht, den Unterschied zwischen Mensch und Thier zu verwischen. „Erst das den Naturgottheiten feindliche Judenthum und das dualistische Christenthum,“ sagt er (S. 200), „haben die Kluft zwischen Mensch und Thier gerissen,“ und es ist als ob man Celsus hörte, wenn

man liest (S. 202 ff.): „Je genauer das Leben und Treiben irgend einer Thierart beobachtet wird, desto mehr findet sich der Beobachter veranlaßt, von ihrem Verstande zu reden. — Eine Art von Ehrgefühl, von Gewissen ist bei edleren und wohlgehaltenen Pferden und Hunden kaum zu verkennen." Selbst einen „Ansatz höherer moralischer Fähigkeiten" findet Strauß bei den Thieren, und Bienen, Ameisen und Elephanten spielen bei ihm dieselbe Rolle, wie bei Celsus.

Es schien mir von Interesse, an dieser Stelle die Parallele zwischen der Kampfeszeit der Kirche und der Gegenwart, was ich sonst absichtlich nicht gethan habe, einmal auszuführen. Wissen die heutigen Feinde unseres Glaubens nichts anderes vorzubringen, als was der erste Gegner schon vor 1600 Jahren vorgebracht hat, so sind sie widerlegt, ehe sie geschrieben haben. Denn Celsus ist widerlegt, ich meine nicht durch die Gegenschrift des Origenes, so scharf diese mit ihm in's Gericht geht, sondern durch die Thatsache, daß der von ihm verhöhnte Glaube dennoch gesiegt hat.

Eine Ahnung dieses kommenden Sieges scheint auch Celsus schon durchzittert zu haben. Er kann doch nicht leugnen, daß es unter den Christen „auch etliche maßvolle, fromme, verständige und zu allegorischen Deutungen geschickte Leute gibt," und während er auf der einen Seite den Stifter des Christenthums nur für einen Schwindler ausgibt, betrachtet er dieses selbst doch auf der andern Seite als eine Art Philosophie, vergleicht es also doch wenigstens dem Höchsten, was das Alterthum kannte. Auch die mehrmals geäußerte Besorgniß vor den Zauberkünsten der Christen zeigt, daß er eine Macht im Christenthum nicht leugnen kann, wenn er dieselbe auch, seinen sonstigen Anschauungen entsprechend, nur als Zaubermacht betrachtet. Ja, was das Auffallendste ist, bei allem grimmigen Hasse schlägt er doch den Christen zuletzt eine Art von Compromiß vor. Sie

sollen geduldet werden, auch Freiheit haben, dem Einen höchsten Gott zu dienen, wenn sie daneben den Untergöttern, den Dämonen, die dem Einzelnen in dieser irdischen Welt vorstehen, dienen wollen, und wenn sie bereit sind, in dieser schweren Zeit dem Kaiser zu helfen, die Arbeit und Noth des römischen Reiches zu theilen.

Auf diesen Vorschlag konnten die Christen, was die erste an sie gestellte Forderung anlangt, freilich nicht eingehen. Der Dienst des höchsten Gottes schließt den Dienst der Dämonen aus, und das Christenthum will mehr sein, als eine neben andern geduldete Religion. Wohl aber konnten und werden sie die Arbeit und Noth des Reiches einmal theilen, ja sie werden einmal die festeste Stütze desselben werden. Die Zeit wird kommen, wo das alte wankende Reich in dem jungen Christenthum eine neue Lebensgrundlage suchen und finden wird. Aber diese Zeit liegt jetzt noch ferne. Für jetzt können sie noch nichts thun als dulden. Zwar die Verfolgung unter Marc Aurel war eben so kurz, wie sie heftig war. Auf's neue erhob sich der furchtbare Krieg an der Donau, der Kaiser zog hin, um nicht wiederzukehren, und sein Nachfolger Commodus war ein ganz anderer als er. Die Verfolgung erlosch wieder. Aber das hatte sie doch klar gemacht, daß die Christen sich getäuscht, wenn sie von der persönlichen Milde und Gerechtigkeit eines Kaisers Frieden hofften. Selbst wenn der einzelne Kaiser dafür gewonnen wäre, die Zeit war dafür noch nicht reif. Das Heidenthum mußte erst noch andere Entwickelungen durchmachen, ehe es sich vor dem Kreuze beugte, und das Christenthum mußte erst noch durch andere Kämpfe hindurch, ehe ihm der Sieg zu Theil werden konnte. Alle bisherigen Kämpfe sind nur Einzelkämpfe, die genügen nicht, die große Feldschlacht muß noch geschlagen werden. Die Kirche muß hinein in die Schrecken und Nöthe einer allgemeinen Verfolgung.

Es kann uns das wehmüthig stimmen, wenn wir an die Ströme von Blut denken, die noch fließen sollen. Aber es ist so Gottes Rath, und ist auch gut so. Das Christenthum soll den Kampf ganz durchkämpfen, es soll den Sieg nicht irgend einem zufälligen Umstande, auch nicht dem persönlichen Wohlwollen eines Kaisers danken, sondern ganz und allein den in ihm wohnenden Kräften. So erst ist der Sieg wirklich ein Sieg, so allein kann die Kirche auch für alle Zeiten den vollen Segen dieses Kampfes und Sieges davonbringen.

Aber auch die große Feldschlacht, wie ich sie nannte, wird noch nicht gleich geschlagen. Zunächst folgt auf den Sturm unter Marc Aurel eine verhältnißmäßige Ruhezeit. In dieser vollzieht sich die bereits begonnene innere Entwickelung des Heidenthums wie des Christenthums, und erst diese Entwickelung bringt die beiden kämpfenden Theile in die Lage, sich unter Aufbietung aller Kräfte mit einander zu messen.

Drittes Kapitel.

Der Umschwung.

Röm. 1, 22: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden.
Joh. 16, 13: Der Geist der Wahrheit wird euch in alle Wahrheit leiten.

1. Der Umschwung innerhalb des Heidenthums.

Es würde eine ganz falsche Vorstellung sein, wollten wir uns in dem Riesenkampfe zwischen Christenthum und Heidenthum die beiden Gegner beständig in derselben Stellung verharrend denken. Dazu währt der Kampf viel zu lange. Zieht er sich doch durch drei Jahrhunderte hindurch. In dieser Zeit haben Beide, das Heidenthum wie das Christenthum, eine große Entwickelung durchgemacht, und als die letzte Entscheidungsschlacht geschlagen wird, sind sie Beide ganz Andere geworden, als da der Kampf begann. Nur wenn man das beachtet, kann man den Sieg des Christenthums verstehen und würdigen. Denn dieser Sieg ist keineswegs eine bloß äußerliche Verdrängung des Heidenthums, sondern eine innerliche Ueberwindung. Ehe wir daher weiter gehen, wird es nöthig sein, daß wir zunächst ein

Bild des großen Umschwungs zu gewinnen suchen, der sowohl innerhalb des Heidenthums als des Christenthums im zweiten Jahrhundert sich vorbereitend im dritten zu Tage tritt, und der die Gegner erst in diejenige Stellung zu einander bringt, welche die Entscheidung des Kampfes herbeiführt.

Auf Seiten des Heidenthums läßt sich der Umschwung kurzweg als Restauration bezeichnen, oder soll gleich das innere Wesen dieser Restauration, wenn auch zunächst nur ganz allgemein, angedeutet werden, so besteht die Wendung, die sich jetzt vollzieht, darin, daß an die Stelle des Unglaubens der Aberglaube tritt. Es ist das eine ganz naturgemäße Entwickelung. Die Restauration ist nur ein nothwendiges Stadium im Verfall des Heidenthums, ein Symptom der sinkenden Macht desselben. Noch einmal rafft der heidnische Staat alle seine Kräfte zusammen, um dem immer stärker werdenden Gegner zu widerstehen. Der Unglaube ruft mit Nothwendigkeit den Aberglauben als seine Kehrseite hervor. Weder der einzelne Mensch, noch ein Volk kann die Leere des Unglaubens auf die Dauer ertragen. Im luftleeren Raume ist nun einmal nicht zu leben. So wird die Stelle, die der Unglaube leer gemacht, mit Aberglauben ausgefüllt. Die falsche Verneinung treibt mit innerer Consequenz zur falschen Bejahung.

Was im Gange der Entwickelung lag, wurde durch die Weltlage mächtig gefördert. Als Marc Aurel, von der Pest ergriffen, auf dem Todtenbette lag, und seine Freunde weinend umherstanden, sprach der Kaiser: „Weinet nicht über mich, weinet über die Pest und das allgemeine Elend.“ Mit Commodus kommt das nur kümmerlich noch verdeckte, aber auch von den besten Kaisern nicht geheilte Verderben des Reiches plötzlich desto furchtbarer zu Tage. Schreckliche Zeiten beginnen, seit der Sohn Marc Aurel's dem Kaiserwahnsinn verfällt, der eine Zeit lang fast Jeden ergreift, den Glück oder Zufall auf die schwindelnde

Höhe des Kaiserthrons erhoben und zu einer so unumschränkten Machtfülle gebracht hat, wie sie nur die stärksten Geister ohne innerliche Zerrüttung ertragen können, bis in Scheusalen wie Elagabal und Caracalla der Kaiserwahnsinn seinen Gipfel erreicht und austobt. In Blutdurst und Grausamkeit, in gränzenlosen Ausschweifungen suchen die Kaiser den unsichern Besitz des Thrones rasch auszukosten. Die Republik ist bis auf die letzten Reste, die noch ein Scheinleben fristeten, begraben, aber es ist keine wahre Monarchie an die Stelle getreten, sondern ein Cäsarenthum der schlimmsten Art. Es fehlt nicht bloß an einer Dynastie, in der der Thron vererbt, was noch schlimmer ist, es fehlt auch jede Bestimmung darüber, wer das Recht hat, den Kaiser zu ernennen. Der Senat hatte in gewissem Sinne das historische Recht auf seiner Seite; aber dazwischen drängen sich die Prätorianer, deren Macht um so größer war, je schlechter die Kaiser, denn um so mehr bedurften sie des Schutzes ihrer Leibwache, und um so mehr wurde dieser geschmeichelt. Dann fangen auch die Legionen in den Provinzen an, Kaiser zu erheben, und da jeder neu Erhobene durch noch größere Geschenke die Soldaten an sich zu fesseln sucht, finden diese bald ihren Vortheil in möglichst kurzen Regierungen, bis zuletzt die Kaiserwürde in öffentlicher Auction an den Meistbietenden verkauft wird.

„Macht die Soldaten reich und verachtet den Rest!" lautet das Testament des Septimius Severus. Mit ihm beginnt die Militärmonarchie, die nach einigen Unterbrechungen, in denen noch der alte Kaiserwahnsinn wieder auftaucht, von einer Reihe großer Soldatenkaiser repräsentirt wird, die das Reich noch einmal retten. Aber es sind eiserne Zeiten, das ganze Reich starrt in Waffen, überall Krieg. Zu Zeiten sieht es aus, als sollte Alles aus den Fugen gehen; ganze Provinzen haben sich losgerissen und stehen unter eigenen Kaisern. Oft sind der Gewalthaber so viele, daß wir sie nicht einmal alle kennen. Die

Barbaren stürmen an die Gränzen, die Gothen stehen schon in Norditalien, Gallien ist eine Zeit lang in den Händen germanischer Stämme, bis es den großen Generalen gelingt, durch beständige Kriegszüge die Welt noch einmal wieder in die Fugen zu bringen. Solche Zeiten, in denen Alles schwankt, Alles unsicher ist, wo was heute oben steht, morgen unterliegt, wo die ganze Welt zum Feldlager wird, und kraftvolle Naturen sich von unten auf zum Kaiserthum emporschwingen, aber nur, um nach kurzer Zeit einem Glücklicheren zu weichen, solche Zeiten sind recht dazu angethan, den Aberglauben zu nähren und groß zu ziehen. Ist es doch eine allgemeine Regel, daß Zeiten des Glücks mit ihrer Ueppigkeit und Schwelgerei am meisten den Zweifel und Unglauben ausbrüten, Zeiten der Noth dagegen wie den Glauben so auch den Aberglauben wachrufen, denn je unsicherer das Irdische, desto mehr greift der Mensch nach dem Ueberirdischen und Wunderbaren.

Dazu kommt der steigende innere Verfall. Die Welt altert, den Eindruck bekommt man in der Zeit nach Marc Aurel immer mehr. Die Heiden selbst haben davon ein Gefühl. Sie klagen oft darüber, daß es abwärts gehe. Seit das Christenthum in die Welt gekommen, so sagen sie, sei aller Segen gewichen. Krieg, Pestilenz, Dürre, Heuschrecken, Hungersnoth überall. Das römische Reich verarmte mehr und mehr. Selbst in den besten Zeiten war seine ökonomische Lage schlecht gewesen, wie sich mit Sicherheit aus den beiden Thatsachen ergibt, daß der Zinsfuß sich nicht erniedrigte und die Bevölkerung nicht wuchs. Jetzt eilt der Staat vollends dem finanziellen Ruin entgegen. Die Ursache desselben ist leicht zu erkennen. Sie liegt in der antiken Verachtung der Arbeit, in der Sclavenwirthschaft und darin, was noch schlimmer ist, daß der Müssiggang und die Faulheit privilegirt war. Die Städte, die nicht arbeiteten, trugen geringe oder keine Lasten, die römischen Müssiggänger wurden vom

Staat gefüttert. Alles ging vom Staate aus und wurde vom Staate erwartet, Brod und Spiele. Unsere großen Städte consumiren auch, was das Land erarbeitet, aber sie zahlen es in Industrieproducten zurück. Der Handel und die Industrie der großen Städte des Alterthums ist aber wesentlich unproductiv. Rom zahlte mit den Steuern, die aus den Provinzen dahin flossen, d. h. es zahlte in Wirklichkeit gar nicht. Es lebte von den Reichthümern der Provinzen, diese mußten aber einmal aufgezehrt werden. In den ruhigen Zeiten unter den großen Kaisern des zweiten Jahrhunderts merkte man das nicht so, als aber jetzt die unruhigen Zeiten kamen, als ein Bürgerkrieg den anderen ablöste, Kaiser gegen Kaiser standen, die Provinzen oft verwüstet wurden, kam das Verderben zu Tage. Die Welt war verarmt, weil sie das Einzige nicht kannte, was wahren Wohlstand schafft und erhält, die freie Arbeit.

Der Verfall ist aber nicht blos materieller, er ist auch geistiger Art. Freiheit und Schönheit, die beiden Angeln, um die sich das Leben der alten Welt dreht, sind dahin. Hatten die Kaiser des zweiten Jahrhunderts immer noch einen Schein und Schatten der Freiheit gewahrt, daß man zu Zeiten träumen konnte, sie sei noch da, jetzt schwindet auch der Schatten. Was kümmerten sich die Schandmenschen, die jetzt auf dem Throne saßen, was kümmerten sich hernach die Soldatenkaiser, die im Feldlager groß geworden, die nur ihrem Schwert vertrauten, um die Freiheit des römischen Volks. Die Schönheit welkt auch, die Kunst sinkt reißend schnell. Sie producirt nicht mehr, sie reproducirt nicht einmal, sie wiederholt höchstens das Vorhandene. Massenhaftigkeit tritt an die Stelle der Schönheit. Alexander Severus ließ in Rom eine Anzahl riesengroßer Statuen setzen, und Gallienus wollte seine eigene Statue als Sonnengott 200 Fuß hoch auf dem höchsten Punkte der Stadt aufrichten. Die Lanze in seinen Händen sollte so dick sein, daß ein Kind

auf einer Wendeltreppe darin auffsteigen könnte. Die Schönheit der alten Götterbilder macht abscheulichen Mißgestalten Platz. Ephesinische Dianenbilder mit unzähligen Armen, Zerrbilder, Darstellungen des Allgotts, Pantheen genannt, treten an die Stelle der herrlichen Gebilde, welche einst die griechische Kunst geschaffen. Auch die Poesie schwindet. Der Roman verdrängt das Epos und das Drama. Centonen aus Virgil, Gedichte nur aus Virgilischen Versen zusammengesetzt, figurirte Gedichte, z. B. ein Gedicht, das geschrieben die Gestalt einer Hirtenflöte hatte, und ähnliche Spielereien nehmen überhand. Die Philosophie weicht der Rhetorik. Seit Septimius Severus ist es mit der alten Philosophie zu Ende. Selbst physisch entartet das Geschlecht. Wenigstens will man beobachtet haben, daß die Porträtbilder und Statuen, die uns aus dieser Zeit aufbehalten sind, eine zunehmende Häßlichkeit verrathen. Die Gestalten haben etwas Krankhaftes, Aufgedunsenes oder Eingefallenes.

Kurzum, die Welt altert, und in ihrem Alter wird sie fromm. Mit welchem Ernste redet man nun wieder von den Göttern. Aelian aus dem dritten Jahrhundert hat ein ganzes Buch voll Beispiele zusammengestellt, wie schlimm es den Götterfeinden ergangen ist, und erzählt unter andern erbaulichen Legenden auch, daß selbst die Elephanten des Morgens ihre Kniee beugen und die Götter anbeten. Apulejus, der am meisten gelesene Romanschreiber der Zeit, ergeht sich in der schwärmerischsten Weise über göttliche Dinge und steckt voll von Aberglauben, aber daneben tragen seine Erzählungen auch einen lüsternen Charakter, und seine Frömmigkeit hat, wie die der ganzen Zeit, etwas von der Frömmigkeit eines Menschen, der jung ein Wüstling, im Alter fromm wird. Die Tempel werden wieder fleißiger besucht; es gehört zum guten Ton, in allem Gottesdienstlichen großen Eifer zu beweisen.

Freilich gilt der Eifer mehr den fremden Göttern als den

vaterländischen. Die schon begonnene Göttermischung kommt jetzt erst auf ihren Gipfel, und die Fremdculte verdrängen die einheimischen fast ganz. Mit welcher Pracht wird jetzt das Fest der großen Mutter in Rom gefeiert; wie stolz treten ihre Priester, die Juvenal nur in der Winkelschenke zwischen Schiffern und entlaufenen Sclaven gefunden hatte, jetzt auf! Das Geheul um den verlorenen Attys erschallt an der Tiber so laut, wie je am Orontes, und der Tag der Hilarien, der Wiederauffindung des Attys, ist für ganz Rom ein Freudentag. Hatten die Heiligthümer der ägyptischen Götter früher nur in einem Winkel außerhalb der Stadtmauern ihren Platz gefunden, jetzt baut Domitian ein prächtiges Isium und Serapium, und auf den Straßen Roms finden sich besondere Halteplätze (pausae) für die Prozessionen dieser Götter. Der Kaiser Commodus geht, als Priester der Isis geschoren, selbst in der Prozession mit und trägt das Bild des hundsköpfigen Anubis. Auch der letzte in der Reihe der aus Osten und aus immer fernerem Osten eingewanderten Götter, der persische Mithras, hat jetzt zahlreiche Verehrer. Er ist ein Lichtgott, ein Sonnengott, als Gott der untergehenden Sonne auch der Gott der Unterwelt, zugleich aber als der unbesiegte Gott, der „unbesiegte Begleiter", wie er oft heißt, der Gott der Krieger, deßhalb recht für diese Zeit gemacht, wo die ganze Welt von Krieg erfüllt ist. Sein Dienst wird immer in einer Höhle vollzogen. In Rom ging die Höhle tief in den capitolinischen Hügel. Auch Kaiser waren ihm zugethan, und überall, wohin römische Heere kamen, auch am Rhein, hat man Mithräen, Mithrashöhlen gefunden. Auf die Höhe kam diese Göttermischung in der Zeit, als Elagabal, der Sonnenpriester aus Syrien, als Kaiser seinen Sonnengott, von dem er auch den Namen angenommen hatte, einen kegelförmigen schwarzen Stein, aus Emesa nach Rom holen ließ. Dort wurde dem Gotte ein kostbarer Tempel erbaut und große Opfer gebracht.

Dann wurden das Bild und die Schätze der himmlischen Göttin aus Carthago geholt und diese dem Elagabal feierlich vermählt. Rom und Italien begingen die Vermählung der Götter auf's festlichste. Die alten Heiligthümer Roms, das Feuer der Vesta und das Palladium, wurden in den Tempel des neuen Gottes gebracht.

Die Folge dieser Göttermischung ist eine doppelte, eine andere in den Kreisen der Gebildeten, eine andere in den Kreisen des Volks. Bei den Gebildeten ist der ganze Cult nur ein verhüllter Pantheismus. Jeder Gott ist ihnen Symbol der Allgottheit. Es deuteten das auch Inschriften an, die wir in dieser Zeit vielfach finden: „Allen Himmlischen!" oder: „Allen Göttern und Göttinnen!" Ja, es werden jetzt alle Götter in Einen zusammengefaßt, und eine Gestalt, auf die man möglichst viele Attribute der verschiedensten Götter übertragen hat, erscheint als „deus pantheus," als „allgöttlicher Gott". Bei dem Volk dagegen ist die Fremdgötterei eigentlich nur noch ein verhüllter Fetischismus. Es fehlen diesen Göttern die Beziehungen zu Volk und Staat, sie sind ohne geschichtliche Wurzeln, reine Fetische. Darum werden sie auch nicht mehr als die gütigen Götter wie in früherer Zeit freudig verehrt, sie sind zu Dämonen geworden, die man fürchtet und mit allerlei Dienst und Gaben sich freundlich zu stimmen trachtet. Das Heidenthum dämonisirt; der Gottesdienst bekommt etwas ängstliches, finsteres, was das alte Heidenthum nicht kennt. Man hat nur noch Angst vor seinen Göttern, kein Zutrauen mehr zu ihnen.

Damit steht das Ueberhandnehmen des Zauberwesens in Verbindung. Auch das ist ein dämonisirender Zug des verfallenden Heidenthums, der jetzt stärker und stärker hervortritt. Heidenthum und Zauberei sind unzertrennlich verbunden. Das ganze Heidenthum ist von Zauberei durchzogen. Ueberall finden wir den Glauben an Wettermachen, Bezaubern von Feldern,

Liebeszauber, Verwandlung von Menschen in Thiere, Todtenbeschwören u. dgl. m. Der Heide lebt in beständiger Angst. Er fürchtet sich vor allerlei Lauten, Vorzeichen, bösem Blick, Zaubermitteln und den Spukgestalten der blutsaugenden Lamien und Empusen. Dafür gibt es dann auch allerlei Gegenzauber, mit dem man sich schützt, ein ganzes System von Vertheidigungsmitteln. Namentlich gelten die Amulette viel, mit denen sich der Heide von oben bis unten behängt.

Das Alles war schon früher da. Hatten doch die Kaiser schon genug mit Wahrsagern, Astrologen und Chaldäern zu thun. Hatte man doch den edlen Germanicus schon mit tödtlicher Magie umgeben und zu Tode gehetzt, auch grausige Verbrechen nicht scheuend, die begangen werden mußten, um alle die Zaubermittel, Stücke von Menschenleichen und was sonst dazu gehört, zu beschaffen. Aber dies Zauberwerk nimmt jetzt in entsetzlichem Maße zu. Die Orakel, die nie ganz verstummt waren, werden mehr als je befragt. Die Haruspicien, die Eingeweideschau, eine Zeit lang weniger geachtet, obwohl die eigentlich römische Art, die Zukunft zu erforschen, kommt wieder in Aufnahme. Alexander Severus ließ durch eigens von ihm besoldete Lehrer Vortrag darüber halten. Man wühlte wieder in den Eingeweiden nicht nur der Thiere, auch der Menschen, um zu erforschen, was die Zukunft bringen werde. Die allgemeine Unsicherheit der Zeit, die Angst vor dem, was kommen wird, oder der Ehrgeiz, der auf den Tod des Kaisers wartet, die Hoffnung seine Stelle einzunehmen, treibt dazu. Besonders die letzten heidnischen Kaiser sind diesem Zauberwesen leidenschaftlich ergeben. Weiber und Kinder werden im Palaste der Mitregenten Diocletians lebendig aufgeschnitten, um Eingeweideschau zu halten. Wie sucht man sich jetzt durch zahlreiche Amulette vor dem Zauber zu schützen! Wie achtet man auf Omina und Vorzeichen! Fast bei jedem Kaiser wissen die Zeitgenossen von Vorzeichen zu er-

zählen, die ihm den Thron weissagten. In Diocletian's Leben spielt die Weissagung einer Druidin, die ihm schon, während er noch als Unteroffizier in der Gegend von Lüttich stand, den Kaiserthron verkündete, eine große Rolle. Maximinus Daza rückt nichts von der Stelle ohne ein Omen; er geht nicht aus, ohne sein chaldäisches Stundenbüchlein zu befragen. Besonders eifrig beschäftigt man sich auch mit Traumdeutung. Artemidor von Ephesus hat sein ganzes Leben daran gesetzt, alles zu erforschen, was über Träume geschrieben ist, auch auf weiten Reisen Material und Erfahrungen gesammelt. Das Ergebniß war sein Buch Oneirocritica, Traumdeutungen. Da werden die Träume in ganz bestimmte Classen, gleichsam wissenschaftlich, eingetheilt, und dann die Deutung gegeben. Träumt man von einem großen Kopfe, so bedeutet das Reichthum und Ehrenstellen bei denen, die das noch nicht haben, sonst bedeutet es Sorge. Lange und glatte Haare bedeuten Glück, kurze Haare Unglück: Wolle anstatt der Haare Krankheit, Geschorensein Unheil. Wenn Jemand träumt, daß ihm Ameisen in's Ohr kriechen, so bedeutet das bei einem Redner viele Zuhörer, bei andern Menschen Tod, denn die Ameisen kommen aus der Erde.

Umherziehende Goeten trieben dieses Unwesen als einträgliches Geschäft. Phantastisch aufgeputzt zogen sie umher und boten ihre Zaubermittel aus. Von ihnen kaufte man Orakelsprüche, Amulette, Talismane, Salben, Ketten und Schnüre, die allerlei Unheil abwehren, diese und jene Krankheit heilen sollten. Magier und Zauberer genossen große Verehrung. Man drängte sich in ihre mystischen Cabinette, wo sie die Zukunft verkündigten und die Schatten der Todten beschworen, wo auch Tischrückerei und Tischklopferei getrieben wurde. Mag der große Spötter Lucian in seinem Alexander von Abonoteichos auch, um seine Zeit zu verspotten, ein Zerrbild gezeichnet haben, indem er auf den Einen vieles zusammenhäufte, es muß doch damals ähn-

liche Gestalten gegeben haben. Mit einem Comödienschreiber aus Byzanz zusammen, kauft Alexander in Pella eine große Schlange. Dann verstecken sie im Apollotempel zu Chalcedon zwei eherne Tafeln, auf denen geschrieben steht, daß Aeskulap mit seinem Vater Apollo bald in den Pontus nach Abonoteichos kommen werde. Die Auffindung der Tafeln macht den gewünschten Lärm, und Alexander geht nun nach Abonoteichos, um dem Gotte einen Tempel zu bauen und alles zu seinem Empfange zu rüsten. Phantastisch gekleidet, in weißgestreiftem Purpurgewand, tritt er dort auf und spannt durch allerlei Kunststücke die Erwartungen des Volkes auf's höchste. Unterdessen hat er in dem Fundamente des Tempels ein Ei mit einer kleinen Schlange darin versteckt, und nun tritt er auf dem Markte auf, um dem Volke die Ankunft des Gottes zu verkünden. Eingemischte hebräische und chaldäische Phrasen geben seiner Rede den rechten magischen Charakter, und als die Begeisterung auf dem Gipfel ist, rennt er hin, holt das Ei und zeigt den Erstaunten den jungen Gott. Nach einigen Tagen schon stellt Alexander dem Volke feierlich seinen Gott vor. Reich gekleidet liegt der Prophet in halbdunklem Zimmer auf kostbaren Polstern, und um ihn windet sich die von ihm früher gekaufte und dazu abgerichtete Schlange; das ist der nun schon groß gewordene Gott. Von allen Seiten strömt das Volk zu, der neue Gott ertheilt Orakel und wird für seinen Propheten eine Quelle des Reichthums und der Ehre. Schätze erhält er im Ueberfluß und sogar Münzen werden ihm zur Ehre geschlagen, ihn selbst mit seinem Gotte Glykon darstellend.

Charakteristisch für die Zeit ist auch ihre Vorliebe für allerlei Spuk- und Gespenstergeschichten. Phlegon hat ganze Bücher geschrieben, in denen es von Ungeheuern und Gespenstern wimmelt. Auch der vielgelesene Roman des Apulejus von Madaura, die Metamorphosen, ist eigentlich nichts als eine Reihe

von Spuk- und Zaubergeschichten, eine Ausgeburt der zügellosesten, oft schmutzigen Phantasie. Daran hatte die Zeit mit geheimem Grauen ihre Lust. Daß die Todten beschworen werden können und erscheinen, ist allgemeiner Glaube, und solche, die sich auf diese Kunst verstehen, sind gesuchte Leute. Als Caracalla seinen Bruder Geta ermordet hat und in seiner Gewissensangst sich fortwährend von seinem todten Bruder mit dem Schwert verfolgt glaubt, treibt ihn die Angst zu Beschwörungen. Commodus und Severus erscheinen ihm, aber der letztere in Begleitung des nicht gerufenen Geta, der wilde Drohungen ausstößt. Apulejus in dem oben erwähnten Romane schildert uns eine solche Beschwörung. Er erzählt uns, wie auf dem Markte in Larissa ein Aegypter eine Leiche beschwört. Im linnenen Kleide steht er vor ihr, legt ihr drei Mal Kräuter auf Mund und Brust und murmelt, nach der aufgehenden Sonne hingewendet, Gebete. Und das Alles wird mit einem Eifer betrieben, einem Fanatismus, der der früheren Zeit auch ganz fremd ist. Das dämonisirende Heidenthum, achten wir darauf wohl, es ist der Schlüssel zu mancher Erscheinung, auf die wir stoßen werden, wird fanatisch, und dieses fanatische Heidenthum, das wird den Kampf gegen das Christenthum noch ganz anders, ungleich blutiger, ungleich grausamer führen, als das frühere, mehr naive Heidenthum gethan hat.

Auch der Zug auf das Jenseits, den wir schon in der ersten Kaiserzeit beobachteten, ist jetzt viel stärker geworden. Werfen wir einen Blick auf die Grabschriften des dritten Jahrhunderts, so haben wir einen förmlichen Heidenhimmel vor uns. Da heißt es: „Ihr unglücklichen Ueberlebenden beweint diesen Todesfall, ihr Götter und Göttinnen freuet euch über den neuen Mitbürger," oder: „Jetzt erst lebst du deine selige Zeit, fern von allem Erdengeschick; hoch im Himmel genießest du mit den seligen Göttern Ambrosia und Nektar," oder: „Götter der Unter-

welt eröffnet meinem Vater die Haine, wo purpurn ein ewiger Tag leuchtet.“ Um in diesen Himmel zu kommen, bedarf es der Weihen. Es bedarf der Erlösung, das wissen die Heiden jetzt auch, nur daß jeder sein eigener Erlöser sein und die Erlösung durch allerlei Prüfungen und Leiden selbst vollbringen muß.

Hier wurzelt der starke Zug der Zeit auf Askese, der die Zeit beherrscht. Der Taumel der Lust ist vorüber, die Schätze der eroberten Welt sind verpraßt, ernüchtert fühlt die Welt ihr Elend und sucht durch allerlei Selbstpeinigungen, Büßungen und Kasteiungen Frieden und Heil zu gewinnen. Hier hat auch die große Verbreitung von allerlei Mysterien ihre Ursache.

Die früheren Mysterien hatten einen lokalen Charakter. Wer nach Eleusis kam, ließ sich wohl aus alter Ehrfurcht in die Eleusinischen Mysterien einweihen, allgemein verbreitet waren sie nicht. Erst in dieser Zeit kommt eine ganz neue Art von Mysterien auf, die durch das ganze Reich verbreitet, alle auf Entsühnung, Wiedergeburt, Unsterblichkeit und Seligkeit abzielen. Von manchen wissen wir, eben weil sie Geheimdienste waren, nur wenig, von anderen ist uns Genaueres aufbehalten. Da sind die Mysterien des Sabazios, von denen wir kaum mehr als einige Formeln kennen. Da ist das schauerliche Taurobolium und Kriobolium. Der Einzuweihende wurde um Mitternacht, mit symbolischen Kleidern angethan, in eine mit Brettern bedeckte Grube gestellt. Ueber ihm wurde dann ein Stier oder Widder geopfert, und von dem durch die Spalten und Löcher der Bretter herabfließenden Blute mußte er nun so viel als möglich mit dem Gesicht und den Händen auffangen, denn dies waren die vires aeternae, das ewige Weiheblut. Dann mußte er in den blutigen Kleidern eine Zeit lang umhergehen und hielt sich nun, wie Weihe-Inschriften bezeugen, für in aeternum renatus, auf ewig wiedergeboren. Da sind die hochangesehenen Isismysterien noch viel complicirterer Art. Eine lange Vor-

bereitung ging voraus, Enthaltung von Fleischspeisen, Bäder, Besprengungen mit Weihwasser. Freunde und Miteingeweihte brachten Pathengeschenke. In der durch einen Traum bestimmten Weihenacht verharrt der Einzuweihende im Tempel, zuerst im harten linnenen Kleide, dann die Kleider, die alle symbolische Bedeutung hatten, zwölfmal wechselnd, geht er durch eine Reihe von Aufzügen und Erscheinungen hindurch, die symbolisch das Sterben und Wiederauferstehen durch die Gnade der Isis bedeuten.

„Ich durchschritt," erzählt uns ein gewisser Lucius von diesen Weihen, „die Pforten des Todes, ich betrat die Schwelle der Proserpina und, nachdem ich durch alle Elemente gefahren, kehrte ich wieder zurück. In der Mitte der Nacht sah ich die Sonne in ihrem hellen Schein. Vor die unteren und oberen Götter trat ich hin und betete sie in der Nähe an." Gegen Morgen steht Lucius im geblümten Kleide, eine Fackel in der Hand, einen Strahlenkranz von Palmblättern auf dem Haupte, auf einer Estrade vor dem Bilde der Göttin Isis. Plötzlich öffnet sich ein Vorhang, und die im Schiff des Tempels versammelte Menge erblickt ihn als lebendiges Bild der Sonne. Allerlei Apparate, um die hier erwähnten Erscheinungen hervorzubringen, gehörten zu den nothwendigen Requisiten des Tempels, namentlich dienten auch Spiegel diesem Zwecke. Hippolyt gibt eine ganze Liste dieser Künste, wie die Priester es bewirkten, daß die Thüren der Tempel sich von selbst öffneten, daß in dem Augenblick, wenn die Opferflamme emporschlug, eine geheimnißvolle Musik ertönte, daß majestätische Gestalten in den Flammen des Altars erschienen u. dgl. m. So glaubten denn die Einzuweihenden sich wirklich überall von Wundern umgeben.

Schrecklicher sind die Mysterien des Mithras, und sie vor Allen zeigen uns, was es sich die Heiden kosten ließen, um eine Entsühnung zu erlangen. Die Weihen hatten verschiedene Grade, Rabengrad, Kriegergrad, Löwengrad u. s. w. Die Einzuweihenden

mußten viele Prüfungen durchmachen, Züchtigungen genannt. Es gab solcher Züchtigungen achtzig: Fasten, Stehen und Liegen in Schnee und Eis bis auf 20 Tage lang, das Marterbrett, Aengstigungen, Geißelungen u. s. w. Sie waren so hart, daß viele ihr Leben darüber einbüßten. Dennoch drängten sich ganze Schaaren, auch Vornehme, selbst Kaiser dazu, Krieger des Mithras zu werden.

Ein seltsames Bild, das diese Zeit uns entrollt. Man könnte auf den ersten Blick geneigt sein, darüber zu lachen und zu spotten, und doch wieder kann man es nicht ohne Wehmuth ansehen. Also in einen solchen Hexensabbath läuft die Herrlichkeit der alten Welt aus! Die Welt, die einen Sokrates gehört und einen Plato, die einen Sophokles hervorgebracht und so viel Schönes gesehen, die einst so licht und hell dalag mit ihren Kunstwerken, deren Heldengestalten noch unsere Jugend begeistern, die endet damit, daß sie tausend wunderliche Götter anbetet, Götter mit Hundeköpfen und kegelförmige Steine, die kriecht in die Mithrashöhlen und sucht im Sühnblut der Taurobolien eine Wiedergeburt, die ängstigt sich vor magischen Künsten und Spukgestalten und wird das Opfer jedes Betrügers, der ihr Mirakel vorspiegelt! Das versteht man wenigstens, wie in dieser Zeit der größte Spötter geboren werden konnte, der je gelebt. Für Lucian von Samosata ist das Alles nur eine lustige Komödie, die ihm unendlichen Stoff zum Lachen gibt. „Sei nüchtern und hartgläubig!" mit dem Wahlspruch steht er seiner Zeit gegenüber wie ein vereinzelt Nüchterner einer ganz trunkenen Gesellschaft. Er spottet über Alles, über Götter und Menschen. In seinen Göttergesprächen erleben wir bald einen häuslichen Streit zwischen Jupiter und Juno; bald sehen wir den ganzen Olymp in Angst darüber, daß bei einer Disputation zwischen stoischen und epicuräischen Philosophen die Sache der Götter schlecht steht; bald hören wir, wie über alle die seltsamen neuen Götter ver-

handelt wird, die sich in den Olymp eindrängen. Mit der beißendsten Satyre geißelt er den Aberglauben, das Zauberwesen und die umherziehenden Gaukler, aber dann verfallen auch Sokrates und Plato seinem Spotte, und in dem Christenthum sieht er nur eine der vielen Zeitthorheiten. Der Anbeter „des gekreuzigten Sophisten" sind ihm eben solche abergläubische Narren wie die, die dem Schlangengott des Alexander zulaufen. Er kennt wohl ihre Liebesthätigkeit; eine unerreichbare Schnelligkeit legen sie an den Tag, sagt er selbst, wenn es gilt, einen aus ihrer Mitte zu unterstützen, zu vertheidigen und zu trösten, und in Gemeindesachen sehen sie über alle Kosten hinweg; aber er lacht nur darüber, daß ihr erster Gesetzgeber ihnen weiß gemacht hat, sie seien alle Brüder. Er sieht, wie sie den Tod verachten, aber auch das ist ihm lächerlich, denn die Unglückseligen haben sich überredet, daß sie mit Haut und Haar unsterblich sind und für alle Zeit leben werden. Es gibt eigentlich nichts schrecklicheres, als einen solchen Menschen, dem alles lächerlich ist, denn darin liegt der Beweis, daß ihm auch nichts mehr heilig ist. So scharf Lucian seine Zeit zeichnet, verstanden hat er sie doch nicht. Er sieht nur die Seltsamkeiten und Ungeheuerlichkeiten, aber von dem tiefen Ringen, das sie bewegt, von der Sehnsucht, die zu so wunderlichen Dingen treibt, hat er keine Ahnung. Einem Materialisten, wie Lucian durch und durch ist, ist keine Zeit so unverständlich wie die, welche jetzt anbricht.

Nach den Orgien der ersten Kaiserzeit ist eine Bußtagsstimmung über die Welt gekommen, in weiten Kreisen bewegt die Frage alle Herzen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" Solche Zeiten haben immer eine große Bedeutung für das Reich Gottes. Was die Menschen in die Mysterien trieb, die Angst um ihr Seelenheil, das konnte sie dem rechten einigen Mysterium von der Erlösung zugänglich machen; was sie die schweren Kasteiungen und Büßungen nicht scheuen ließ, das

Verlangen nach Vergebung, das sollte ihre Herzen der Predigt erschließen von der Vergebung, die umsonst und aus Gnaden Jedermann angeboten wird.

Zunächst freilich sucht das Heidenthum noch, sich selbst zu helfen, die nicht mehr verkannten Bedürfnisse aus eigener Kraft zu befriedigen. Noch einmal rafft sich der griechische Geist auf und schafft ein neues, das letzte philosophische System, den Neuplatonismus.

Der Neuplatonismus, als dessen Vater der Sackträger Ammonius in Alexandrien gilt, den aber erst dessen Schüler Plotin zu einem wirklichen System ausgebildet hat, ist nach allen Seiten hin eine Mischgestalt, wie sie solche gährende Zeiten hervorzubringen pflegen. Er ist Philosophie, eine Wiedererweckung des Platonismus, aber so, daß diesem viele andere Bildungselemente eingefügt werden. Plotin will gerade zeigen, daß alle philosophischen Systeme dasselbe gewollt haben, und sucht mit Plato Aristoteles und die Stoa zu vereinigen. Der Neuplatonismus ist aber zugleich Theologie, er entspricht dem starken religiösen Zuge der Zeit. Nicht durch philosophisches Denken, sondern durch Anschauen, durch unmittelbare Intuition soll die Erkenntniß des Höchsten gewonnen werden. Ja, der Neuplatonismus tritt eigentlich als neue Offenbarung auf. Ammonius heißt: „Der Inspirirte Gottes," und Plotin glaubt nicht einen Dämon bloß, sondern einen Gott höherer Ordnung zum Begleiter zu haben. Zu einem Opfer eingeladen, antwortet er: „Es ist an den Göttern zu mir zu kommen, nicht an mir, sie aufzusuchen."

Plotin bezeichnet es als die Aufgabe seiner Lehre, „die Seele aus dem Zustande der Entwürdigung, in welcher sie ihrem Vater und ihrem Ursprung entfremdet, sich selbst verkennt und unter die vergänglichen Dinge herabsetzt, zu dem Entgegengesetzten, dem Höchsten und Besten empor zu führen." Das

Höchste, das Urwesen, der Urgrund aller Dinge ist nach Plotin das Eine, das Gute, das so hoch über Allem erhaben ist, daß jede nähere Bestimmtheit und Unterscheidung, auch jede Beziehung auf etwas Anderes von ihm ausgeschlossen ist. Obwohl aber das Eine in absoluter Höhe schwebt, so vollzieht sich doch von ihm aus ein Proceß der Kraftmittheilung, der stufenweise fortschreitet. Diese Stufen sind der denkende Geist und die weltgestaltende Seele. Dem Einen Seienden tritt die Materie als das Nichtseiende, das Princip des Bösen gegenüber. In dieses Gebiet steigt die Seele herab, und bildet die Fülle des Daseins. Alle Menschenseelen entstammen der Weltseele; sie sind aus dem Ewigen in das Zeitliche herübergetreten und in die Fesseln des Leibes geschlagen. Darin besteht eben der Zustand der Entwürdigung, in dem der Mensch sich befindet, und seine ethische Aufgabe ist nun, aus der materiellen Welt in die höhere zurückzukehren. Dieses geschieht durch Tugend, indem die Seele sich durch Askese von dem Materiellen reinigt, sich sammelt und auf das Eine hinrichtet. So kommt sie zum Anschauen des Höchsten, und wenn diese Momente der mystischen Einigung mit dem Höchsten auch während des Erdenlebens nur vereinzelte Lichtblicke sind (selbst Plotin ist nur einige wenige Male zu diesem Anschauen gelangt), so wird die Seele, nachdem sie von den Fesseln des Leibes gelöst sein wird, einmal zum ununterbrochenen Anschauen kommen.

Die Verwandtschaft dieses Systems mit dem Christenthum ist eben so leicht zu erkennen, wie seine Grundverschiedenheit. Auch hier ist es auf Erlösung abgesehen, aber Plotin erkennt weder die Tiefe des Verderbens, noch die Höhe der Gnade. Sein Höchstes ist nicht der lebendige Gott, der die Liebe ist, der Vater und Schöpfer aller Dinge, sondern ein abstract Eines. Es ist doch nur der „unbekannte Gott“, von dem Plotin weiß. Deßhalb ist auch das Materielle an sich das Böse, und die Er=

lösung besteht in der Zurückziehung der Seele aus der materiellen Welt. Diese Erlösung vollbringt der Mensch selbst durch Askese und Tugendübung. Bewegt sich so Plotin noch ganz in heidnischen Gedankenkreisen, so zieht er auch die heidnische Mythologie in sein System hinein. Die Mythen sind für ihn lauter Hüllen speculativer Ideen. Ueberhaupt hat das System für den ganzen heidnischen Volksglauben bequeme Anknüpfungspunkte und, was Plotin schon andeutet, das haben seine Schüler weiter ausgeführt. Die Idee, daß das Göttliche in verschiedenen Abstufungen sich offenbart und wirkt, bildet sich zu einer förmlichen Hierarchie von höheren und niederen Göttern aus; an die überweltlichen Götter reihen sich die weltbewohnenden, und unter diesen stehen die Dämonen, gute und böse. Auf diesem Wege ließ sich der ganze Volksglaube philosophisch rechtfertigen. Das Volk betet die weltbewohnenden Götter als seine Götter an, während sich der Weise zu dem Einen Höchsten aufschwingt. Die Einheit des in der Welt wirkenden Göttlichen gab die philosophische Grundlage für Magie und Mantik, und der ganze hergebrachte Cult, das ganze Zauberwesen konnte beibehalten werden. So gestaltete sich der Neuplatonismus zur Theologie des restaurirten Heidenthums aus, dem hier seine wissenschaftliche Begründung für die Gebildeten gegeben werden sollte. Aber die Neuplatoniker wollten nicht bloß restauriren, sie wollten reformiren. Indem sie dem heidnischen Cult eine neue Grundlage gaben, wollten sie ihn zugleich von den gröbsten Anstößen säubern und ihm etwas von dem mittheilen, was das Christenthum voraus hatte. Namentlich sollten die blutigen Opfer abgeschafft werden, und an ihre Stelle nur unblutige Opfer und Gebete treten; auch sollte der Cultus nicht mehr bloß aus todten Ceremonien bestehen, sondern nach dem Vorbilde der christlichen Gemeinden auch Lehre und Predigt in den Gottesdienst eingeschoben werden.

An diesem Punkte läßt sich deutlich erkennen, daß das Christenthum, obwohl der Zahl seiner Anhänger nach noch bedeutend in der Minorität, doch bereits die weltbeherrschende Macht geworden ist. Wie fremd war anfangs den Heiden der geistige Gottesdienst der Christen gewesen, wie hatten sie darüber gespottet, daß bei ihnen Handwerker und alte Weiber in religiösen Dingen unterrichtet würden. Jetzt erkennt man bereits was man früher verspottet als Bedürfniß an, und sucht es auf dem Boden des Heidenthums selbst zu befriedigen. Auch der heidnische Cultus soll vergeistigt, das Grobmaterielle der Thieropfer beseitigt, auch da soll Fürsorge für die Unterweisung des Volkes getroffen werden. Man sieht, die Restauration des Heidenthums steht bewußt oder unbewußt selbst unter dem Eindrucke des Christenthums. Auch in dieser Bewegung ist das Christenthum bereits so sehr die treibende Macht, daß das restaurirte Heidenthum aus dem Christenthum entlehnte Züge annimmt, ja geradezu ein Gegenbild des Christenthums wird.

Ich redete oben, einen von Andern ausgeprägten Ausdruck mir aneignend, von einem Heidenhimmel, um anzudeuten, daß die Anschauung des Heidenthums vom Jenseits eine frappante Aehnlichkeit mit der christlichen bekommt. Man könnte ebenso gut von einer Heidenbibel reden. Einer der Häupter der neuplatonischen Schule, Porphyrius, veranstaltete eine Sammlung von heidnischen Orakeln und Göttersprüchen, und in der Vorrede zu diesem Werke sagt er: „Welchen Nutzen diese Sammlung hat, werden Diejenigen am Besten wissen, welche, nach Wahrheit sich sehnend, einst baten, daß ihnen eine Göttererscheinung zu Theil werden möchte, damit sie durch einen mit glaubwürdiger Autorität begabten Unterricht Ruhe in ihren Zweifeln erlangen möchten.“ Was ist das anders als eine Heidenbibel? Alle die christlichen Begriffe, Sühne, Reinigung von Sünden, Wiedergeburt, begegnen uns jetzt auch bei den

Heiden, und was suchen sie anders in ihren Mysterien als Erlösung, also auch eine Heidenerlösung. Wie ganz anders stehen jetzt auch die heidnischen Priestercollegien da; namentlich zu Diocletians Zeit bilden sie förmlich eine Art Hierarchie, eine Art Lehrstand. Auch hier ist die Annäherung an die christliche Kirche spürbar genug. Der christlichen Kirche steht jetzt eine Heidenkirche gegenüber. Und um die Parallele bis zum Höchsten durchzuführen: Es gibt jetzt auch einen Heidenchristus, oder richtiger gesagt, ihrer mehrere.

Man muß einen Führer haben, um zum Frieden zu kommen, hatte schon Seneca gesagt, und diese Sehnsucht nach einem Führer der Seele ist immer stärker geworden. Die Einen suchen diesen Führer unter den Göttern. Mithras, „der unbesiegte Begleiter", ist ein solcher Führer. Die Andern suchen ihn unter den Weisen der Vorzeit. Aber dann ist es nicht das historische Bild des Weisen, sondern ein idealisirtes, das man aufstellt. So wird Plato, so wird Pythagoras idealisirt. Am berühmtesten ist in dieser Hinsicht Apollonius von Tyana geworden, in dem wir in der That einen förmlichen Heidenchristus vor uns haben. Der geschichtliche Apollonius war ein Magier und Goet des ersten Jahrhunderts, der viel umherziehend seine magischen Künste trieb, auch Visionen zu haben vorgab. Um das Jahr 200 nun schrieb Flavius Philostratus eine Biographie dieses Apollonius, in der sein Bild auf die allerphantastischste Weise idealisirt erscheint. Er zeigt seiner entarteten Zeit die Erscheinung eines vollkommenen Weisen voll übermenschlichen Wissens, in strenger Askese lebend. In allen Ländern zieht derselbe umher, predigt und thut große Wunder. Dabei ist sein Streben das Heidenthum zu reformiren, indem er auf die ursprünglich in demselben enthaltene Wahrheit, die nur im Laufe der Zeit entstellt ist, zurückgeht und diese wieder hervorzieht. Er hat auch um dieser reformatorischen Wirksamkeit willen Verfolgungen zu leiden,

namentlich von Nero und Domitian, und fährt zuletzt, ohne zu sterben, gen Himmel. Da haben wir wirklich ein vollständiges heidnisches Gegenbild von Christus, einen Heidenchristus.

Bei allen diesen Aehnlichkeiten ist es nicht meine Meinung, daß man immer bewußt nachgeahmt habe; eben auch ohne es zu wissen, steht man bereits im Banne des Christenthums. Das Heidenthum hat keine Kräfte der Wiedergeburt in sich, es muß sie entlehnen. Solche Kräfte kennt nur das Christenthum, denn Wiedergeburt kann nur von oben kommen, aus dem göttlichen Geiste. Gehen wir die Geschichte der christlichen Kirche durch, auf jeden Tod folgt auch eine Auferstehung, auf Zeiten des Verfalls folgen immer wieder Zeiten neuen Lebens, das von innen heraus sich Bahn bricht. Diese Kraft fehlt dem Heidenthum. Es ist eine natürliche Pflanze, die blüht und welkt, aber auf das Welken folgt kein neues Blühen. Es kommt im Heidenthum wohl zu einer Restauration, aber nicht zur wirklichen Reformation; das restaurirte Heidenthum ist zuletzt doch nur ein Zerrbild, eine Spukgestalt, eine galvanisirte Leiche. Nur um so rascher wird es dem Christenthum nun unterliegen. Freilich nicht ohne einen letzten heißen Kampf.

Ohne Zweifel hat das Heidenthum sich dem Christenthum erheblich genähert, ja geradezu etwas vom Christenthum in sich aufgenommen, und dennoch würde es wenig Kenntniß der menschlichen Natur verrathen, wollten wir darauf die Hoffnung einer freundlichen Stellung zu demselben gründen. Für manche Einzelne sind diese Annäherungen ohne Zweifel die Brücke gewesen, über die ihr Weg sie ganz in die Kirche führte; aber im Ganzen und Großen mußte die Annäherung den Gegensatz nur verschärfen. Denn nun glaubte man auf heidnischer Seite Alles selbst zu haben, was das Christenthum bot. Das Gute, was man jetzt dem Christenthum nicht mehr absprach, besaßen die Heiden nach ihrer Meinung in viel reinerer Gestalt. Dann

hatte aber das Christenthum um so weniger Recht zu existiren. Das frühere Heidenthum hätte im Grunde gar nicht die Kraft gehabt, einen entscheidenden Kampf gegen das Christenthum zu führen. Die Restauration hat dem Heidenthum wieder neue Kraft verliehen, das ist nicht zu leugnen, wenn die Kraft auch nicht die rechte ist. Deßhalb kann man jetzt auf den Gedanken kommen, in dem restaurirten Heidenthum die religiöse Grundlage für die Restauration des Staats- und Volkslebens zu suchen, und so zu einer Restauration der alten Welt überhaupt zu gelangen. Dafür war aber die Vorbedingung die Vernichtung des Christenthums. Je unnatürlicher die Restauration war, desto fanatischer war sie, und das restaurirte Heidenthum, das erst beginnt mit der ganzen Gluth des Fanatismus den Kampf der Vernichtung gegen das Christenthum. Die Kämpfer sind einander näher getreten, aber nicht um einander die Hand zu reichen, sondern nur einander um so fester zu fassen zum letzten verzweifelten Ringen.

2. Der Umschwung innerhalb des Christenthums.

In gewissem Sinne kann man nämlich jetzt auch vom Christenthum sagen, daß es dem Heidenthum näher getreten ist. Es hat ebenfalls eine tiefgehende Entwickelung durchgemacht, und soll ich diese auch zunächst in ein Wort zusammenzufassen suchen, so will ich sagen, es hat sich in die Welt eingelebt.

Das junge Christenthum trug in mancher Beziehung die Charakterzüge eines Neuerweckten an sich. Sich lebhaft bewußt, zu einem ganz neuen Leben durchgedrungen zu sein, ist ein solcher sich auch der Scheidung von seinem früheren Leben und daher ebenso scharf auch der Scheidung von allen Denen bewußt, die noch in dem alten Leben stehen. Die frische, jugendliche Begeisterung macht opferwillig und freudig zu leiden, aber die

Weltentsagung ist noch stärker als die Weltüberwindung. Er fürchtet für den neuerworbenen Schatz und hütet sich ängstlich, ihn durch irgend welche Annäherung an die Welt auf's Spiel zu setzen. Er kann sich noch nicht entschließen, den Versuch zu machen, auch die ihn umgebende Welt mit dem neuen Leben zu durchdringen, sondern hat eine Neigung, sich in die Stille zurückzuziehen, um in der Stille sich der erfahrenen Gnade zu freuen, mehr sie zu genießen, als damit zu arbeiten und zu wuchern. Leicht schließt er sich an Gleichgesinnte an, aber nur, um sich mit ihnen desto bestimmter gegen den großen Haufen abzuschließen. Er ist ängstlich, dieses oder das zu thun aus Furcht, sich zu versündigen, und in den großen Ernst und Eifer der Heiligung mischt sich leicht etwas von gesetzlichem Wesen. Der ganze Horizont des Lebens ist noch enge, und am liebsten wäre der Mensch möglichst bald heraus aus dieser Welt, daheim bei dem Herrn. Deßhalb auch die für diese Periode des Christenlebens so charakteristische Neigung, sich viel mit dem Jenseits, weniger mit den Aufgaben des Christen im Diesseits zu befassen, die Vorliebe, mit der man sich mit der Wiederkunft des Herrn und den letzten Dingen beschäftigt. Von dem allen hat das älteste Christenthum etwas, ich möchte, ohne heutige Parteibezeichnungen auf jene Zeit anzuwenden, fast sagen, es hat etwas Pietistisches an sich, und die Kirche noch etwas vom Conventikel. Steht doch nach der Meinung der Gläubigen die Wiederkunft des Herrn ganz nahe bevor. Diese Hoffnung beherrscht das ganze Leben. Auf einen längeren Bestand der Kirche auf Erden ist man nicht gerüstet, und das Streben richtet sich einseitig nur darauf, sich in der Welt auf den Tag der Zukunft Christi unbefleckt zu erhalten. Die Aufgabe der Weltüberwindung, die Aufgabe, die Welt mit christlichem Geiste zu durchdringen und aus diesem Geiste heraus neu zu gestalten, ist dagegen kaum noch in's Auge gefaßt.

So konnte das Christenthum die Welt nicht erobern. Es mußte weitherziger werden, der Welt in rechtem Sinne einen Schritt entgegenthun, sich zu ihr herablassen, um sie auf diesem Wege zu überwinden. So durfte die Kirche nicht bleiben, sie mußte das Conventikelhafte abstreifen und Volkskirche werden.

Freilich jeder Schritt dahin war mit den größten Gefahren verbunden. Gab man die schroffe Abschließung gegen die Welt auf, wie leicht konnte man dann dahin kommen, sich der Welt gleichzustellen und so zu ihrer Ueberwindung völlig unfähig zu werden. Denn wer sich der Welt gleichstellt, kann sie so wenig überwinden, daß er vielmehr von ihr überwunden wird. Statt im wahren Sinne Volkskirche zu werden, konnte die Kirche auch eine Allerweltskirche werden und damit ihr eigenthümliches Wesen an die Welt preisgeben. Blieb man nicht in der Enge und Stille, die Gefahr lag nahe genug, nun so weitherzig zu werden, daß die Gränze zwischen Christenthum und Heidenthum sich ganz verwischte, und das Christenthum sich ganz in das Heidenthum auflöste. Unter der Leitung ihres Herrn hat die Kirche diese Gefahren überwunden, und zwar sind es die großen Kämpfe gegen den Montanismus und den Gnosticismus, in denen das geschieht, durch welche hindurch die Kirche sich zur Volkskirche ausgestaltet, und sich so auch ihrerseits rüstet zu dem entscheidenden Kampfe gegen das Heidenthum.

Zwar die Enge, von der vorhin die Rede war, schien sich von selbst verlieren zu sollen. Der furchtbare Sturm unter Marc Aurel hatte das Gegentheil von dem gewirkt, was er wirken sollte. Statt die Kirche zu vernichten, förderte er ihr Wachsthum. Gerade in den verhältnißmäßig ruhigeren Zeiten, die ihm folgten, nahm die Zahl der Christen rasch zu, und namentlich hören wir von auffallend vielen Bekehrungen in den höheren Ständen. „Wir sind von gestern," kann schon Tertullian sagen, „und erfüllen Alles, Städte, Inseln, Castelle,

Municipien, Lager, Tribus, den Palast, den Senat und das Forum" und Eusebius macht die Bemerkung, daß seit Commodus „das heilsame Wort jede Seele aus jedem Geschlechte der Menschen der frommen Verehrung des Schöpfers aller Dinge geneigt gemacht habe, so daß nun auch schon zu Rom mehrere der durch Reichthum und Adel Ausgezeichneten mit ihrem ganzen Hause und Geschlechte dem Heile sich zuwandten." Davon war die natürliche Folge, daß die bisherige Schroffheit bei Vielen sichtlich nachließ. Christen aus den höheren Ständen, die zahlreiche heidnische Familienverbindungen hatten, nahmen keinen Anstand, auch Familienfesten in heidnischen Häusern und dann auch den dabei üblichen heidnischen Cultushandlungen beizuwohnen, sich zu bekränzen und an den Gastmählern theilzunehmen. Dabei machte man zwar immer die Restriction, an dem Heidenthum selbst sich nicht zu betheiligen, aber unmerklich rückte doch die Gränze des für erlaubt Gehaltenen Schritt um Schritt weiter. Einzelne wagten es schon, in Begleitung ihrer heidnischen Verwandten den Circus zu besuchen und in's Theater zu gehen. Auf die Dauer konnten sich die Christen unmöglich dem Kriegsdienst und den öffentlichen Aemtern entziehen, und auch da knüpften sich, wenn gleich widerwillig, doch nothwendig neue Bande mit der Welt. Es fand doch in Carthago schon sehr verschiedene Beurtheilung, als ein Soldat am Geburtstage des Kaisers den Kranz in der Hand behalten und sich geweigert hatte, ihn aufzusetzen. Darüber zum Tode verurtheilt, galt er den Einen als Märtyrer, als muthiger Zeuge, während ihn die Anderen als einen Hitzkopf ansahen, der mit seinem Verhalten unnöthiger Weise Anstoß gegeben. Von vielen Seiten wurde es jetzt offen ausgesprochen, es sei christlich weise, sich der Welt nicht zu schroff entgegenzustellen. Man dürfe die Heiden auch nicht reizen, hieß es, und gern führte man, um dieses und das zu entschuldigen, den Spruch Tit. 2, 5 im Munde und sagte,

man thue das, damit nicht der Name Gottes und Christi von den Heiden verlästert werde. Unter diesem Vorwande gab man es sogar für erlaubt aus, in der Verfolgung nicht bloß zu fliehen, sondern auch die Verfolgung durch Bestechung der Beamten und Soldaten abzuwenden. Man gebe ja nur, hieß es, dem Kaiser, was des Kaisers ist, das Geld, und sorge durch ein Opfer an Geld dafür, daß die Gemeinde sich ruhig versammeln und den Tag des Herrn ungestört feiern könne. Auch die Zucht in den Gemeinden fing an laxer zu werden. Leichter als früher erlangten auch wirklich Abgefallene die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Mochte sie ihnen selbst durch die regelmäßigen Organe verweigert werden, so griffen vielfach die Bekenner in die Uebung der Zucht ein. Was nämlich anfangs Solchen, die um des Bekenntnisses willen im Gefängniß gewesen waren oder Marter erduldet hatten, aus Ehrerbietung zugestanden war, das nahmen diese bald als ein Recht in Anspruch, nämlich daß Jeder, den sie zur Gemeinschaft zuließen, auch als in die Gemeinschaft der Gemeinde wieder zugelassen angesehen werden müsse. Dieses Recht handhabten sie aber höchst willkürlich, und die Kirchenzucht wurde dadurch an manchen Orten völlig zerrüttet.

Man kann zugeben, daß diesem Nachlassen der ursprünglichen Strenge nicht bloß Schwachheit zu Grunde lag, daß in den oft gehörten Reden von christlicher Weisheit und Vorsicht etwas Wahres lag. In der That, was möglich war, so lange die Gemeinden noch klein waren, und die Christen noch fast alle den niederen Ständen angehörten, das war nicht mehr möglich, als die Gemeinden anwuchsen, und die Kirche ihre Glieder auch unter den Vornehmen zählte. Ein Handwerker konnte leicht von Allem sich zurückziehen, sollte aber auch ein Ritter, ein Senator, ein Glied einer angesehenen Familie alle seine bisherigen Verbindungen abbrechen, wenn er Christ wurde? ja, war das wirk-

lich für die Kirche heilsam? Beruhte denn nicht auf diesen Verbindungen zum großen Theile die Hoffnung ihres weiteren Vordringens auch in den gebildeten Kreisen? Weiter, war es denn auf die Dauer möglich, sich dem Soldatenstande zu entziehen? Wenn nun ein Soldat sich bekehrte, Soldat mußte er doch bleiben? Rom war doch das irdische Vaterland auch der Christen, forderte nicht ihre Bürgerpflicht, es auch mit zu vertheidigen? War es richtig, daß die Christen keine öffentlichen Aemter annahmen? Konnten sie nicht in diesen Aemtern ganz besonders für ihren Herrn wirken? Waren sie aber Soldaten, standen sie in öffentlichen Aemtern, so mußte man ihnen auch Manches gestatten, was die frühere Zeit als Berührung mit dem Heidenthum zu meiden für Pflicht gehalten hatte. Und ließ sich denn die ältere strengere Zucht noch durchführen, als die Gemeinden keine kleinen Conventikel mehr waren, sondern zum Theil große Gemeinden in den Weltstädten? Wollte man wirklich das Volk haben, so durfte man die Anforderungen an die Heiligkeit des Wandels nicht zu hoch spannen, oder richtiger, da diese Forderungen nicht in der Macht der Kirche stehen, man mußte den Schwachen in so weit zu Hülfe kommen, daß man denen, die strauchelten und fielen, den Weg der Aussöhnung mit der Kirche nicht zu schwer machte.

Aber eben so wenig läßt sich leugnen, daß in dem Nachlassen der Strenge auch viel Schwachheit war, die sich nur hinter dem Gerede von christlicher Weisheit und Vorsicht versteckte; und auf die Weise durfte die schwierige Frage nach der Stellung der Gemeinde zur Welt nicht gelöst werden, daß man die alte Strenge in der Theorie festhielt und nur der Schwachheit einzelner Glieder dieses und jenes, und dann auch alle Tage mehr nachsah. Damit wäre man auf eine schiefe Ebene gekommen und auf dieser sicher bis zur völligen Verweltlichung hinabgeglitten. Darum war es der Kirche heilsam, daß

sich gegen die einreißende Nachgiebigkeit eine energische Reaction erhob, die dann freilich, wie es allen Reactionen zu gehen pflegt, nicht bloß die bisherige Stellung zu behaupten strebte, sondern diese noch überbot und so der Kirche den Anstoß gab, in ihrer Ueberwindung mit klarem Bewußtsein die richtige Stellung zu suchen.

Diese Reaction vertritt der sogenannte Montanismus, eine Richtung, die nach ihrem angeblichen Stifter, Montanus, so benannt, um die Mitte des zweiten Jahrhunderts von Phrygien ausgehend, in Kleinasien und Afrika, auch in Rom und im übrigen Abendlande zu Anfang des dritten Jahrhunderts weit verbreitet, zum Theil herrschend erscheint. Der Montanismus geht zunächst darauf hinaus, die alte Sittenstrenge und scharfe Zucht zu bewahren und wo sie hinfällig geworden ist, herzustellen. Dabei bleibt er aber nicht stehen, sondern will auch darüber hinaus die Strenge noch verschärfen. Zu diesem Zweck erweckt er durch seine Propheten und Prophetinnen die schon nachlassende Erwartung einer baldigen Wiederkunft Christi. Das Weltende, so predigen die Montanisten, ist vor der Thür, die Kirche ist in ihre letzte Periode eingetreten. Das ist die Periode des Paraclet, des heiligen Geistes, der durch seine Propheten der Kirche ein neuestes Gesetz gibt, neue Vorschriften über Sitte und Zucht. Diese Vorschriften sind überall verschärfende. Hat bisher als Regel gegolten: Was nicht verboten ist, das ist erlaubt! so heißt es jetzt: Was nicht ausdrücklich erlaubt ist, das ist verboten! Schroffer noch soll sich die Kirche von der sie umgebenden Welt sondern. Gegen weltliche Bildung, Kunst, Wissenschaft, Vergnügungen nimmt der Montanismus eine durchaus ablehnende Stellung ein. Das Alles ist Sünde; mit dem Allem soll der Christ unverworren bleiben. Die Pflicht des Märtyrerthums wird stark betont; jede Umgehung desselben, auch das Ausweichen durch die Flucht, als Verleugnung gestraft. Die

Fasten werden verschärft und streng gesetzlich vorgeschrieben. Auf manche Kleinigkeiten, z. B. daß die Jungfrauen nur verschleiert zur Kirche kommen dürfen, wird großes Gewicht gelegt. Namentlich aber, und hier tritt das Wesen des Montanismus am deutlichsten zu Tage, soll die Kirchenzucht viel strenger werden. Der Montanismus verweigert Allen, die in Todsünden gefallen sind, schlechtweg und für immer, selbst wenn sie Buße thun, die Wiederaufnahme in die Gemeinde. Gott mag sie wieder aufnehmen (die Möglichkeit wird nicht geleugnet), aber die Kirche nicht.

Hätte diese Richtung in der Kirche gesiegt, so hätte die Kirche keine weltgeschichtliche Macht werden können. Sie wäre zu einem Conventikel zusammengeschrumpft, zur Stabilität verurtheilt ohne Einfluß auf das Volksleben geblieben. Sich abschließend gegen die Welt, wäre sie unfähig geworden, die Welt zu überwinden. Gegen Wissenschaft und Kunst nur negativ sich verhaltend, hätte sie niemals vermocht, eine christliche Wissenschaft, eine christliche Kunst hervorzubringen. Sie hätte vielleicht in ihrer Mitte eine heroische Weltentsagung erzeugt, ernste Gestalten, Heilige und Dulder, erzogen, aber Erzieherin des Volks hätte sie nicht werden können, denn Vorbedingung des Erziehens ist, daß der Erziehende zu denen, die erzogen werden sollen, sich herablassen kann, und das kann eine solche Gemeinde von Heiligen nicht. Bei ihr ist nur Zucht, die ausschließt, nicht Erziehung, die gewinnt und einschließt. So hätte die Kirche auch nie die Grundlage bilden können, um auf derselben den Staat neu zu gestalten. Auch ein christlicher Staat ist vom montanistischen Standpunkte nicht denkbar. Aber es gelang der Kirche, wenn auch erst nach schwerem Kampfe, den Montanismus zu überwinden und zwar, was dieser Ueberwindung erst den rechten Werth gibt, ohne ihrerseits in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen. Sie hat die Warnung vor sittlicher Laxheit, die im

Montanismus lag, nicht überhört, aber auch die Nothwendigkeit erkannt, sich in die Welt einzuleben, und man wird ihr nachrühmen dürfen, daß sie auf lange Zeit im Ganzen und Großen die richtige, gesunde Mitte innehält. Ohne die Hoffnung auf die endliche Wiederkunft des Herrn fahren zu lassen, ist sie doch in die geschichtliche Entwickelung eingegangen und hat sich eingebürgert auf Erden. Ohne die hohen Forderungen an die Heiligung ihrer Glieder aufzugeben, hat sie doch gelernt sich zu den Schwachen herabzulassen. Mit allem Ernste Zucht übend, hält sie doch auch den Gefallenen den Weg der Rückkehr offen. Sich wohl bewußt, daß sie nicht von dieser Welt ist, macht sie doch allem menschlich Großen und Schönen in sich Raum nach dem Worte des Apostels: Es ist Alles Euer! An die Stelle einer bloß negativen Weltentsagung tritt die Weltüberwindung, die doch zuletzt der Zweck ist, dem die Weltentsagung als Mittel dient, und als ihre Aufgabe betrachtet sie es jetzt mehr und mehr, Alles, auch Wissenschaft, Kunst, Volksleben mit christlichem Geiste zu durchdringen.

Der Antipode des Montanismus ist der Gnosticismus. Es ist schwer diese Richtung, die in ihren ersten Keimen schon zu der Apostel Zeit bemerkbar, im zweiten Jahrhundert zu einer großen Gefahr für die Kirche heranwuchs, mit wenigen Zügen zu charakterisiren. Gnosis heißt Erkenntniß, und wie diese Richtung daher ihren Namen hat, so liegt darin auch ihr eigentliches Wesen, daß sie an die Stelle des Glaubens die Gnosis, die Erkenntniß, setzt. Die Hauptfrage für den Gnostiker ist nicht die Heilsfrage: Wie werde ich selig? sondern er fragt nach der Entstehung und Entwickelung der Welt, nach dem Ursprunge des Bösen und der Herstellung der ursprünglichen Weltordnung. Darin gerade, diese zu erkennen, liegt ihm die Erlösung. So werden denn unter Heranziehung der mannigfaltigsten Elemente neben den dem Christenthume entstammenden Gedanken, griechi-

scher Philosophie, jüdischer Theologie, altorientalischer Theosophie, große speculative Systeme aufgeführt, die alle darauf abzielen, den Proceß der Weltentwickelung darzustellen. Aus einem pantheistisch gedachten Urgrunde strömen, so denkt man sich diese Entwickelung, eine Reihe von Wesen aus, Aeonen genannt, Lichtwesen, von denen jedes folgende, dem Urgrunde entfernter, unvollkommener ist als das vorhergehende, bis das letzte mit der Materie zusammenstößt, die von Ewigkeit her dem göttlichen Lichtwesen als das Ungöttliche, das Dunkle, das eigentlich Nichtseiende entgegensteht. Aus diesem Zusammenstoß, aus der Mischung des Lichtwesens mit der Materie, entsteht dann die sichtbare Welt, in der nun ein Theil des Lichtwesens, des Geistes von der Materie gefangen gehalten wird, mit der Materie gemischt ist. Daß dieses gefangene Lichtwesen aus den Banden der Materie befreit, die Mischung aufgehoben und die ursprüngliche Ordnung hergestellt wird, darin besteht die Erlösung. Geschehen ist diese durch Christum. Darin, daß sie das festhalten, bezeugen die Gnostiker ihren noch immer christlichen Charakter im Unterschiede von ähnlichen heidnischen Systemen, aber freilich, was sie Erlösung nennen, ist etwas ganz Anderes, als was die Schrift unter Erlösung versteht. Für sie ist Erlösung nicht Erlösung von der Sünde, sondern Herstellung der Weltordnung, und so ist ihnen Christus auch nicht der Heiland, der das Heil, die Vergebung der Sünde bringt, nicht Heilsprincip, sondern nur Weltprincip. Weder die Schöpfung, noch die Menschwerdung Gottes findet in den gnostischen Systemen Raum. Die Anschauung, daß die Materie an sich das Böse ist, läßt es nicht zu, daß Christus wirklich in die Menschheit eingeht; er wird nur zum Schein Mensch, und sein ganzes Leben auf Erden, namentlich sein Leiden und Sterben, ist Alles nur Schein. Die Gnostiker sind durchweg Doketen, d. h. sie lösen die ganze Erscheinung des Herrn in einen bloßen Schein auf. Die Heils=

thatsachen sind ihnen nicht Thatsachen, sondern nur noch Symbole, und der positive Inhalt des Christenthums verflüchtigt sich in speculative Ideen.

Vorhin nannte ich den Gnosticismus den Antipoden des Montanismus. Das ist er in der That. Leidet dieser an zu großer Enge, nun hier ist Weite nach allen Seiten. Den ganzen Bildungsstoff der Zeit weiß der Gnosticismus zu verwerthen. Orientalisches und Occidentalisches in buntem Gemisch, Philosophie und Volksaberglauben, Alles holt er heran und verwendet es zu Bausteinen für seine Systeme. Da stehen die Mythen des Heidenthums neben den Erzählungen der Evangelien, die ihm ja auch nur Mythen sind; da wird jetzt eine Beweisstelle aus den biblischen Büchern, jetzt eine aus Homer oder Hesiod entnommen, und jene wie diese in allegorischer Auslegung benützt, um die selbstgeschaffenen Phantasiegebilde nachträglich zu begründen. Da ist auch Weite genug im Sittlichen; keine ängstliche Scheu, sich zu beflecken, keine peinliche Sorge, sich gegen das Heidenthum abzuschließen. Es ist keine bloß vom Ketzerhaß erfundene Sage, daß die Gnostiker es mit der Befolgung des Sittengesetzes recht lax nähmen. Ausdrücklich haben Viele von ihnen die Flucht in der Verfolgung gestattet.

Im zweiten Jahrhundert gewann der Gnosticismus weiten Raum. Diese stolzen Himmel und Erde umfassenden Systeme hatten etwas gewaltig Imponirendes. Wie dürftig erschien dagegen das einfache Christenthum! Diese Weitherzigkeit hatte etwas ungemein Verlockendes. Bei den Gnostikern schien das Christenthum mit der Cultur gänzlich ausgesöhnt. Wie engherzig stand das kirchliche Christenthum da! Auch edlere Seelen konnte der Gedanke gefangen nehmen, auf diesem Wege die Welt für das Christenthum zu gewinnen. Die große Menge wurde durch die Geheimnißkrämerei angelockt, mit der die gnostischen Secten sich umgaben, dadurch daß sie, ganz dem Geschmacke der Zeit hul-

digend, kräftige Zauberformeln und Amulette ausboten, Einzelne auch wohl dadurch, daß es hier weniger streng genommen wurde mit der Sitte, daß sie hier Christen sein konnten, ohne Märtyrer zu werden. Aber der Sieg der Gnosis wäre der Untergang des Christenthums geworden. Es wäre in hundert Secten zersplittert, der Unterschied zwischen ihm und dem Heidenthum wäre verwischt, sein eigenstes Wesen hätte sich verloren, und statt wirklich ein Neues zu schaffen, wäre es nur ein Element in der sich auflösenden Masse, eine Zuthat mehr in dem gährenden Religionsmischmasch der Zeit geworden.

Als einen Kampf um ihre Existenz hat denn auch die Kirche den Kampf gegen alle Gestalten der falschen Gnosis geführt. Mit der größten Entschiedenheit hat sie an den geschichtlichen Thatsachen als der Grundlage des wahren Christenthums festgehalten und jeder Umsetzung derselben in einen symbolischen Schein gewehrt. Diese Thatsachen faßte sie jetzt auf Grund der Schrift in eine kurze Glaubensregel zusammen, und diese Glaubensregel, deren vollendetster Ausdruck im apostolischen Symbolum auch uns noch immer Glaubensregel ist, warf sie wie einen festen Damm dem Anfluthen gnostischer Speculation entgegen. Da bekannte sie gegenüber den gnostischen Phantasien von der Emanation der Aeonen aus dem Urgrunde einfach und schlicht Gott den Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde. Da bekannte sie dem gnostischen Idealismus gegenüber einfach die realen geschichtlichen Thatsachen, daß der Sohn Gottes wahrhaftig Mensch geworden ist, geboren von der Jungfrau Maria, wahrhaftig gekreuzigt und gestorben, wahrhaftig auferstanden. Damit rettete sie das Christenthum, damit begann sie aber auch die Bekenntnißbildung, damit schuf sie, könnte ich auch sagen, die Anfänge eines Katechismus und eben darin wieder eine nothwendige Grundlage der Volkskirche. Weder Montanismus noch Gnosticismus hätten eine Volkskirche schaffen

können. Jener hätte nur einen Conventikel von auserlesenen Heiligen gesammelt, dieser zwar eine große Menge zusammengebracht, aber mit verschwimmenden Gränzen gegen das Heidenthum, so daß man nicht gewußt hätte, ob die Glieder seiner Kirche Christen oder Heiden wären. Indem die Kirche aber Montanismus und Gnosticismus glücklich überwand, gestaltete sie sich wirklich zur Volkskirche aus.

In diesen Kämpfen entwickelt sich endlich auch, und das ist für die Ausgestaltung der Kirche nicht minder wichtig, ihre Verfassung.

Eine Verfassung hat die Kirche von Anfang an gehabt; von Anfang an ist ein Amt da. Ganz ungeschichtlich wäre es, sich die Gemeinden in irgend einer Zeit ohne Amt zu denken, als unorganisirten Haufen. Wo die Apostel Gemeinden stiften, da setzen sie auch Gemeindebeamten ein. Diese heißen Presbyter, d. h. Aelteste, oder was damals noch ganz gleichbedeutend ist, Bischöfe, d. h. Aufseher. Jede Gemeinde hat deren eine Mehrzahl. Nicht eine einzelne Persönlichkeit steht an der Spitze der Gemeinde, sondern ein Collegium gleichberechtigter Aeltesten. Das Amt derselben ist aber nicht in erster Linie Lehramt. Das Lehren war Sache der Apostel, und in weiterem Sinne konnte Jeder in der Gemeinde lehrend auftreten, der eine Gabe dazu hatte. Nur die Weiber schließt Paulus aus. Die Aufgabe der Aeltesten war vielmehr, der Gemeinde vorzustehen, sie zu leiten und zu regieren; ihr Amt ist vor Allem Regieramt. Aber allerdings machte es sich von selbst, daß ihnen meist auch die lehrhafte Erbauung der Gemeinde zufiel, weil sie als die hervorragenden Persönlichkeiten dazu auch am meisten geschickt waren. Daneben bestand in untergeordneter Stellung das Amt der Diaconen, d. h. Diener, nicht eigentlich oder gar ausschließlich als Amt der Barmherzigkeit, wie es heute Manche darstellen, sondern überhaupt als Amt des Dienstes zur Hülfeleistung für

die Presbyter, und so allerdings auch wesentlich für die Ausübung der Liebesthätigkeit in der Gemeinde. Das Amt der Aeltesten war übrigens bloß ein Gemeindeamt, kein Kirchenamt, das will sagen, es bezog sich lediglich auf die Einzelgemeinde, nicht auf die Gesammtkirche. Die einzelnen Gemeinden standen, abgesehen von der Verbindung, die in dem Wirken der keiner Einzelgemeinde angehörenden Apostel lag, nur in dem Zusammenhange mit einander, der durch den gemeinsamen Glauben und das Alle verknüpfende Band der Liebe gegeben war. Ein verfassungsmäßiger Zusammenhang durch ein, eine Mehrzahl von Einzelgemeinden umfassendes, Kirchenamt war noch nicht vorhanden.

In dieser Einfachheit blieb die Verfassung bis über die Zeit der Apostel hinaus, bis in's zweite Jahrhundert hinein. Es bedurfte eben nicht vieler Formen, weil der Geist noch sehr lebendig und kräftig war, auch die Gemeinden noch klein und alle Verhältnisse wenig verwickelt. Seit den ersten Jahrzehenden des zweiten Jahrhunderts tritt dann aber eine bedeutsame Aenderung ein. Nicht auf einmal in allen Gemeinden, noch weniger durch einen allgemeinen Beschluß, sondern durch einen gleichzeitig hier und dort sich geltend machenden innern Trieb erhebt sich über dem Collegium gleichberechtigter Presbyter-Bischöfe Einer als die leitende Persönlichkeit, und diesem fällt nun, unter dem für ihn allein beibehaltenen Titel Bischof, die Gemeindeleitung zu, so daß wir jetzt ein dreifach abgestuftes Amt haben: Einen Bischof und eine Mehrzahl von Aeltesten und Diaconen.

Auch in dieser neuen Gestalt ist das bischöfliche Amt anfangs bloßes Gemeindeamt, und der Unterschied zwischen den Amtsträgern und der Gemeinde wird nur als der Unterschied des Amtes, dagegen noch nicht als der eines zweifachen Standes angesehen. Bischöfe und Aelteste setzt man noch nicht als Priester

den Laien gegenüber, sondern Priester sind alle. Aber in den Kämpfen gegen den Montanismus und Gnosticismus vollzieht sich dann eine weitere Entwickelung. Aus einem bloßen Gemeindeamte wird das bischöfliche Amt ein Kirchenamt. Kam es im Kampfe gegen die falsche Gnosis darauf an, die Reinheit des Glaubens zu sichern, so knüpft sich die Ueberlieferung der Glaubensregel an das bischöfliche Amt; der Bischof hat die überlieferte Lehre rein zu bewahren. Kam es im Kampfe gegen den Montanismus darauf an, die sittliche Zucht in den Gemeinden zu ordnen, so ist es wieder der Bischof, dem die Uebung der Zucht zusteht. Wer mit dem Bischofe in Gemeinschaft steht, der steht mit der Gemeinde, der steht mit der ganzen Kirche in Gemeinschaft. In dem Bischofe ist die Gemeinde repräsentirt, und in der Gesammtheit der Bischöfe die gesammte Kirche. Schärfer sondert sich jetzt auch der Klerus von dem Laos, dem Volke, den Laien. Auf den Klerus wird die priesterliche Eigenschaft allein übertragen, und auf Grund des Namens Priester gewinnt auch die Vergleichung mit dem alttestamentlichen Priesterthum Raum und Macht. Wir haben jetzt bereits eine festgegründete, wohlgeordnete und, je mehr die Kirche in den großen innern und äußern Kämpfen einer kräftigen Führung bedurfte, in steigendem Maße auch kräftiger sich ausgestaltende Hierarchie vor uns.

Vergleichen wir jetzt einmal die Kirche bald nach dem Heimgange der Apostel, etwa auf dem Uebergange vom ersten zum zweiten Jahrhundert, mit der Kirche in der Mitte des dritten Jahrhunderts, etwa zur Zeit Cyprians, des Bischofs von Carthago, in dem zuerst das bischöfliche Amt in seiner vollen Ausgestaltung als Kirchenamt uns entgegentritt, — welche Entwickelung hat auch die Kirche durchgemacht! Sie ist nach Außen gewachsen, das ganze Reich ist von ihr erfüllt; es sind auch nicht mehr bloß Handwerker und Weiber, die Christum bekennen,

in allen Ständen zählen die Gemeinden Glieder. Sie ist auch nach innen erstarkt und hat sich in die Welt eingelebt. Zwar der erste frische Schimmer, oder besser gesagt, der überirdische Glanz, der den Eintritt der Kirche in die Welt bezeichnet, ist im Schwinden; das Leben läßt sich schon nüchterner und ruhiger an. Die Hoffnung auf eine baldige Wiederkunft des Herrn, die in der ersten Zeit so hoch aufflammt, ist gedämpfter geworden; die Kirche findet sich darein, daß sie einen längeren Bestand haben soll in dieser Welt, einen längeren Weg durch die Geschichte machen. Aber sie hat sich auch dazu gerüstet. Ein klares Bekenntniß der Thatsachen, auf denen die Kirche ruht, ist gewonnen. Fest gefugt steht die Verfassung da, die ganze Menge der Gemeinden ist wie im Glauben eins, so auch ein geschlossener Organismus mit bestimmt gegliederten Aemtern. Der Blick hat sich erweitert, der Sinn ist aufgegangen auch für alles menschlich Schöne und Große, auch für Kunst und Wissenschaft. Schon hat man auch auf christlicher Seite Männer aufzuweisen, die ihren Glauben in Schriften vertheidigen, schon haben Männer wie Irenäus und Origenes die ersten Grundlinien einer christlichen Theologie gezogen; schon sind die ersten Anfänge einer christlichen Kunst vorhanden, die wie ein junges Reis auf altem Stamm neue Blüthen treiben wird. Die Kirche ist kein Conventikel sich still zurückziehender, die Welt meidender Leute mehr, offen tritt sie auf als Volkskirche, fähig und eifrig das Volk zu erziehen durch Unterweisung und Lehre und eben so strenge wie weise Zucht.

Eine solche Kirche muß auch anders in die Welt hinausschauen und ihre Aufgaben anders fassen. Die heidnische Welt altert und, wie es dem Alter eigen ist, sieht sie rückwärts; da liegt versunken und verloren das goldene Zeitalter. Die Gegenwart ist eisern, und mehr und mehr beschleicht das Heidenthum ein Gefühl davon, daß es die sinkende Macht ist. Das Christen-

thum ist die aufsteigende Macht; jugendfrisch sieht es in die Zukunft, da winkt der Sieg. Und wie anders gestalten sich schon die Gedanken an den Sieg. Die frühere Zeit dachte an keinen andern Sieg als an den, den der wiederkommende Christus bringt. Der römische Staat und die heidnische Welt werden bleiben, bis der Herr kommt. „Die Verfolgungen," sagt Justin einmal, „werden bleiben, bis der Herr kommt und alle befreit." Noch für Tertullian fällt der Bestand dieser Welt ganz mit dem Bestande des römischen Reiches zusammen. Der Augenblick, wo das römische Reich zusammenbrechen wird, ist ihm auch der Augenblick der Wiederkunft Christi. Darum beten die Christen für das Reich und sorgen mit für seinen Bestand, weil sie damit zugleich um eine mora finis, einen Verzug des Endes, beten und sorgen. Daß einmal römische Kaiser Christen werden sollten, dünkt ihm ganz thöricht und ungereimt. Von jetzt an dagegen richten sich die Hoffnungen der Christen schon auf einen andern Sieg; schon fängt man an, den Gedanken zu fassen, daß das Christenthum von innen heraus das Heidenthum überwinden und die herrschende Religion im römischen Reiche werden wird. Wenn es alle so machten, wie die Christen, hatte Celsus gesagt, dann würde das Reich den Barbaren preisgegeben werden, und alle Bildung untergehen. Origenes antwortet: „Wenn es alle so machen wie ich, so werden dann auch die Barbaren das göttliche Wort annehmen und die Gesittetsten und Mildesten werden. Alle anderen Religionen werden dann untergehen, und nur die christliche wird herrschen, welche auch einst allein herrschen wird, da die göttliche Wahrheit immer mehr Seelen gewinnt."

Das ist Siegesahnung, mehr noch, das ist Siegesgewißheit. Aber freilich den Sieg wirklich zu erringen muß noch viel Blut fließen, viel mehr noch als schon geflossen ist. Die schwersten Perioden des Kampfes hat die erstarkte Kirche noch vor sich; erst das restaurirte Heidenthum macht den Versuch,

durch allgemeine Verfolgungen das Christenthum zu vernichten. Aber eben dann wird sich's auch zeigen, daß das restaurirte Heidenthum nur eine galvanisirte Leiche ist, unfähig, dem sinkenden Staate neues Leben einzuhauchen, und dem Christenthum, das auch in den schwersten Verfolgungen Treue gehalten, wird dann der Sieg nicht durch Gunst oder Laune eines Herrschers, sondern mit innerer Nothwendigkeit zufallen.

Viertes Kapitel.

Die allgemeinen Verfolgungen.

Röm. 8, 36: Wir sind geachtet für Schlachtschafe.

1. Von Marc Aurel bis Decius.

Auf den furchtbaren Sturm unter Marc Aurel folgte zunächst eine verhältnißmäßig ruhige Zeit. Es ist, als sollte der Kirche noch zuvor eine Frist geschenkt werden, sich in Frieden zu bauen und zu kräftigen, ehe die schwersten Stürme kamen. Commodus, der entartete Sohn Marc Aurels, ließ die Christen unbehelligt; auf die Fürbitte der Marcia rief er sogar viele aus der Verbannung und den Bergwerken zurück. Mehr als die römische Staatsreligion lagen ihm seine Fremdgötter, namentlich die ägyptischen am Herzen, und förderte er deren Cult, so konnte er auch einen andern orientalischen Fremdcult, das Christenthum, gewähren lassen. Doch blieben die bisherigen Gesetze bestehen, nur kehrte man, wo Christen angeklagt wurden, zu dem früheren trajanischen Verfahren zurück. Aufsehen machte es, daß

in Rom ein Senator Apollonius, wie erzählt wird von seinem eigenen Sclaven, als Christ denuncirt wurde. Er vertheidigte sich vor dem Senat selbst und wurde von diesem zum Tode verurtheilt. Auch die höchste Körperschaft des Reichs hörte also das Bekenntniß von Christo.

Zahlreicher wurden die Anklagen und Hinrichtungen unter Septimius Severus. Dieser scheint anfangs dem Christenthum günstig gewesen zu sein. Ein christlicher Sclave, Proculus, soll ihn in einer schweren Krankheit durch eine Salbung mit Oel geheilt haben. Vielleicht war es das starke Umsichgreifen des Christenthums in dieser Zeit, was ihn umstimmte. Die Gesetze gegen das Christenthum als verbotene Religion wurden erneuert, und der Uebertritt zu demselben noch schärfer verboten. So nahm denn das Gerichtsverfahren gegen die Christen wieder seinen Lauf. Wo ungünstig gesinnte Statthalter waren, kamen wieder Hinrichtungen vor, während andere Statthalter sich milder zeigten oder doch nur die Gelegenheit benutzten, sich zu bereichern, indem sie von den Christen Geld erpreßten.

Namentlich in Aegypten und Afrika wurde die Verfolgung eine Zeit lang sehr heftig, in Aegypten in solchem Maße, daß die Christen das Ende der Welt nahe glaubten. In Alexandrien starb Leonides, der Vater des großen Kirchenlehrers Origenes, der, damals noch jung, von seiner Mutter nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, dem Vater zu folgen. Dann werden eine Reihe von Schülern des Origenes genannt, die ebenfalls die Märtyrerkrone erlangten. Auch Frauen starben viele für den Herrn. Unter ihnen die Jungfrau Pantomiäna, die mit ihrer Mutter Marcella zusammen verbrannt wurde. Einer der Lictoren, Basilides, der sie zur Richtstatt führte, schützte die Jungfrau gegen die Verhöhnungen und Mißhandlungen des Pöbels. Sie dankte ihm und verhieß ihm zum Lohn, daß auch er bald die Krone erlangen werde. Was er gesehen und gehört,

wurde dem Basilides in der That ein Ruf zu Christo. Er bekehrte sich auf der Stelle, bekannte offen seinen Glauben und folgte denen, die er zum Tode geleitet, bald im Tode nach.

In der numidischen Stadt Scillita wurden eine Anzahl Christen und Christinnen vor das Tribunal des Proconsuls geführt. Er bot ihnen Gnade an, wenn sie sich zu den Göttern bekehren und beim Genius des Kaisers schwören wollten. „Ich weiß von keinem Genius des Beherrschers dieser Erde," antwortete einer von ihnen, Speratus, „aber ich diene meinem Gott im Himmel, den kein Mensch je gesehen hat, noch sehen kann. Ich entrichte meine Abgaben, denn ich erkenne den Kaiser als meinen Herrn; aber anbeten kann ich nur meinen Herrn, den König aller Könige, den Herrn aller Völker." Der Proconsul ließ sie in's Gefängniß führen und versuchte am andern Tage nochmals sie umzustimmen. Sie blieben aber fest bei ihrem Bekenntniß: „Wir sind Christen!" und auf die Frage des Proconsuls: „So wollt ihr keine Gnade, keine Verzeihung?" erwiederte Einer im Namen Aller: „In einem ehrlichen Kampfe gibt es keine Gnade. Thue was du willst. Wir sterben mit Freuden für unsern Herrn Christum." Auf dem Richtplatz beugten sie nochmals ihre Kniee, beteten mit einander und wurden dann enthauptet.

Etwas später starben in Carthago eine Anzahl Märtyrer, unter ihnen zwei junge Frauen, Perpetua und Felicitas, die, noch Katechumenen, erst im Kerker getauft waren. Perpetua war erst kürzlich Mutter geworden, aber weder die Liebe zu ihrem Kinde, das sie mit in's Gefängniß nahm, noch die Bitten ihres greisen Vaters machten sie wankend. „Du siehst hier," antwortete sie dem Vater, als dieser in sie drang, nicht solche Schande über die Familie zu bringen, „ein Gefäß, einen Krug, kann man es mit einem anderen Namen nennen, als was es ist?" Und als der Vater das verneinte, fuhr sie fort: „So

kann auch ich mich nicht anders nennen, als was ich bin, eine Christin." Im Gefängniß, dessen Dunkel sie, die nie so etwas erfahren, zuerst erschreckte, hatte sie ein Gesicht. Sie sah eine goldene Leiter in den Himmel ragen, zu beiden Seiten Schwerter, Lanzen und Messer, und am Fuß der Leiter lag ein Drache. Aufgefordert, die Leiter hinanzusteigen, setzte sie muthig dem Drachen den Fuß auf den Kopf mit den Worten: „Er wird mir nicht schaden im Namen Jesu Christi," und stieg empor. Oben angelangt, kam sie in einen großen Garten und fand hier den guten Hirten, der sie erquickte. Jetzt wußten die Eingekerkerten, was ihrer harrte und rüsteten sich auf den Abschied aus dieser Welt. Bei dem letzten öffentlichen Verhör machte der Procurator noch einen Versuch, sie zum Abfall zu bewegen. In Gegenwart ihres Vaters rief er ihr zu: „Schone deines greisen Vaters, opfere für das Wohl des Kaisers." Der Vater selbst stürzte auf sie zu, erinnerte sie an ihr Kind: „Erbarme dich deines Kindes." Aber Perpetua antwortete ruhig: „Ich kann nicht, ich bin eine Christin." Alle wurden verurtheilt, am Geburtstage des Cäsars Geta mit den wilden Thieren zu kämpfen. Am Abend vor dem Tage des Schauspiels hielten sie noch ein gemeinsames Mahl, das unter Gebet und Lobgesängen sich zur Agape gestaltete. Wie es häufig vorkam, sollten sie noch im Tode dem Volk zum Schauspiel dienen. Man wollte die Männer als Priester des Saturn, die Weiber als Dienerinnen der Ceres ankleiden. Da weigerten sie sich. „Freiwillig," sagten sie, „sind wir hierher gekommen, uns unsere Freiheit nicht nehmen zu lassen. Unser Leben haben wir preisgegeben, um dergleichen nicht thun zu müssen." Selbst die Heiden erkannten die Billigkeit der Forderung an und gaben nach. Einer, Saturus, fand ein schnelles Ende. Ein Leopard tödtete ihn mit einem Biß. Perpetua wurde mit Felicitas, in ein Netz gehüllt, einer wilden Kuh vorgeworfen. Als dabei ihr Kleid und Haar in Unordnung

gerieth, ordnete sie es noch sorgsam wieder, auch da weiblicher Zucht eingedenk. Endlich sollten sie alle den Gnadenstoß erhalten. Perpetua rief noch dem Soldaten Pudens zu: „Sei stark und denke an meinen Glauben und laß dich dieß alles nicht irre machen, sondern stärken.“ Dann gaben sie sich gegenseitig den Friedenskuß und wurden mit Dolchstößen getödtet. Der Gladiatorenschüler, der Perpetua zu tödten hatte, zitterte mit der Hand. Da griff sie selbst zu und führte ihm die Hand zum Todesstoße an ihren Hals.

Unter Caracalla hörten die Verfolgungen allmählig auf, und die Kirche erfreute sich eines völligen Friedens, den auch der Sonnenpriester Elagabal nicht störte. Alexander Severus und seine Mutter Julia Mammäa gaben der Kirche selbst Zeichen des Wohlwollens. In der Hauscapelle des Kaisers stand neben den Bildern anderer großer Männer auch das Bild Christi. Gern führte er Aussprüche des Herrn im Munde, und als in der Stadt Rom die Zunft der Garköche mit der christlichen Gemeinde eines Bauplatzes wegen in Streit gerieth, entschied der Kaiser zu Gunsten der Christen, denn, meinte er, es sei besser, daß dort auf welche Weise auch immer Gott verehrt, als daß der Platz den Garköchen eingeräumt werde. Von Philippus Arabs wurde sogar erzählt, er sei heimlich selbst zum Christenthum übergetreten.

Auch hier zeigt sich wieder, daß oft gerade die sonst tüchtigsten Kaiser Verfolger der Kirche sind, während sonst schlechte sie dulden. Es erscheint das vielleicht auf den ersten Blick seltsam, erklärt sich aber leicht. Jene schlechten Kaiser (um sie kurz so zu nennen) sind dem römischen Wesen und Geiste und daher auch der römischen Staatsreligion entfremdet, und haben deßhalb auch kein Interesse daran, diese gegen das andringende Christenthum zu vertheidigen. Sie sind zum Theil ihrer eigenen Religionsanschauung nach Syncretisten, den Fremdculten und

der Religionsmengerei ergeben, und lassen so neben anderen Fremdculten auch das Christenthum gelten, ziehen es wohl gar in ihre Religionsmengerei hinein. Dachte doch Elagabal daran, in seinen großen Sonnentempel auch die jüdische, samaritanische und christliche Religion mit aufzunehmen, und wenn Alexander Severus, ein wirklich heidnisch frommer Mann, neben Orpheus und Pythagoras auch Abraham und Christus in seinem Lararium aufstellt, so ist auch das Syncretismus, wenn auch etwas edlerer Art als der des Sonnenpriesters. Dagegen waltet in den kräftigen Kaisern mehr oder minder noch altrömischer Geist, der das Christenthum weder zu fassen, noch zu dulden vermag.

Dieser altrömische Geist beginnt nach einer Reihe von wüsten Kaisern mit Decius kräftiger zu reagiren, er macht den Versuch einer Restauration des verfallenden Reichs, und mit diesem Restaurationsversuche hängen auch die allgemeinen Christenverfolgungen zusammen, die jetzt beginnen, ja sie wurzeln darin. Vergegenwärtigen wir uns, um das zu verstehen, die Lage des Reiches.

Der Kaiserwahnsinn hat es an den Rand des Abgrunds gebracht. In vollständiger Zügellosigkeit droht es unterzugehen. Die gränzenloseste Verwirrung herrscht überall. In Rom selbst stehen Senat, Volk, Soldaten wider einander. Tage lang liefert man sich in den Straßen förmliche Schlachten, wobei ein Theil der Stadt in Feuer aufgeht. In den Provinzen sieht es ähnlich aus. Nirgend mehr Achtung vor dem Gesetz, weil Keiner sich innerlich an das Gesetz gebunden fühlt. Bald hier, bald dort erheben sich Usurpatoren und greifen nach der Krone oder werden von ihrer Umgebung gezwungen, darnach zu greifen. Dabei stürmen die Barbaren an die Gränzen; im Norden die germanischen Stämme, im Südosten die Neuperser drohen schon jetzt das Reich zu überfluthen. In dieser allgemeinen Noth erhebt sich von da, wo er allein noch zu finden ist, aus dem

Heere heraus, noch einmal der Genius Roms. Eine Reihe von Soldatenkaisern rettet das Reich von fast gewissem Untergange. Es lag in Gottes Plane, daß das Reich nicht eher in die Hände der Germanen fallen sollte, als bis es christlich geworden und so im Stande war, die Eroberer selbst in die christliche Bildung hineinzuziehen.

Diese Kaiser sind zwar selbst keine Stadtrömer mehr, sie sind Provinzialen, meist Illyrier, aber die Stadt Rom fängt jetzt auch an, ihre Bedeutung als Mittelpunkt zu verlieren. Der Mittelpunkt ist verfault, während die Peripherie noch gesunderes Leben enthält. In den Feldlagern der Legionen, wo noch altrömische Tapferkeit, Strenge und Zucht zu finden war, groß geworden, in römischen Traditionen aufgewachsen, sind diese Kaiser dennoch mehr Römer, als die Stadtrömer selbst. Während man in Rom schwelgte, hatten die Heere mit saurer Arbeit die Gränzen geschirmt, und in den ununterbrochenen Kriegszügen hatte sich ein Stamm von tüchtigen Generalen herausgebildet. Diese ergreifen jetzt das Regiment und bestimmen meist aus ihrer eigenen Mitte den Tapfersten und Tüchtigsten für den Thron. Es sind das Leute, die von der Pike auf gedient haben, ohne große Bildung, aber sittlich ernst und strenge in der Zucht, das gerade Gegentheil der ausschweifenden Wüstlinge, die so oft den Kaiserthron befleckt hatten. Sie sind Soldaten durch und durch; dabei haben sie aber fast alle einen stark idealistischen Zug, man kann geradezu sagen etwas Schwärmerisches. Im Kriege aufgewachsen, beständig im Lager, sehnen sie sich doch nach Frieden. Davon reden sie gern, daß der Krieg nur um des Friedens willen geführt werde; davon träumen sie, daß bald eine Friedenszeit anbrechen werde, in der man keiner Soldaten mehr bedarf; ja sie suchen schon wie Probus, einer der gewaltigsten unter diesen Soldatenkaisern, die Heere an die Arbeiten des Friedens zu gewöhnen. Sobald nur eine kleine

Pause zwischen den Feldzügen es gestattet, läßt Probus seine Legionen Kanäle graben und Weinberge pflanzen. Das ihnen vorschwebende Friedensideal suchen sie zu verwirklichen durch eine Restauration des römischen Wesens. Römische Sitte, römische Art soll wiedererweckt werden, das ist jetzt die Losung. Diese Soldatenkaiser schreiben zum Theil so ehrerbietig an den Senat und das Volk von Rom, als ob das noch der Senat und das Volk aus den Zeiten der Republik wäre; sie reden von der ewigen Roma und ihrer Macht, wie ein schwärmerischer Republikaner aus den großen Tagen der alten Stadt es je gethan.

Zur Herstellung des römischen Wesens gehört aber natürlich auch Herstellung der römischen Staatsreligion. Alle diese Kaiser (das ist auch ein ihnen gemeinsamer Grundzug) sind heidnisch fromm, mehr als das, sie sind im höchsten Grade abergläubisch. In ihrem unsteten, wechselvollen Leben, stets in Gefahr, haben sie gelernt, auf Weissagungen zu achten und auf Vorzeichen. Auf die Gunst der Götter legen sie den größten Werth und, sich wohl bewußt, wie unsicher ein Thron ist, wenn er sich ausschließlich auf die Macht stützt, suchen sie auch ihre Unterthanen durch allerlei Superstitionen zu binden und an sich zu fesseln. Es ist das restaurirte Heidenthum, das dämonisirende und fanatische, welches jetzt Macht gewinnt und auch in den Kaisern vertreten ist. Beachten wir das, so ist leicht einzusehen, weßhalb gerade diese Kaiser Christenverfolger werden, wie keine vor ihnen.

Sie mußten es werden. In der That wäre nichts falscher, als wollten wir uns die Verfolgungen aus bloßer Willkür, aus persönlicher Feindschaft und Grausamkeit hervorgegangen denken. Vielmehr sind sie das Ergebniß der ganzen Lage des Staats und gehen aus dieser mit Nothwendigkeit hervor. Den Restaurationsplänen, welche die Zeit beherrschen, steht nichts so sehr

entgegen wie das Christenthum. Sollte das alte Rom in neuem Glanze erstehen, so mußte dieses dem altrömischen Wesen schnurstracks widerstreitende Christenthum beseitigt werden. Nun war aber die Kirche so erstarkt, daß Maßregeln, wie sie Trajan vor hundert Jahren angewendet hatte, nicht mehr genügten. Das Christenthum, wie Trajan noch hoffte, allmählig und langsam zurückzudrängen, daran war nicht mehr zu denken; man hatte nur die Wahl, es anzuerkennen oder zu vernichten. Das erstere konnte man nicht, ohne den ganzen Gedanken der Restauration von vornherein aufzugeben. So entschloß man sich zu dem letzteren. Damit gewinnt die Verfolgung nun aber auch einen völlig anderen Charakter. Sie ist jetzt nicht mehr ein Ausbruch der Volkswuth, dem die Behörden hie und da nachgeben, auch nicht mehr ein Gerichtsverfahren gegen einzelne ausdrücklich Angeklagte in den gewöhnlichen Formen des römischen Rechts, sondern eine aus Staatsmaximen hervorgegangene allgemeine, alle Christen gleichmäßig treffende Verfolgung, die den bestimmten Zweck hat, die Kirche zu vernichten.

2. Von Decius bis Gallienus.

Der erste, der eine solche allgemeine Verfolgung anordnete, war Decius. Sein Beweggrund war gewiß nicht, wie man wohl hie und da liest, ein persönlicher, etwa nur der Gegensatz gegen den von ihm besiegten christenfreundlichen Philippus Arabs, es sind vielmehr die oben dargelegten Restaurationsgedanken, die sich in Decius verkörpern. Große Pläne sind es, die Decius verfolgt. Als ein anderer Trajan, dessen Namen er annimmt, will er die alte Herrlichkeit Roms wieder aufrichten. Altrömische Institutionen werden wieder aufgeweckt, der Senat geehrt, das Censoramt hergestellt, Rom auf's neue befestigt und mit Bauten

geschmückt. Unmöglich konnte ein solcher Kaiser es ruhig ansehen, daß eine nach römischen Begriffen unerlaubte Religion um sich griff, daß die alten Volksheiligthümer verödeten und die Tempel leer standen. War er ein anderer Trajan, so mußte er auch wie dieser den Kampf gegen die staatsfeindliche Religion wieder aufnehmen. Bald nach seiner Thronbesteigung (249), schon im Jahre 250 erließ Decius den Befehl, daß alle Christen ohne Ausnahme aufgefordert werden sollten, die Ceremonien der römischen Staatsreligion zu vollziehen. Falls sie sich dessen weigerten, sollten sie mit Drohungen und Martern dazu gezwungen werden. In Vollziehung dieses Edicts wurde dann überall von den Ortsbehörden ein Termin angesetzt, bis zu welchem die Christen vor den Ortsbehörden zu erscheinen und den Göttern zu opfern hätten. Diejenigen, welche vor diesem Termine ihr Vaterland verließen, wurden nicht weiter behelligt, nur wurde ihr Vermögen eingezogen und ihnen die Rückkehr bei Todesstrafe verboten. Die, welche blieben und bis zu dem bestimmten Termin nicht nachwiesen, daß sie geopfert hatten, wurden vor eine von den Magistraten unter Zuziehung von fünf der angesehensten Bürger gebildete eigene Untersuchungscommission geladen, und hier ein Verfahren gegen sie eröffnet, welches nicht wie das frühere Gerichtsverfahren auf Feststellung ihrer Schuld und Bestimmung der Strafe, sondern vielmehr darauf hinauslief, sie zum Abfall zu zwingen. Zuerst wurde ihnen nur gedroht und noch eine Frist gesetzt. Half das nicht, so schritt man zu Martern und, falls auch diese den gewünschten Erfolg nicht hatten, warf man die sich beharrlich Weigernden in den Kerker, um sie dort durch fortgesetzte Marter, auch durch Hunger und Durst wankend zu machen. Todesstrafe wurde anfangs nur selten, meist nur gegen Bischöfe angewendet, aber viele erlagen unter den Martern oder starben in den Kerkern. Die Verfolgung wurde nach und nach noch strenger. Die Stand=

haftigkeit der Christen reizte zu größerer Heftigkeit. Weil die Ortsbehörden hie und da Rücksichten nahmen und die Sache nach Ansicht des Kaisers zu lässig betrieben, wurden die Statthalter angewiesen, selbst einzugreifen, und, wo auch diese noch zu milde schienen, andere strengere an ihre Stelle gesetzt.

Schärfer blickende Männer hatten den Sturm wohl geahnt. Origenes hatte ihn vorausgesagt und Cyprian in einem Gesicht vorhergesehen. Er sah einen Familienvater inmitten zweier Söhne. Der zur Rechten saß traurig da und tief betrübt, der zur Linken trug ein Netz, bereit, das umstehende Volk damit zu fangen. Als Cyprian sich darüber verwunderte und fragte, was das wäre? wurde ihm die Deutung: der zur Rechten (Christus) sei betrübt, weil seine Gebote nicht befolgt würden; der zur Linken (der Teufel) freue sich, daß ihm bald vom Familienvater zugelassen werden würde, gegen das Volk zu wüthen. Also ganz bestimmt als ein Gericht über die eingerissene Schlaffheit des christlichen Lebens ahnte Cyprian die Verfolgung. Den meisten Christen dagegen kam diese ganz überraschend. Manche Gemeinden hatten seit 30 Jahren ununterbrochene Ruhe gehabt, und viele glaubten ohne Zweifel schon, der Friede werde ein dauernder sein. Um so größer war jetzt die Bestürzung. In den Zeiten der Ruhe hatten auch manche unlautere Elemente in der Kirche Eingang gefunden, und selbst die besseren waren des Kampfes entwöhnt. So darf es nicht Wunder nehmen, daß viel Schwachheit zu Tage kam. Manche warteten den Termin gar nicht ab. Solche, die ein öffentliches Amt bekleideten, angesehene Bürger, die für ihre Geschäfte fürchteten, eilten sich durch Opfern vom Christenthum loszusagen. „Vor der Schlacht schon," klagt Cyprian, „wurden viele besiegt und, ohne nur mit dem Feinde zusammengetroffen zu sein, niedergestreckt; nicht einmal das suchten sie zu erlangen, daß sie wenigstens doch als wider Willen Opfernde erschienen." Bei Manchen sah

es aus, als hätten sie nur die Gelegenheit abgewartet, vom Christenthum loszukommen. Wenn die Commission an einem Tage nicht fertig werden konnte und den Rest auf den folgenden Tag verwies, baten sie noch vorgelassen zu werden, als ob sie nicht schnell genug sich sicher stellen könnten. Selbst Kinder schleppte man herzu und ließ sie mit ihren Händchen Weihrauch streuen. Andere wurden von ihren Verwandten überredet, von ihren heidnischen Freunden herbeigezogen. Bleich und zitternd kamen sie an den Altar, als wenn sie nicht opfern, sondern geopfert werden sollten. Das umstehende Volk spottete über sie, daß sie beides, zum Opfern und zum Sterben zu feige seien. Es kamen furchtbare Scenen vor. Solche die verleugnet hatten, ergriff plötzliche Angst bis zum Wahnsinn. Eine Christin in Carthago wurde, nachdem sie das Wort gesprochen, mit dem sie sich von Christo losgesagt, stumm und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Eine andere ging unmittelbar von dem Opfer in's Bad und kehrte von da wahnsinnig geworden zurück. Vielerwärts ermöglichte die Bestechlichkeit der Behörden die Umgehung des Gesetzes. Gegen Geld stellten sie den Christen einen Schein aus, als ob sie geopfert hätten, oder auch ohne selbst zu kommen und sich einen solchen Schein ausstellen zu lassen, konnten sie es erlangen, daß ihre Namen in das Protokoll unter die Zahl derer aufgenommen wurden, die dem Edicte genügt hatten. Ihr Gewissen beruhigten sie dann damit, daß sie ja selbst nichts gethan hätten, was dem Glauben zuwider wäre. Die Kirche hat sich dadurch nicht täuschen lassen. Sie erklärte mit voller Entschiedenheit eine solche Art, der Verfolgung zu entgehen, für Verleugnung des Glaubens.

So fehlte es leider nicht an Schwachheit, und die Verfolgung wurde zur Sichtung, welche die Spreu aus den Gemeinden beseitigte. Aber es fehlte auch nicht an christlichem Heldenmuth. Allen voran ging die Gemeinde in Rom. Zuerst starb

ihr Bischof Fabianus den Märtyrertod. Unter Lebensgefahr folgte ihm auf dem Bischofssitze Cornelius, um ihm auch bald im Tode zu folgen. Er wurde zuerst verbannt, dann hingerichtet. Lucius, der den Muth hatte in die Reihe einzutreten, wurde bald auch der Krone theilhaftig. In den Katakomben sieht man noch heute die einfachen Grabsteine der Märtyrerbischöfe, nur mit ihren Namen bezeichnet, neben einander. Seinen Bischof Fabianus begleitete im Tode der Presbyter Moses. Dann starben unter furchtbaren Martern die Jungfrauen Victoria, Anatolia, Agatha und eine große Menge anderer Blutzeugen. In Alexandrien waren die Opfer nicht minder zahlreich. Schon ehe das eigentliche Verfahren begann, überfiel der Pöbel einzelne Christen. Einen Greis, Metras, wollte man zwingen, gottlose Worte auszusprechen. Als er sich dessen weigerte, wurde er gesteinigt. Eine Frau, Quinta, schleppte man in einen Tempel und forderte, daß sie den Götzen anbeten solle. Als sie treu blieb, schleifte man sie an den Füßen durch die Stadt und tödtete sie. Einer Jungfrau, Apollonia, zerschlug man die Zähne, als sie die ihr vorgesagten gottlosen Worte nicht nachsprechen wollte, und verbrannte sie zuletzt auf einem Scheiterhaufen. Dann erst begann das eigentliche Verfahren, und noch viele andere erlitten für ihre Standhaftigkeit den Tod. Namentlich rühmte man einen Knaben Dioscuros, der, erst 15 Jahre alt, durch seine treffenden Antworten und seine Festigkeit bei allen Martern selbst dem Statthalter Bewunderung abnöthigte, so daß dieser ihn zuletzt entließ, um sich, wie er sagte, eines Besseren zu besinnen. Auch in den kleineren Städten und Dörfern Aegyptens zählte man der Opfer viele. In der Thebais ließ der Präfekt ein christliches Ehepaar neben einander an's Kreuz schlagen. Tage lang lebten sie noch am Kreuz und sprachen sich gegenseitig Muth zu. In Jerusalem starb der Bischof Alexander, in Antiochien der Bischof Babylas unter standhaft

ertragenen Martern. In Tolosa wurde der Bischof Saturninus an einen wilden Ochsen gebunden zu Tode geschleift.

Der Bischof von Carthago, Cyprian, hatte sich beim Beginn der Verfolgung an einen sichern Ort zurückgezogen. Wurde ihm das von manchen Seiten verdacht, so hat er durch seinen späteren Märtyrertod bewiesen, daß es nicht Feigheit war, was ihn dazu bewog. Von seinem Exil aus tröstete und ermuthigte er die Gemeinde und traf Anordnungen, wie sie sich in der Verfolgung verhalten sollte. Die Armengelder, die für gewöhnlich von Einem verwaltet wurden, sollen unter die Presbyter und Diaconen vertheilt werden, damit wenn einer von ihnen gefangen genommen würde, die andern doch noch zu helfen im Stande wären, auch die Armen um so leichter versorgt werden könnten. Die Presbyter sollen sich der Gefangenen im Kerker fleißig seelsorgerisch annehmen und ihnen die h. Communion hintragen, dabei aber doch auch vorsichtig zu Werke gehen, um die Heiden nicht zu reizen. Die Armen sollen um so sorgsamer unterstützt werden, aber man soll sich auch vor solchen hüten, die sich vordrängen, wohl gar, wie es auch vorkam, den Versuch machen, ein schändliches Leben durch einen scheinbaren Märtyrertod zuzudecken. Auch der carthaginiensischen Gemeinde fehlte es nicht an Bekennern und Märtyrern. Es lagen ihrer Viele im Kerker, die man durch Hunger und Durst zur Verleugnung zu bewegen suchte. Ihrer 15 werden genannt, die den Hungertod im Gefängniß starben. Andere erlagen den Folterqualen, noch andere wurden hingerichtet. Besonders that sich ein Glied der Gemeinde, Namens Numidicus, hervor. Er hatte Viele zum Zeugniß ermuntert und seine eigene Frau auf dem Scheiterhaufen sterben sehen. Da wurde er selbst verurtheilt. Halb verbrannt, mit Steinen überschüttet, ließ man ihn liegen. Seine Tochter suchte des Vaters Leiche hervor, um sie zu bestatten. Wie froh war sie, als sie noch Zeichen des Lebens

fand. Eilends trug sie ihn in's Haus, und wirklich gelang es ihrer sorgsamen Pflege, ihn herzustellen. Cyprian machte ihn später zum Presbyter.

Das Schrecklichste an dieser Verfolgung war, daß die Heiden es gar nicht auf den Tod der Christen abgesehen hatten, sondern darauf, sie durch Martern zur Verleugnung zu zwingen. Man warf sie nicht nur in's Gefängniß, beschwerte sie mit Ketten, spannte ihre Arme und Beine in den Block, man wendete nicht nur die gewöhnlichen Foltern an, das Zerquetschen der Finger, das Ausrecken der Glieder, das Zerreißen des Leibes mit Nägeln und Haken, man ersann auch die raffinirtesten neuen Martern. Man setzte die Gefangenen der furchtbarsten Hitze aus, um sie dann Tage lang dürsten zu lassen; man brannte sie mit Feuer, mit Kohlen und glühendem Eisen. Es wird sogar erzählt, daß Einzelne nackt, am ganzen Leibe mit Honig bestrichen, den Stichen der Insekten preisgegeben wurden. Dabei wachte mehr als je die Wuth des fanatisirten heidnischen Pöbels auf. Wie jubelte der auf, wenn es gelungen war, einen Christen so lange zu martern, daß er endlich die Hand ausstreckte, den Weihrauch auf den Götzenaltar zu streuen! Wie weidete man sich an den Qualen der armen Opfer! Die Christen waren jetzt vogelfrei. Man überfiel sie in ihren Häusern, raubte, was des Raubens werth schien, und zertrümmerte oder verbrannte den Rest des Hausraths. Kein Christ durfte es wagen, sich öffentlich zu zeigen. Auf der Straße wurden sie verhöhnt, mit Steinen geworfen und geschlagen, oder ein sich ansammelnder Haufe machte den Versuch, sie zum Aussprechen von Fluchworten zu zwingen.

Das waren die Zeiten, in denen die Christen, überall umstellt, oft verrathen und in ihren Versammlungen überfallen, in die Wüsten flüchteten und in die Wälder oder in die Katakomben hinabstiegen zu den Todten, um da in kleinen Häuflein beim

Lichte der Thonlampen, wie sie noch oft aufgefunden werden, Gottesdienst zu halten, das Wort zu hören und das Sacrament zu feiern. Die da zusammenkamen, wußten nicht, ob sie nicht bald ein ähnliches Geschick erwartete wie die, deren Namen als Märtyrer und Bekenner beim Abendmahl genannt wurden, oder deren schlichte Gräber mit einfachen Inschriften sie da umgaben. Wie feierlich ernst mag ein solcher Gottesdienst gewesen sein, wahrlich dazu angethan, den Glauben zu stärken zu einem freudigen Bekenntniß. Waren Manche abgefallen, die treu bleibenden schlossen sich in der Noth der Zeit desto enger aneinander. Wie trugen sie einander im Gebet. Unzählige Male ermahnt Cyprian die Gemeinde zum Gebet für die Angefochtenen und Verfolgten, und aus dem Gefängniß heraus bitten diese um die Fürbitte der Gemeinde. Wie diente Einer dem Andern, obwohl er oft genug den Dienst mit dem Leben bezahlen mußte. Wie wurden die Märtyrer und Bekenner geehrt. Auf dem Wege zur Richtstatt umarmte man sie und in den Gefängnissen küßte man ihre Ketten. So viel irgend möglich wurde für ihre ehrenvolle Bestattung gesorgt, und ihnen eine solche zu verschaffen, achtete man auch der Gefahr nicht, der man sich dabei aussetzte. Sorgsam wurden ihre Namen und die Geschichte ihres Martyriums zum Gedächtniß aufgezeichnet. Und wenn einmal in der Verfolgung eine Pause eintrat, und Einige aus den Gefängnissen oder der Verbannung zurückkehrten, mit welchem Jubel wurden sie begrüßt! Man eilte ihnen entgegen, man umdrängte sie, man umfing sie mit herzlichem Verlangen und hing mit Küssen an ihrem Halse.

Einem Sturme gleich, der wohl auf eine Zeit lang nachläßt, um dann aber mit verdoppelter Stärke wieder einzusetzen, währt die Verfolgung ein Jahrzehend hindurch. Die Geduld der Christen macht die Heiden müde, oder der Eifer der Kaiser wird durch Kriegszüge und Empörungen abgelenkt. So kommen Zeiten

der Ruhe, in denen die Christen wieder aufathmen und sich sammeln können. Dann aber bricht die Verfolgung von Neuem aus, und mit doppeltem Eifer und neuen Mitteln arbeitet man an der Vernichtung der Kirche.

Als Decius 251 im Kriege gegen die Gothen gefallen war, brachte der Regierungswechsel eine kurze Pause, aber schon im folgenden Jahre 252, in dem das Reich von mancherlei Plagen, Dürre und Hungersnoth heimgesucht wurde, gab das Fehlen der Christen bei den zur Versöhnung der Götter allgemein angeordneten großen Opfern Anlaß zu neuen Verfolgungen. Damals wurden viele Christen zur Strafe in die Bergwerke geschickt. Ein überaus hartes Loos, denn schlimmer als Galeerensclaven wurden die Christen dort gehalten. Das Haar halb abgeschoren, an der Stirn gebrandmarkt, in der dürftigsten Kleidung, halbnackt mußten sie die schwersten Arbeiten verrichten. Dazu erhielten sie die kümmerlichste Nahrung, wurden bei jeder Gelegenheit auf's Grausamste geschlagen und mußten die Nächte in dumpfigen Kerkern, die Füße in den Block gespannt, zubringen. Es gehörte ein starker Glaube dazu, das Jahre lang zu ertragen, während doch die Möglichkeit da war, sich durch ein einziges Wort der Verleugnung dem unwürdigen Geschick sogleich zu entziehen. Und dennoch ertrugen es Viele nicht nur still und geduldig, sondern mit Loben und Danken.

Mit der Ermordung des Gallus durch seine eigenen Soldaten tritt wieder eine kurze Ruhepause ein; dann nimmt Valerian das unterbrochene Werk von Neuem auf. Er wendet eine abweichende Taktik an. Hatte das furchtbare Blutvergießen unter Decius nicht geholfen, so hofft Valerian ohne Blutvergießen zum Ziele zu kommen. Den Gemeinden sollen ihre Hirten und die Möglichkeit der Erbauung genommen werden. Zu diesem Zwecke befiehlt der Kaiser, die Bischöfe von ihren Gemeinden zu trennen, und verbietet alle Zusammenkünfte der Christen, alle

gottesdienstlichen Versammlungen und den Besuch der Kirchhöfe, wo die Christen an den Gräbern der Märtyrer zu beten pflegten.

Die Maßregel erwies sich bald als gänzlich wirkungslos. Die Bischöfe wurden verbannt, aber in der Verbannung blieben sie dennoch mit ihren Gemeinden verbunden. Auch von ihrem Exil aus leiteten sie dieselben durch Briefe und durch hin- und herreisende Geistliche. Sie wurden den Gemeinden nur noch theurer, innerlich nur noch enger mit ihnen verbunden, und kräftiger noch wirkte das Wort des um seines Glaubens willen verbannten, als das Wort des gegenwärtigen Bischofs. An ihrem Verbannungsorte sammelten sich neue Gemeinden um sie, und an manche Orte wurde so der Same des Evangeliums getragen, wohin er früher noch nicht gekommen war.

Daher schritt der Kaiser zu härteren Maßregeln fort. Im Jahre 258 erließ er ein Edict, welches befahl: Die Bischöfe, Presbyter und Diaconen sollen sofort mit dem Schwert hingerichtet werden; Senatoren und Richter sollen ihre Güter verlieren und, wenn sie dann noch Christen bleiben, ebenfalls hingerichtet werden. Frauen vom Stande sollen nach Einziehung ihres Vermögens verbannt, Christen im kaiserlichen Hofdienst in Ketten gelegt und zur Arbeit auf die kaiserlichen Güter vertheilt werden.

So begann denn die Blutarbeit auf's Neue. Jetzt waren es besonders die Hirten der Gemeinden, welche die Verfolgung mit ganzer Schärfe traf, und ihrer eine große Zahl hat den Glauben mit dem Tode besiegelt. In Rom der Bischof Sixtus. Er wurde in den Katakomben ergriffen, als er dort Gottesdienst hielt. Nachdem das Urtheil über ihn gesprochen war, führten ihn die Henker dahin zurück und enthaupteten ihn an derselben Stelle, wo er eben noch Abendmahl gehalten. Sein bischöflicher Sitz wurde mit seinem Blute bespritzt. Auf dem Wege zum

Tode begleitete ihn sein Diacon Laurentius. „Wohin, Vater, gehest Du ohne den Sohn? wohin, Priester, ohne Deinen Diacon?“ redete ihn dieser an. „Du wirst mir bald folgen, hör' auf zu weinen!“ antwortete der Bischof. Und nach drei Tagen folgte ihm sein Diacon in den Tod. Laurentius soll auf einem eisernen Stuhle geröstet worden sein. In Carthago erlangte Cyprian die Märtyrerkrone. Einige angesehene Gemeindeglieder wollten ihm zur Flucht verhelfen, aber hatte er früher seiner Gemeinde sich erhalten zu müssen geglaubt, jetzt weigerte er sich. Nur kurze Zeit hielt er sich verborgen, um nicht nach Utica, wo der Proconsul sich augenblicklich aufhielt, gebracht zu werden, denn dem Hirten gezieme es, im Angesichte der Gemeinde zu sterben. Sobald der Proconsul nach Carthago zurückgekehrt war, wurde Cyprian gefangen genommen und vor den Proconsul gebracht. Eine ungeheure Menschenmenge hatte sich im Prätorium versammelt. Das Verhör war kurz. „Du bist Thascius Cyprianus?“ — „Ich bin es.“ — „Du hast dich zum Vorsteher einer sacrilegischen Secte hergegeben?“ — „Ja.“ — „Die heiligen Kaiser haben dir befohlen zu opfern.“ — „Das thue ich nicht.“ — „Ueberlege es dir wohl.“ — „Thue, was dir geboten ist; in einer so gerechten Sache bedarf es keiner Ueberlegung.“ Der Proconsul besprach sich mit seinen Räthen und verkündete sofort das Urtheil: „Thascius Cyprianus soll mit dem Schwert hingerichtet werden.“ Cyprian antwortete nur: „Gott sei gedankt!“ und die Execution des Urtheils folgte sogleich. Der Bischof entkleidete sich selbst, kniete nieder und betete. Mit zitternden Händen führte der Scharfrichter den Todesstreich. Cyprian war nicht der einzige Märtyrer in Carthago. Außer ihm starben mehrere Presbyter und Diaconen. Als einer von ihnen, Namens Montanus, zum Tode geführt wurde, riß er das Tuch, mit dem ihm die Augen verbunden werden sollten, mitten durch und bat, die Hälfte für seinen

Freund und Mitpresbyter Flavianus aufzuheben, der ihm bald folgen werde. Wenige Tage nachher verbanden sie an derselben Stelle dem Flavianus mit der andern Hälfte des Tuches die Augen, und auch er empfing den tödtlichen Streich.

Aus Aegypten, aus Spanien und andern Gegenden des Reichs werden uns ebenfalls eine große Reihe von Märtyrern genannt, meist Bischöfe und Presbyter. Aber auch die Gemeinden blieben nicht verschont. Ihre gottesdienstlichen Versammlungen wurden überfallen, die Kirchen und Kirchhöfe ihnen genommen. In Rom überfielen die Heiden eine Christenschaar, die in einer Katakombe Gottesdienst hielt, und mauerten den Eingang derselben zu, so daß die Christen in der Katakombe umkamen. In Afrika wurde ein ganzer Haufen von Christen in einen Kalkofen geworfen und verbrannt.

Erreicht wurde durch diese Verfolgung so wenig, wie durch die früheren. Valerian gerieth auf einem Kriegszuge gegen die Perser in Gefangenschaft, und mit dem Ende seiner Regierung endete auch die Verfolgung. Sein Nachfolger Gallienus hob nicht bloß die Edicte des Valerian auf, sondern ließ den Christen auch die ihnen genommenen Gebäude und Grundstücke, die Kirchhöfe und heiligen Stätten zurückgeben. Ja er schrieb sogar an mehrere Bischöfe freundliche Briefe und erklärte ausdrücklich, es sei sein Wille, daß sie hinfort in Frieden ihres Amtes warten sollten. War das auch keine förmliche rechtliche Anerkennung, so doch eine thatsächliche, und 40 Jahre hindurch hatte sich jetzt die Kirche einer andauernden Ruhe zu erfreuen.

Die Kirche bedurfte der Ruhe auch. Sie glich einer Festung, die einen mit allen Mitteln unternommenen Angriff des Feindes abgeschlagen hat. Erobern hat sie der Feind nicht können, aber es liegen doch hier und dort die Mauern und die Thürme in Trümmern, und man sieht es der Stadt an, was sie gelitten hat. Es gilt das Gefallene wieder aufzurichten und die Schäden

auszubessern. Ohne Schädigung war die Kirche in der Verfolgungszeit nicht geblieben, und die Nachwehen waren oft noch schlimmer als der Sturm. Solche Zeiten wecken die Kräfte in der Kirche, aber sie bringen auch große Gefahren mit sich. Das Leben der Gemeinden kommt aus dem ruhigen Gleise, und mit einer gewissen Einseitigkeit richten sich alle Kräfte auf einen Punkt. Die in der Verfolgung heldenmüthig ausgeharrt hatten, die Confessoren, die im Gefängniß gelegen hatten, die noch die Wunden und Striemen von ihren Martern aufzeigen konnten, galten jetzt Alles. Aus ihnen bildete sich eine kirchliche Aristokratie eigenthümlicher Art. So ernstlich und eindringlich treue Lehrer vor Hochmuth warnten, es war zu natürlich, daß manche der hochgeehrten Confessoren der Versuchung nicht widerstehen konnten, ihr Ansehen in der Gemeinde zu allerlei willkürlichen Eingriffen in die bestehenden Ordnungen zu mißbrauchen. Das war um so gefährlicher, als mancher Orten diese Ordnungen so schon in der Noth der Zeit gelitten hatten, und die Kirche jetzt vor der überaus schwierigen Frage stand, wie sie die in der Verfolgung Gefallenen behandeln sollte. Deren waren viele und verschiedener Art; solche die freiwillig geopfert, solche die es durch Marter gezwungen gethan, solche die einen Schein gekauft oder nur ihre Namen in die Listen hatten eintragen lassen. Die Confessoren griffen hier sofort willkürlich ein. Sie gaben vielen Gefallenen, die darum baten, einen Friedensschein, auf Grund dessen diese nun ihre Wiederaufnahme in die Gemeinde forderten. Sie beschränkten sich nicht einmal darauf, einzelnen bestimmten Personen Scheine zu geben, sondern stellten solche ganz unbestimmt auf eine Menge von Personen aus. Sie mischten sich sogar in die Angelegenheiten fremder Gemeinden. Ein Römer Celerinus bittet einen karthaginiensischen Confessor um einen Schein für seine beiden abgefallenen Schwestern. Ja, es traten Einzelne mit der Behauptung auf, von diesem oder jenem

Märtyrer vor seinem Tode den Auftrag erhalten zu haben, Allen, die darum bitten würden, Frieden zu schenken. Diesem Treiben gegenüber forderten manche ernste Christen die größte Strenge. Es schien ihnen unbillig, daß die Gefallenen so leicht wieder Aufnahme finden und also denen ganz gleich gestellt werden sollten, die standhaft geblieben waren. Sie wollten von einer Wiederaufnahme der Gefallenen überhaupt nichts wissen. Man solle die, welche ihren Herrn verleugnet, der Gnade Gottes befehlen, aber die Kirche nicht durch ihre Wiederaufnahme beflecken. An manchen Orten kam es darüber nicht bloß zu ärgerlichen Auftritten, sondern auch zu dauernden Spaltungen. Die Strengeren schieden sich von den Milden, und bildeten mit dem Anspruch, die eigentlich Reinen zu sein, abgesonderte Gemeinschaften.

Die Kirche strebte in dieser schwierigen Lage einen gesunden Mittelweg zu gehen. Unmöglich konnte sie allen Gefallenen den Weg der Rückkehr verschließen. Sie betrachtete diese auch nicht als solche, welche sie gar nichts mehr angingen, sondern nahm sich ihrer sorgsam an, um sie zur aufrichtigen Reue zurückzuführen. Sehr weise verschob sie aber die Wiederaufnahme bis in die Zeit nach der Verfolgung. Wer so lange nicht warten konnte, dem stand ja der Weg offen, noch nachträglich sein Christenthum zu bekennen und dafür zu leiden, denn immer hat die Kirche solche, die das thaten, als völlig in ihre Gemeinschaft wieder aufgenommen betrachtet. Nicht in der Unruhe einer Verfolgungszeit konnte diese Sache erledigt werden. Bedurfte es doch (und das war wiederum ein weiser Grundsatz) einer in's Einzelnste eingehenden Prüfung, um jeden Fall nach seiner besonderen Gelegenheit zu entscheiden. Anders offenbar mußten die behandelt werden, welche vielleicht nur den schwersten Martern erlegen waren, als diejenigen, die ganz freiwillig geopfert hatten; anders diejenigen, welche wirklich geopfert, als diejenigen, welche,

wenn auch in bösem Irrthum befangen, geglaubt hatten, sich gegen die Verfolgung durch Kauf eines Opferscheins sicher stellen zu dürfen. So wurde denn jedem einzelnen nach dem Maße seiner Verschuldung eine Prüfungszeit gesetzt, während der er die Aufrichtigkeit seiner Reue beweisen sollte, und erst nach Ablauf derselben wurden die Einen früher, die Andern später, die welche sich am schwersten versündigt hatten erst auf ihrem Todtenbette wieder aufgenommen. Strenge und Milde wirkten zusammen, die Schäden der Verfolgungszeit wieder auszubessern und die Ordnung in den Gemeinden allmählig herzustellen.

Man könnte auf die Kirche nach der Verfolgung noch ein anderes Bild anwenden. Sie glich dem Felde nach einem Gewittersturm. Da ist wohl mancher Halm geknickt und mancher Zweig abgeschlagen, das Wasser hat hie und da tiefe Furchen gerissen, aber der Sturm hat auch die Luft gereinigt und der Regen das Land befruchtet, und wenn es nun wieder still wird und die Sonne wieder durchbricht, wächst Alles um so fröhlicher und frischer. So folgt nun auch in der Kirche auf die Verfolgung eine Zeit neuen, um so gedeihlicheren Wachsthums. Viel unlautere Elemente sind ausgeschieden, das Wort Gottes hat seine Kraft erwiesen, das Zeugniß der Blutzeugen hat manches Herz getroffen. Ueberall nimmt die Zahl der Gläubigen zu. Die Versammlungshäuser der Christen müssen erweitert, neue gebaut werden. In den Städten erheben sich schon große Kirchen. Christen gibt es jetzt überall, in den Städten und auf dem Lande, unter Armen und Reichen, im Heere christliche Officiere, in der Verwaltung christliche Beamte bis zu den Statthaltern hinauf, in der Umgebung des Kaisers christliche Kammerherren und Hofbeamte. Es mochte Manchem scheinen, als wäre der Sieg schon errungen. Und doch war er es noch nicht. Die Duldung war nur eine thatsächliche, noch nicht eine wirklich zu Recht bestehende. Kaiser und Reich waren noch heidnisch. Noch war nicht ent=

schieden, auf welcher Grundlage der Gedanke einer Herstellung des Reichs, der alle tüchtigen Kaiser beschäftigte, verwirklicht werden sollte, auf der Grundlage des restaurirten Heidenthums und der neuplatonischen Philosophie, oder auf der Grundlage des Christenthums und des göttlichen Wortes. In Wirklichkeit hat die Ruhe doch nur darin ihren Grund, daß keiner der nachfolgenden Kaiser der im Reiche herrschenden Verwirrung auch nur so weit Herr wird, daß er mit der Herstellung des Reiches einen Anfang machen könnte. Der erste Kaiser, dem es wirklich gelingt, den von allen verfolgten Plan weiter zu führen, wird auch zum letzten Male einen Versuch machen, das Christenthum zu vernichten.

Die Zeit der Ruhe war doch noch nicht der ersehnte Sieg, sondern nur eine Zeit der Erquickung vor dem Entscheidungskampf.

Drittes Buch.

Der Sieg.

1. Joh. 5, 4: Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.

Erstes Kapitel.

Der Entscheidungskampf.

Luc. 21, 28: Sehet auf und hebet eure Häupter auf, darum daß sich eure Erlösung nahet.

1. Die Arbeit der Kirche an den Heiden.

Die Kirche dankt ihren Sieg nicht bloß der Standhaftigkeit ihrer Märtyrer in den Zeiten der Verfolgung, sie dankt ihn mindestens eben so sehr ihrer treuen Arbeit in den Zeiten der Ruhe. Ist doch der Sieg nicht bloß ein äußerlicher gewesen, sondern eine innerliche Ueberwindung des Heidenthums. Die Herzen mußten gewonnen, die Gewissen überführt, die Heiden ihrer Gesinnung nach zu Christen gemacht, Weltanschauung, Leben, Wandel und Sitte des Volks von innen heraus umgewandelt werden. Dieser ganze großartige Umbildungsproceß entzieht sich zwar als ein tief innerlicher in so weit unsern Augen, als wir nicht im Stande sind, ihn Schritt für Schritt zu verfolgen, seine Wege aufzudecken und zu bestimmen, wie weit er in jeder Zeit vorgeschritten ist; aber in die großartige Erziehungsarbeit der

Kirche, die seine Voraussetzung bildet, können wir doch einen Blick thun und es ist an dieser Stelle um so mehr der Ort dazu, als wir den Sieg der Kirche im letzten Entscheidungskampfe nur aus dieser voraufgehenden Arbeit heraus recht würdigen und einsehen werden, daß er mehr ist als ein bloßer Glückszufall und tiefere Gründe hat als eine augenblickliche günstige Combination der Verhältnisse. Eben deßhalb ließ Gott auch der Kirche vor dem letzten heißesten Kampfe noch eine längere Zeit der Ruhe zu Theil werden. Ihre Arbeit an den Heiden sollte so weit fortgeschritten sein, daß auch die äußerste Anstrengung der Feinde sie nicht mehr zu zerstören vermochte.

Besondere Veranstaltungen, um die Heiden in die Kirche einzuführen, kennt die älteste Kirche nicht. Ihre Gottesdienste, soweit sie Predigt- und Gebetsgottesdienste waren, standen auch den Heiden offen, nur die davon getrennte, mit den Liebesmahlen verbundene Abendmahlsfeier war diesen verschlossen und zu ihr als dem innersten Heiligthum hatten nur diejenigen Zugang, die getauft und der Gemeinde zugefügt waren. So wirkten die Gottesdienste selbst neben der eigentlichen Missionspredigt missionirend auf die Heidenwelt, und wenn dann Einzelne dadurch eine Anregung empfangen hatten, wandten sie sich an einen der Vorsteher oder sonst an ein angesehenes Glied der Gemeinde um weiteren Unterricht. Auf diese Weise erlangten sie genauere Kenntniß vom Christenthum und traten meist bald durch die Taufe in die wirkliche Mitgliedschaft der Gemeinde ein. Alles das war mehr privater Natur. Wo ein Christ besondere Gaben für den Unterricht besaß, sammelte er wohl die Proselyten um sich, aber ein eigentliches geordnetes Katechumenat gab es noch nicht.

Das wurde anders in den Zeiten der Verfolgung. Die bisher von dem Predigtgottesdienste getrennte und auf den Abend gelegte Abendmahlsfeier wurde, um auch den Schein einer Ueber-

tretung der Gesetze gegen geheime Zusammenkünfte zu vermeiden, mit dem übrigen Gottesdienste verbunden, dann aber drängte die Noth der Zeit dazu, diesen überhaupt gegen die Heiden mehr abzuschließen. Die Kirche mußte sich, um ungestört ihrem Gotte dienen zu können, in die Verborgenheit zurückziehen. Nur so waren Störungen des Gottesdienstes zu vermeiden, nur so dem Spott und der Lästerung etwa in die Gemeindeversammlungen eindringender Heiden zu entgehen. Zugleich wurde damit, so weit möglich, der Anlaß zu Verfolgungen aus dem Wege geräumt. In diese Zeit fallen nun auch die ersten Anfänge eines geordneten Katechumenats. Die Lage der Christen drängte dazu. Mußte man sich doch jetzt auch mit denen, die sich zum Eintritte in die Gemeinde meldeten, doppelt vorsehen. Man konnte ja nicht wissen, ob ihnen zu trauen war, ob nicht unter dem Vorwande, Christ werden zu wollen, ein Feind und Verräther sich einschlich. Andererseits mangelte jetzt die Vorbereitung, welche für diejenigen, die der Kirche sich näherten, früher in der Theilnahme an den Predigtgottesdiensten gelegen hatte, denn diese waren nun allen, außer den eigentlichen Gemeindegliedern, verschlossen. Das Bedürfniß machte sich geltend, den Uebergang von dem ganz Draußenstehen zur vollen Mitgliedschaft zu vermitteln. Dieses geschah dadurch, daß die Katechumenen, zuerst noch ohne am Gemeindegottesdienst Theil zu nehmen, einen jetzt schon geordneten Unterricht empfingen und dann, nachdem sie eine Entsagung und ein Gelübde gethan hatten, zum Gemeindegottesdienste, d. h. so weit er Predigt und Gebet umschloß, zugelassen wurden. So ergänzte dann die Predigt den bereits empfangenen Unterricht und von hier ging es dann verhältnißmäßig schnell zur Taufe.

Eine neue Gefahr brachte die Zeit der Ruhe nach der Verfolgung, eine Gefahr, die in gewissem Sinne für das Leben der Kirche noch größer war als die Verfolgung. Große Mengen

von Heiden drängten sich zur Kirche. Wie leicht konnten diese Massen der Kirche auch viele unlautere Elemente zuführen. Hatte doch an sich schon das Aufhören des Kriegszustandes etwas entnervendes. Unmöglich durfte die Kirche jetzt ihr Heiligthum allen ohne Prüfung öffnen. Andererseits mußte sie sich ja dessen freuen, daß die Heiden kamen und durfte den Zugang auch keinem wehren. In großer pädagogischer Weisheit hat die Kirche beides mit einander verbunden. Das Heiligthum des Sacraments zog sie in noch tiefere Verborgenheit zurück und, während sie ihre Thore allen weit aufthat, baute sie gleichsam eine enge lange Straße vom Vorhof bis ins innerste Heiligthum. Diese Straße ist der jetzt ganz ausgebildete Katechumenat. Der Predigtgottesdienst stand wieder allen, auch den Heiden offen, aber ehe sie die Sacramente empfangen konnten, mußten diese eine lange, sorgsam gegliederte, in mehrere Stufen zerfallende Vorbereitungszeit durchmachen. Ueberblicken wir den Weg von der ersten Anregung bis zur vollen Aufnahme.

War in einem Heiden der Wunsch erwacht, Christ zu werden, so offenbarte er sein Begehren etwa einem, der schon zur Gemeinde gehörte, und dieser brachte ihn zum Bischof oder zu einem Presbyter oder Diacon, um seinen Sinn zu prüfen. Hier empfing er einen ganz kurzen, zusammengefaßten Unterricht und blieb er dann bei seinem Wunsche, so wurde er durch eine einfache Feierlichkeit in die Zahl der Katechumenen aufgenommen. Damit empfing er das Recht, aber auch die Pflicht, dem Predigtgottesdienste beizuwohnen. „Geh in den Tempel Gottes, verlaß die Götzen!“ wurde ihm zugerufen. Deßhalb hießen die auf dieser Stufe stehenden „die Hörer“. Benutzte er nun die Gelegenheit, aus der Predigt das Christenthum kennen zu lernen treulich, so wurde er nach einiger Zeit zu der zweiten Klasse der Katechumenen zugelassen, zu den „Betenden“ oder „den Kniebeugenden“. Das Kennzeichen dieser Stufe ist die Theilnahme am

Gemeindegebet. Während nach der Predigt die Hörer mit den Ungläubigen entlassen wurden, durften die Betenden das Gebet mitbeten, welches die Gemeinde für ihre Entwickelung und Befestigung im Christenstande sonntäglich zu Gott schickte. Diejenigen, welche der Zeit ihrer Vorbereitung nach und sonst dazu geeignet waren, mußten dann das Begehren nach der Taufe noch einmal ausdrücklich aussprechen und ihre Namen abgeben. Damit traten sie auf die höchste Stufe des Katechumenats, sie wurden „Begehrende", eigentliche Taufcandidaten. Jetzt erst begann der förmliche Katechumenunterricht, der, da Ostern der gewöhnliche Tauftag war, in die Fastenzeit fiel. Jetzt erst wurden sie auch in die eigentlichen Geheimnisse des christlichen Glaubens, namentlich in das Geheimniß der Sacramente, das ihnen bisher sorgsam verhüllt war, eingeführt, und den Schluß machte die Ueberlieferung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, des eigentlichen Symbolums, des Erkennungszeichens der Christen, und des Vaterunsers, des Gebets der Gotteskinder. Dann gings mit der Lection des 42. Psalms: „Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser, so schreit meine Seele Gott nach dir!" zur Taufe.

Zweierlei war es, was die Kirche durch diese lange Vorbereitungszeit erstrebte und erreichte. Einmal für sich selbst die möglichst gründliche Prüfung derer, die sich zum Eintritt in die Kirche meldeten; sodann (und das ist nicht minder wichtig) für diese selbst die volle Freiheit des Entschlusses. Wer kam, sollte ganz frei kommen, sollte den Schritt mit vollem Bewußtsein thun. Hier ist nichts von Ueberredung, auch nicht eine Spur von Proselytenmacherei und aller der Künste, die damit verbunden zu sein pflegen. Die erste Willenserklärung, die dem Heiden das Recht erwarb, der Predigt beizuwohnen, war nur eine vorläufige. Immer noch stand ihm der Rücktritt frei, noch banden ihn keine so festen Bande an die Kirche, daß er sie nicht in jedem Augenblicke hätte lösen können. Nur die Möglichkeit

war ihm gegeben, die Kirche, ihren Glauben, ihr Leben näher kennen zu lernen und dann erst, wenn er so weit in der Erkenntniß vorgeschritten war, daß er wußte was er that, dann erst gab er seinen Namen ab und traf damit seine Wahl. Obwohl ihm die Kirche aber völlig freie Hand ließ, stand er doch schon unter ihrer Leitung, in ihrer Pflege, namentlich unter ihrem Gebetseinfluß und ihrer Seelsorge, die in jener Zeit mehr als der eigentliche Unterricht hervortritt.

In dem ganzen Thun der Kirche zeigt sich eine bewundernswerthe Pädagogik. Mit großer Besonnenheit und Weisheit löste sie ihre Erziehungsaufgabe an den Heiden und dieser Weisheit dankt sie es, daß ihr die Zeiten der Ruhe nicht gefährlicher wurden als die Zeiten der Verfolgung, der Welt Freundlichkeit ihr nicht mehr schadete als die Feindschaft der Welt. Konnte sie auch nicht völlig hindern, daß unlautere Elemente den Eingang in die Kirche fanden, und diese, je mehr sie Volkskirche zu werden anfing, desto mehr auch dem Acker glich, auf dem Weizen und Unkraut durch einander wächst, sie hat es doch erreicht, daß der Massenzudrang ihr nicht das Maß von Lauterkeit und Kraft raubte, dessen sie bedurfte, um den letzten schweren Kampf zu bestehen.

Ein anderes Stück der Erziehungsarbeit der Kirche tritt uns in der apologetischen Litteratur entgegen. Die Anfänge derselben haben wir oben schon kennen gelernt. Unter den Kämpfen des dritten Jahrhunderts entwickelt sie sich noch reicher. Jetzt auch litterarisch angegriffen, von Rhetoren und Philosophen befeindet, mußte die Kirche sich auch litterarisch vertheidigen, und sie hat es gethan. Mehrere der größten Apologeten fallen in diese Epoche, vor Allen Origenes und Tertullian. Mit überlegener Ruhe, mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit weist Origenes die Schmähungen der Heiden zurück, legt die Nichtigkeit des Heidenthums dar und sucht doch überall zugleich nach Fäden, um

Anknüpfungen für das Christenthum zu gewinnen. Mit schneidender Schärfe, mit beißendem Witze tritt Tertullian für die Sache der Christen auf, oft etwas advokatisch, auch Scheinbeweise nicht verschmähend, aber immer mit glühendem Eifer, mit voller Ueberzeugungstreue, und wenn kaum ein anderer so wie er die Schwäche des Heidenthums aufgedeckt, oft auch verspottet und verhöhnt hat, so hat er doch auch das schöne Büchlein geschrieben: „Die Seele von Natur eine Christin" und den Heiden gezeigt, daß sie alle zum Christenthum geschaffen sind, daß ihnen allen ob auch unbewußt ein Zug zu Christo, ein Verlangen nach ihm eingepflanzt ist.

Hatten die älteren Apologeten nur Duldung begehrt, nur Gerechtigkeit auch für die Christen, die Apologeten dieser Periode thun einen Schritt weiter, sie fordern Freiheit. Das große Wort Religionsfreiheit, jetzt wurde es zum ersten Male offen ausgesprochen. Wie stark betont es Origenes, daß der Glaube eine Sache völliger Freiheit ist. „Jesus Christus," sagt Origenes, „hat die Menschen nicht wie ein Tyrann gewinnen wollen, der sie in seine Rebellion mit hineinzieht, noch wie ein Räuber, der seinen Genossen die Waffen in die Hand drückt, noch wie ein Reicher, der durch seine Freigebigkeit Anhänger sich erkauft, noch durch irgend ein tadelnswerthes Mittel, sondern durch seine Weisheit, die so geeignet war, in Gottesfurcht und Heiligkeit die mit Gott zu vereinigen, die sich unter seine Gesetze beugen." „Es ist unreligiös, in der Religion Zwang anzuwenden," ruft Tertullian. „Gestattet dem Einen," fordert er, „den wahren Gott anzubeten, dem Andern Jupiter; dem Einen die betenden Hände zum Himmel, dem Andern sie zum Altare der Treue zu erheben; Diesem, wie ihr sagt, die Wolken zu zählen, Jenem die Felder eines Täfelwerks; dem Einen das eigene Leben, dem Andern einen Bock Gott zum Opfer zu bringen. Hütet euch dadurch die Irreligiösität zu fördern, daß ihr die Freiheit

der Religion und die Wahl der Gottheit nehmet, mir nicht erlaubt, anzubeten wen ich will, um mich zu zwingen anzubeten, den ich nicht will. Wo ist der Gott, der erzwungene Huldigungen liebt? Sollte wohl ein Mensch selbst sie begehren? Alle Völker haben ihre verschiedenen Culte, uns allein verweigert man die eigene Wahl unserer Religion.“ „Freiheit der Religion“, Tertullian hat für den neuen Begriff das neue Wort geschaffen, das hier zum ersten Male gehört wird. Die Kirche hat dieses Kleinod in späteren Zeiten selbst weggeworfen und an die Stelle der Freiheit wieder den Zwang gesetzt, sie ist fortgeschritten bis zur blutigen Unterdrückung Andersgläubiger, aber die Ehre wird man ihr lassen müssen, daß sie zuerst in Mitten einer heidnischen Welt, die keine wahre Religionsfreiheit kannte, diese geltend gemacht hat, daß sie ihren Sieg nicht irgend welchen äußeren Mitteln, sondern lediglich der Macht der Wahrheit hat danken wollen. Ihn zu erringen mußte sie freilich noch einmal hinein in den Feuerofen der Verfolgung. Noch hatte das Heidenthum seine Kräfte nicht erschöpft, noch hatte es seine Mittel nicht alle aufgeboten. Es war noch eine Steigerung der Verfolgung möglich, und Alles muß erschöpft sein, ehe der Siegesmorgen tagt.

2. Die Restauration des Reichs.

Da, wo unser Herr seinen Jüngern die Verfolgungen vorhersagt, stellt er diese als etwas Nothwendiges hin. „Ihr müsset gehasset werden von Jedermann um meines Namens willen,“ sagt er Matth. 10, 22, und Joh. 15, 19 deckt er den innersten Grund des Hasses auf: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt.“ So steigert sich denn auch die Verfolgung mit

innerer Nothwendigkeit, bis sie in der letzten, der diocletianischen, ihre Höhe erreicht und damit ihr Ende. Deutlich genug läßt sich dieser stufenweis aufsteigende Gang der Verfolgung erkennen. In der neronischen Verfolgung ist es der allgemeine blinde Haß, der, ohne die Christen einmal zu kennen, gegen sie wüthet. Seit Trajans Zeit kleidet sich der Haß in die Formen des Rechts. Non licet esse vos! ihr habt kein Recht zu existiren! ist die Losung. Seit Decius wird die Verfolgung Staatsmaxime. Es gehört zum politischen System der Kaiser, die das alte Rom wieder aufrichten wollen, die Kirche zu vernichten. Während darin aber noch die politischen Motive die religiösen überwiegen, treten die letzteren bei Diocletian in den Vordergrund. Es sind die heidnischen Priester und die heidnischen Philosophen, welche ihn zu einer Verfolgung reizen, die er als Politiker gern vermieden hätte, und es ist der Aberglaube des Kaisers, der ihnen dabei zur Handhabe dient. Es ist der heidnische Fanatismus, der jetzt unverhüllt und nackt gegen das Christenthum auftritt. Das Wort des Herrn, womit er die höchste Höhe der Verfolgung charakterisirt: „Wer euch tödtet, wird meinen, er thue Gott einen Dienst daran," erfüllt sich jetzt auch in Bezug auf die Heiden. Darum ist diese Verfolgung die grausamste aller. Aber damit erschöpft auch das Heidenthum seine Kräfte, um dann erschöpft in sich zusammen zu sinken. Es hat nichts mehr gegen das Christenthum aufzubieten, und nachdem dieses Alles geduldet, bleibt es als Sieger auf dem Platze, um nun auch bald die Stelle des Heidenthums als Staatsreligion einzunehmen.

Damit habe ich es schon ausgesprochen, daß ich die diocletianische Verfolgung nicht so räthselhaft und unbegreiflich finden kann, wie in der neueren Zeit Manche sie gefunden haben. Hat man doch sogar, um dieses vermeintliche Räthsel zu lösen, seine Zuflucht zu allerlei Vermuthungen nehmen zu müssen geglaubt. Die Christen sollen mit Empörung umgegangen sein,

sie sollen den Plan gehegt haben, sich des Thrones zu bemächtigen, und so also selbst die Schuld der Verfolgung tragen. Wie für derartige Vermuthungen keinerlei Halt in den Geschichtsquellen zu finden ist, so bedarf es ihrer auch nicht. Man braucht nur die Entwickelung der Geschichte zu beachten und sich die Stellung Diocletians zu vergegenwärtigen, so schwindet nicht bloß das Räthselhafte, sondern es zeigt sich auch, daß die Wege, die Diocletian einschlug, nothwendig zur Christenverfolgung führen mußten.

Auf Valerians Gefangennehmung war zunächst eine Zeit unsäglicher Verwirrung gefolgt. Die sich immer erneuernde Vielheit von Imperatoren (die sog. 30 Tyrannen) läßt das Reich nicht zum Frieden und zur Eintracht kommen. Die Zeit liefert den Beweis, daß der Versuch, den altrömischen Geist wieder zu erwecken und das Reich auf der alten Grundlage der römischen Verfassung mit Senat, Consuln und Censoren zu restauriren, ein vergeblicher war. Der Idealismus des Römerthums, der die zum Theil trefflichen Kaiser beseelte, zeigt sich der schweren Aufgabe nicht gewachsen, und seit Diocletian im Jahre 284 durch die Wahl der Generale auf den Thron gelangt ist, weht uns eine ganz andere Luft an.

Die bisherigen Kaiser hatten doch zeitweilig, so oft es ihre Kriegszüge gestatteten, noch in Rom gewohnt. Zwar in den Kaiserpalästen, an deren Wänden so viel Blut klebte, war es dem Aurelian unheimlich. Er hatte eine schlichte Gartenwohnung bezogen. Da konnte man ihn im Hofe turnen sehen und seine Rosse tummeln. Das war noch altrömische Art. Seit Diocletian hört Rom ganz auf, Residenz zu sein. Der Kaiser wohnt im Orient, in Nicomedien. Dort hat er einen prächtigen Palast und ist von zahlreich abgestuften Hofchargen umgeben. Er läßt sich, was bis dahin kein Kaiser gethan, Dominus nennen, Herr. Selten nur zeigt er sich öffentlich und dann in pomphaft

orientalischem Kostüm. Ein peinliches, complicirtes Hofceremoniell schließt ihn nach außen ab. Es ist schwer, ihm zu nahen, und dann nur unter endlosen Förmlichkeiten. Das ist nicht mehr römisch; das ist schon der Anfang dessen, was man später byzantinisch nennt.

Auch die alten Formen des Staatswesens wirft Diocletian wie unnützen Ballast bei Seite und setzt eine ganz neue, eigenartige Schöpfung an die Stelle. Die größte Gefahr für das Reich bestand darin, daß beim Mangel einer Dynastie immer wieder Ehrgeizige nach der Krone trachteten, und ein Usurpator den andern verdrängte. Diocletian sah das ein, aber ebenso erkannte er auch, daß eine Dynastie zu schaffen nicht möglich war. Er wählte deßhalb das Mittel, dem Ehrgeiz geordnete Wege zu bahnen und ihm die Möglichkeit zu gewähren, ohne Usurpation zum Throne zu gelangen. Er gesellte sich Mitregenten zu, und erhob dieses Verhältniß zu einer festen Ordnung. Immer sollten jetzt zwei Augusti und zwei Cäsaren zugleich da sein, die ohne das Reich selbst zu theilen, doch die Mühe der Regierung theilten, während dem Einen der Augusti als Oberkaiser die höchste Gesammtleitung zufiel. Die Wahl der Cäsaren sollte ohne Berücksichtigung der Verwandtschaft nur auf die Tüchtigsten gerichtet sein, die dann, von den Kaisern adoptirt, in ein künstliches Sohnesverhältniß zu diesen traten. Endlich waltete, wie es scheint, von Anfang an die Absicht ob, daß die Regierung der Einzelnen nur eine bestimmte Zeit, zwei Jahrzehende währen sollte. Nach Ablauf derselben sollten die Kaiser sich in's Privatleben zurückziehen und den Cäsaren Platz machen, an deren Stelle dann neue Cäsaren gewählt werden sollten. Damit hoffte Diocletian ein Doppeltes zu erreichen, einmal daß, wie es wirklich die Lage des Reiches so forderte, nur Männer in voller Kraft die Regierung führten, und sodann daß ein vorzeitiges Usurpiren des Thrones Seitens der Cäsaren

abgeschnitten wurde. Die Cäsaren wußten ja nun vorher, daß die Zeit ihnen von selbst zur Kaiserwürde verhelfen werde.

Ein seltsames Gebäude diese diocletianische Verfassung, so seltsam, daß man seinesgleichen wohl schwerlich in der Geschichte irgendwo wiederfinden möchte. Eine Monarchie aber ohne Dynastie, die Dynastie vielmehr durch Wahl und Adoption ersetzt; eine absolute unumschränkte Herrschermacht, aber nicht für die Lebensdauer, sondern nur auf bestimmte Zeit; vier Regenten, und doch keine Theilung des Reichs, sondern die Reichs-Einheit streng gewahrt, indem von den vieren zwei den andern zweien, und von diesen wieder einer dem andern untergeordnet ist. Auf diese Unterordnung, das ist klar, kam hier Alles an, auf den willigen Gehorsam, den die Cäsaren den Kaisern und alle dem Oberkaiser leisten. Ohne diese Unterordnung, ohne diesen Gehorsam ist es mit der erstrebten Reichseinheit nichts. Womit hoffte denn Diocletian diese Unterordnung und damit die Eintracht unter den Regierenden zu erreichen und sicher zu stellen? Diese Frage führt uns auf die religiöse Seite des Systems und damit auf dessen eigentliche Grundlage.

Diocletian ist recht eigentlich ein Vertreter des restaurirten Heidenthums. Sein ganzes Leben ist von Superstition, von Aberglauben durchzogen. Seine Thronbesteigung selbst stand damit im Zusammenhange. Eine Druidin hatte ihm vor Jahren schon die Kaiserwürde geweissagt. Der Sohn eines dalmatinischen Sclaven, diente er im Heere von unten auf. Als Unteroffizier im Lager von Lüttich stehend, verspottete ihn eine Druidin einst im Scherz wegen seiner Kargheit. „Ich will freigebiger werden, wenn ich einmal Kaiser bin," scherzte Diocletian dagegen. Da erwiederte das Weib mit feierlich erhobener Stimme: „Spotte nicht, du wirst Kaiser werden, wenn du den Eber getödtet haben wirst." Manches Jahr verfloß darüber, manchen Eber hatte der ehemalige Unteroffizier, der indeß von einer militärischen Würde

zur andern aufstieg, auf der Jagd getödtet. Es mußte wohl noch nicht der rechte sein; aber die Weissagung der Druidin kam ihm nicht aus dem Sinn. Nach dem Tode des Kaisers Numerianus sollte der Gardepräfect Aper, unter der Anklage, ihn getödtet zu haben, vor ein Kriegsgericht gestellt werden. Zu den Generalen, die das Gericht zu halten zusammenkamen, gehörte auch Diocletian, und kaum wurde Aper vorgeführt, da stürzte Diocletian auf ihn zu und stieß ihn nieder. Er hatte den rechten Eber (Aper heißt Eber) gefunden. Unmittelbar darnach wurde er zum Kaiser gewählt. So auf den Thron gelangt, ist Diocletian auch als Kaiser beständig von heidnischer Superstition umgeben. Er ist „den heiligen Bräuchen stets zugewandt," „ein Forscher künftiger Dinge". Bei jeder wichtigen Staatsaction fragt er nach Zeichen und Orakeln. Die Haruspices gehen im Palaste aus und ein; täglich wird in den Eingeweiden der Opfer gewühlt, Blitze und Träume setzen den Kaiser in die höchste Erregung. Darnach wählt er auch seine Mitregenten und sieht sie dann als von den Göttern selbst ihm bezeichnete Personen an. Durch Opfer und Weihen, durch religiöse Bande sucht er sie mit sich zu verbinden. Die Kaiserherrschaft wird überall in der bewußtesten Weise an die Götter und deren Walten angeknüpft. Sich selbst legt Diocletian den Beinamen Jovius zu, seinen Mitregenten Maximian nennt er Herculius. Jupiter ist in besonderem Sinne sein Schutzgott. Als Stellvertreter der Götter, als Ausrichter ihres Willens, zugleich als mit der Macht der Götter ausgerüstet und von ihnen getragen, sollen die Kaiser dastehen. Auf diese Weise hofft Diocletian, der sich wohl bewußt ist, daß nur die Religion die Gewissen bindet, wieder ein Gewissensband zwischen Herrscher und Unterthanen zu knüpfen, einen Gehorsam gegen die Obrigkeit um des Gewissens willen und darin den eigentlichen festen Halt für seine Herrschaft zu schaffen.

Hier stoßen wir aber auf den schwachen Punkt des Systems, dem man nicht absprechen kann, daß es sonst mit großer staatsmännischer Weisheit geplant und durchgeführt ist. Es lag ein verhängnißvoller Widerspruch darin. Auf der einen Seite hatte Diocletian das altrömische Wesen als Ballast bei Seite geworfen, auf der andern sollte Ein Stück von dem Alten beibehalten werden, ja die Grundlage des ganzen Baues bilden, die alte Religion. Aber die war doch nicht etwa ausgenommen von dem allgemeinen Verfall, nicht etwa ein allein gesund gebliebenes Stück des Lebens, während alles andere krankte; sondern im Gegentheil, die war auch am Absterben, ja ihr Absterben in gewissem Sinne die tiefste Ursache des ganzen Verfalles. Und nun sollte sie die Grundlage des Neubaus werden? Zwar seine Priester und die neuplatonischen Philosophen werden ihm viel vorgeredet haben von einer Wiederbelebung der alten Religion; aber darin gerade besteht die Täuschung des sonst so scharfsichtigen Staatsmannes, daß er das restaurirte Heidenthum seiner fanatischen Priester und Neuplatoniker für ein neu belebtes hält und meint, darauf seinen Neubau gründen zu können, während es doch nur eine zum Scheinleben wiedererweckte Spukgestalt ist, und, selbst dem unabwendbaren Tode verfallen, das ganze klug ausgedachte System des Kaisers mit sich in's Verderben reißen muß.

Hier liegt nun auch der Punkt, von wo aus der Kaiser, er mochte wollen oder nicht, zur Verfolgung des Christenthums getrieben werden mußte. Ließ sich denn sein Plan wirklich durchführen, so lange das Christenthum und die Kirche bestand? Das war die Frage, die Diocletian sich anfangs gar nicht vorgelegt zu haben scheint, die aber damit nicht aus der Welt geschafft war, und die sich um so unabweisbarer aufdrängen mußte, je weiter die Verwirklichung der Pläne des Kaisers vorschritt. Die Reichseinheit soll neu gesichert werden, das ist das Ziel.

Nun waren aber die Christen ein Element, das sich diesem Reiche, wie es Diocletian vorschwebte, nun einmal schlechthin nicht einfügen ließ, das wie ein stets größer werdender und tiefer eindringender Keil die Einheit zu sprengen drohte. Das restaurirte Heidenthum sollte den eigentlichen Kitt abgeben, der das Reich zusammenhielt, aber dieses restaurirte Heidenthum konnte zu keiner Kraft kommen, so lange das Christenthum lebte.

Es wird uns erzählt, daß eines Tages im Palaste zu Nicomedien ein feierliches Opfer gebracht werden sollte, um vermittelst der Eingeweideschau die Zukunft zu erforschen. Rings im Kreise umher standen die Hofbeamten, unter ihnen auch Christen. Als das Opfer gebracht wurde, bezeichneten sich diese, wie sie es gewohnt waren, mit dem Zeichen des Kreuzes, um sich dadurch von der Theilnahme an dem Götzendienste loszusagen. Zum Schrecken des Oberpriesters Taigis zeigten sich aber die erhofften Zeichen in den Eingeweiden des Opferthieres nicht. Er befahl das Opfer zu wiederholen, und als auch dann die Zeichen fehlten, rief er: „Die Götter weigern sich beim Opfer zu erscheinen, weil profane Menschen gegenwärtig sind und durch das den Göttern verhaßte Zeichen die Offenbarung hindern." Darauf soll sich Diocletian zur Verfolgung entschlossen haben. Mag diese Anekdote wahr sein oder nicht, jedenfalls zeichnet sie überaus zutreffend die Lage der Dinge. Ja es war wirklich so, wie Taigis annahm, das Christenthum, das Kreuz lag wie ein Bann auf dem Heidenthum.

Zwar der Zahl nach waren die Christen noch immer stark in der Minorität. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Christen im Orient etwa 1/12, im Occident etwa 1/15 der Gesammtbevölkerung ausmachen mochten. Vielleicht ist auch das noch zu hoch gegriffen. Aber zweierlei war es, was dieser Minorität schon eine größere Bedeutung gab. Einmal, daß doch kein einzelner Cult des vielgespaltenen Heidenthums so viele Anhänger

hatte, wie der Cult des Christengottes. Dem zerrissenen Heidenthum gegenüber bildeten die Christen eine festgeschlossene Masse; die Kirche war ein compakter, stark gefügter Bau. Sodann drängten sich die Christen in den Städten zusammen. Während die Landbevölkerung noch fast ganz dem Heidenthum anhing, bestand z. B. in Antiochien eine Christengemeinde von 50,000 Seelen. Die Hauptsache endlich, sie waren bereits die innerlich herrschende Macht. Bei ihnen war das Wort des lebendigen Gottes, bei ihnen walteten neue Lebenskräfte, und wenn auch bei dem raschen Wachsen der Gemeinden schon allerlei unreine Elemente sich eingedrängt hatten, welch' ein Gegensatz bestand doch zwischen diesen Gemeinden mit ihrer Glaubensgewißheit, ihrem Liebeseifer, ihrem Schmucke christlicher Tugenden, ihrer ernsten Sittenzucht und der Heidenwelt in ihrer Finsterniß, ihrem Aberglauben, ihrem rettungslosen Verfall. Unmöglich konnten die Heiden sich dem Eindrucke des Zeugnisses, das darin lag, entziehen. Die Sicherheit des Glaubens an ihre eigenen Götter war durch die Verkündigung des wahren Gottes bis in's Herz hinein tödtlich getroffen, und eine neue Kräftigung des Heidenthums war nicht möglich, so lange nicht dieser Bann des Christenthums von ihm genommen war.

Diocletian selbst scheint das wenigstens Anfangs nicht klar gesehen zu haben. Er duldete die Christen nicht bloß im Heere und in Verwaltungsämtern, er selbst war von Christen umgeben, die an seinem Hofe hohe Stellungen bekleideten. Aber es gab an seinem Hofe eine Partei, die es klar genug sah und mit voller Consequenz auf ihr Ziel hinarbeitete: Vernichtung des Christenthums. Ihr gehörten zunächst die heidnischen Priester an, die im Palaste des Kaisers täglich aus- und eingingen. Sie kämpften für ihren Einfluß. Gelang es, das diocletianische Regierungssystem für die Dauer zu befestigen, so war damit auch ihre Herrschaft befestigt; denn wurden bei jeder Regierungs-

handlung die Entschlüsse nach Vorzeichen und Orakeln gefaßt, so lag in der That die Regierung in den Händen derer, die die Vorzeichen deuteten und die Orakel gaben. Dann zählten zu dieser Partei angesehene Staatsmänner, Gelehrte und Philosophen. Der Neuplatonismus war jetzt die herrschende Philosophie, und während bei Plotin der Gegensatz gegen das Christenthum noch mehr ein stillschweigender war, so tritt bei seinen Nachfolgern die unversöhnliche Feindschaft offen hervor. Die Verehrung des höchsten Gottes will man den Christen wohl zugestehen, aber nur unter der Bedingung, daß sie die niederen Götter auch verehren. Es ist Hartnäckigkeit und Eigensinn, wenn sie das nicht thun, und diese Hartnäckigkeit muß gebrochen werden. Damit gab man vor im Grunde nichts anders zu thun, als daß man das Christenthum zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführte. Denn das Christenthum Christi, sagen die Neuplatoniker, ist ein ganz anderes gewesen, als das gegenwärtige. Christus hat sich nicht für einen Gott ausgegeben, er ist nur als weiser Lehrer aufgetreten, auch durchaus nicht im Gegensatz gegen die Volksreligionen. Erst die Apostel haben ihn zum Gott gemacht. Werden die heidnischen Volksreligionen nach neuplatonischen Ideen reformirt, und das Christenthum auf seinen ursprünglichen Bestand zurückgeführt, so ist eigentlich gar kein Gegensatz mehr vorhanden. In harmonischer Einheit verehren alle Völker im Reiche den Einen höchsten Gott und unter diesem die Volksgötter. Die für die Staatseinheit so nöthige Glaubenseinheit läßt sich auf diesem Wege leicht herstellen. Man braucht nur gegen die Häupter der Kirche Ernst zu zeigen, dann wird die bloß verführte Menge sich fügen, und die Masse wird friedlich in die neuplatonische Staatskirche übertreten. Besonders war es der Statthalter von Bithynien, Hierocles, der am Hofe des Kaisers diese Ansichten vertrat und zugleich litterarisch dafür wirkte, indem er ein „wahrheitsliebendes Wort" an die Christen richtete,

das scheinbar im Interesse des Friedens diese zu gewinnen suchte, während doch im Hintergrunde die blutige Verfolgung stand. Hörten sie auf solche Friedensworte nicht, so konnte man sie desto besser dem Kaiser als hartnäckige Friedensstörer denunciren.

Ihr Haupt fand diese schon lange im Stillen wühlende Partei in dem Cäsar Galerius. Durch seine militärischen Talente war dieser vom Hirtenstande zum Thron aufgestiegen; aber eine rohe Natur, in blindem heidnischem Aberglauben aufgewachsen, fehlte ihm, verglichen mit Diocletian, der feine staatsmännische Blick, der den Kaiser auszeichnet, und was man von Diocletian nicht sagen kann, das gilt von Galerius im höchsten Maße, er ist ein Fanatiker des Heidenthums.

Anfangs arbeitete diese Partei vergeblich an dem Kaiser, ihn zu einer Christenverfolgung zu bewegen. Diocletian kannte zu gut die Macht der Christen, er sah zu klar, welche Gefahr seiner Schöpfung von einem solchen Schritte drohte. Denen, die zu Gewaltmaßregeln drängten, hielt er entgegen, daß schon so oft die Unterdrückung der Kirche ohne Erfolg versucht sei, so viel Blut unnütz geflossen. Man werde auch jetzt nichts ausrichten und nur das Reich in Unruhe und Verwirrung stürzen. Doch gelang es dem Galerius, wenigstens die Purification der Armee als vorbereitende Maßregel durchzusetzen. In den neunziger Jahren schon wurde ein Befehl erlassen, daß alle Soldaten an den Opfern theilnehmen sollten. Viele gaben lieber ihre militärischen Würden hin; Hohe und Niedere verließen den Kriegsdienst, um ihrem Glauben treu bleiben zu können. Hie und da kam es bereits zu Verurtheilungen und Hinrichtungen. In Tanger wurde ein Centurio, Marcellus, zum Tode verurtheilt, weil er, als der Befehl zum Opfern erging, Stab und Gürtel, die Zeichen seines militärischen Ranges, hingeworfen und ausgerufen hatte: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf,

euren Imperatoren zu dienen. Ich verachte es, eure hölzernen und steinernen Götter, die nur stumme Götzen sind, anzubeten. Wenn der Soldatenstand das mit sich bringt, daß man den Göttern und dem Kaiser opfern soll, so werfe ich Stab und Gürtel hin, so entsage ich den Fahnen und bin kein Soldat mehr."

Lange ließ sich Diocletian nicht weiter drängen. Wäre es bloß auf seine persönliche Neigung angekommen, er wäre nie zum Verfolger der Kirche geworden. Aber die heidnische Partei trieb unaufhörlich, und sie hatte die Consequenz des Systems für sich. Der Kaiser alterte bereits; sollte sein Gebäude unvollendet bleiben? und doch blieb es unvollendet, so lange die Macht des Christenthums ungebrochen war. Die Zeit nahte heran, wo Diocletian abzudanken entschlossen war; mußte dieser Augenblick nicht für die ganze Schöpfung des Kaisers gefährlich werden, wenn sie nicht auch nach der für sie, wie wir sahen, so wichtigen religiösen Seite hin sicher gestellt war? Und wer war sein Nachfolger? Eben dieser Cäsar Galerius, der fanatische Christenfeind. Galerius stieg dann zum Augustus auf, und ihm war das Oberkaiserthum zugedacht. Auch bei Galerius war es nicht bloß persönlicher Haß, wenn er die Verfolgung betrieb. Mit der großen That der Vernichtung der christlichen Kirche gedachte er sein Kaiserthum zu begründen und zu inauguriren. Dann war er der Restitutor des Reichs, und seine Herrschaft stand sicher.

3. Die Diocletianische Verfolgung.

Den Winter von 202 auf 203 brachte Galerius in Nicomedien zu. Diocletian kränkelte, seine Kräfte waren im Abnehmen. Eine gewisse Unentschlossenheit, die man sonst an ihm nicht kannte, machte sich bemerklich. Jetzt oder nie mußte die

heidnische Partei ihre Pläne durchsetzen. Eine Commission, die zu einer gründlichen Untersuchung der Frage niedergesetzt war, entschied sich unter dem Einflusse des Galerius für die Verfolgung. Auch die heidnischen Frauen, besonders die Mutter des Galerius, Romula, schürten. Der Kaiser ließ, noch immer schwankend, die Götter um Rath fragen. Was die rathen würden, konnte ja nicht zweifelhaft sein. Ein Orakel des milesischen Apoll gab den Ausschlag. Der Kaiser entschloß sich; nur das Eine bedang er sich aus, Blut solle nicht fließen. Natürlich wußte die heidnische Partei den Kaiser darüber vollständig zu beruhigen. Blutvergießen, hieß es, werde auch gar nicht nöthig sein. Sobald man nur Ernst gegen die Christen mache, werde es mit der Kirche, die nur durch Nachgiebigkeit groß geworden, zu Ende sein. Märtyrer würden die Christen nicht werden wollen, sondern in Menge übertreten. Die Heiden wußten recht gut, was sie thaten. Hatten sie den Kaiser nur erst dahin gebracht, den Anfang zu machen, dann mußte er auch weiter, er mochte wollen oder nicht, dann brauchten sie ihn nicht mehr zu treiben, dafür sorgte dann die Hartnäckigkeit der Christen selbst. So wurde denn der verhängnißvolle Beschluß gefaßt. An einem der Hauptfeste der Heiden, den Terminalien, die am 23. Februar gefeiert wurden, sollte die Losung zu der letzten furchtbarsten Verfolgung gegeben werden.

In der Frühe des Morgens, noch im Halbdunkel rückte der Gardepräfect mit einer Abtheilung Soldaten vor die große stattliche Kirche der Residenzstadt. Die Thüren wurden eingeschlagen, die vorgefundenen heiligen Bücher verbrannt, die Kirche geplündert und dem Erdboden gleich gemacht. An den Mauern las man ein kaiserliches Edict angeschlagen: Alle christlichen Kirchen sollten niedergerissen, alle heiligen Bücher verbrannt werden. Den Christen wurde jede Versammlung verboten; falls sie nicht dem Christenthum entsagten, sollten die Vornehmen

unter ihnen ihres Ranges und ihrer Würden verlustig gehen, die Freien zu Sclaven gemacht werden. Die Absicht dieses Edicts war offenbar dem Christenthum seine Lebensquellen abzugraben. Deßhalb hatte man es zunächst darauf abgesehen, den Gottesdienst zu verhindern und den Christen die Schrift zu nehmen. So hoffte man Blutvergießen zu vermeiden; der Kaiser wollte ja kein Blutvergießen. Bald genug sollte es dennoch dazu kommen. Ein angesehener Christ wagte es, in allerdings nicht reinem Eifer, das Edict mit der spöttischen Bemerkung abzureißen, da seien wohl wieder Siege des Kaisers über die Sarmaten angeschlagen. Er wurde grausam gefoltert und hingerichtet. Im kaiserlichen Palaste brach zweimal Feuer aus. Die Christen sollten es angelegt haben. Nun hatten die Heiden ja die Mittel in Händen, den Kaiser weiter zu hetzen, ihm das Reich als gefährdet vorzustellen, ihm das Schreckbild einer Christenverschwörung vorzumalen, einer Verschwörung, die schon in seinem eigenen Palaste Mithelfer habe, schon sein Leben bedrohe. Des Kaisers Zorn flammte auf. Er traf zunächst seine Hofbeamten. Männer in den höchsten Würden, die ihm bisher ganz nahe gestanden, seine eigenen Kämmerer wurden vorgefordert, und, als sie ihr Christenthum offen bekannten, der Versuch gemacht, sie mit den grausamsten Foltern, mit Peitschenhieben, mit Feuer zur Verleugnung zu bringen. Ihre Standhaftigkeit reizte den Kaiser noch mehr. Einmal in Hitze gerathen, ging er, darin hatte die heidnische Partei sich nicht verrechnet, weiter als er anfangs hatte gehen wollen. Davon war jetzt keine Rede mehr, daß Blutvergießen vermieden werden sollte. Der Kampf hatte begonnen und mußte mit allen Mitteln durchgeführt werden. Ein zweites Edict befahl, alle Geistlichen gefangen zu nehmen, ein drittes sie durch Martern zum Opfern zu zwingen, ein viertes dehnte diese Maßregel auf alle Christen aus.

Nun begann eine Verfolgung, welche selbst die unter Decius noch an Allgemeinheit und Grausamkeit übertraf. An allen Orten wurden die Christen auf einen bestimmten Tag vorgeladen. Die Ortschaften waren mit Wachen umstellt, damit Niemand entrinnen könne. Dann wurden die Vorgeladenen namentlich aufgerufen und von ihnen verlangt, daß sie opferten. Die sich Weigernden wanderten ins Gefängniß, und mit den raffinirtesten Martern trachtete man sie zur Verleugnung zu bewegen. Den Nachgiebigen bahnte man mit aller Zuvorkommenheit die Wege; jeden Schein, mit dem sie ihre Verleugnung vor sich und andern zu verdecken suchten, ließ man sich gefallen, wenn sie nur verleugneten. Ein Körnchen Salz, ein Körnchen Weihrauch genügte, wenn sie nur am Opfer sich betheiligten. Die, welche standhaft blieben, erlagen zum Theil den Martern, andere wurden hingerichtet. Das Blut floß in Strömen durch das Reich. Es kam vor, daß an Einem Orte 10, 20 ja 100 an Einem Tage starben. Man kreuzigte sie, man warf sie den Thieren vor, man verbrannte sie, man briet sie auf Kohlen Glied um Glied. Hie und da ging man auch summarisch vor und verbrannte die ganze Gemeinde mit ihrem Versammlungshause. In Phrygien wurde eine ganze Stadt von Soldaten umzingelt und wie eine Stadt in Feindeslande mit ihren Einwohnern, die alle Christen waren, dem Feuer übergeben.

Das hatte Diocletian nicht gewollt. Ein Reich, in dem Frieden und Einigkeit herrschte, war von Anfang an das Ziel seines Strebens gewesen; es schien ihm gelungen, das zu erreichen, und nun mußte diese Maßregel, die das ganze Werk krönen sollte, das ganze Werk zerstören. Die Einigkeit zwischen den Herrschern war gebrochen. In Gallien und Spanien fing Constantius Chlorus bereits an, seine eigenen Wege zu gehen. Zwar zum Schein hatte er einige Kirchen zerstören lassen, im

Uebrigen ließ er den Christen Ruhe. Der Frieden im Reiche war dahin, schlimmer als im Bürgerkriege wüthete Feuer und Schwert; der Kaiser selbst war mit einem großen Theile seines Volkes im Kriege. Und was erreichte man mit all dem Blutvergießen? Gewiß werden ihm seine heidnischen Rathgeber einzureden versucht haben, das Christenthum sei jetzt vernichtet. Wir besitzen noch eine Inschrift, in der Diocletian als Vernichter des christlichen Namens, als Zerstörer des christlichen Aberglaubens, als Förderer des Göttercultus gepriesen wird. Den Kaiser täuschte das nicht. Wie gern hätte er den Schritt zurückgethan. Nachdem die Verfolgung etwa 1½ Jahr gewüthet, erließ er Ende 304 ein Edict, wornach die Todesstrafe aufgehoben sein sollte. Die Christen, die nicht opfern wollten, sollten gebrandmarkt, ihnen das rechte Auge ausgestochen und sie in die Bergwerke verbannt werden. Das Edict war eine Halbheit. Der Kaiser wagte weder die Verfolgung in derselben Strenge fortzusetzen, noch auch geradezu zu widerrufen und ihr ein Ende zu machen. Er war nicht mehr Herr über das, was er gethan. Er war überhaupt nicht mehr Herr im Reiche, Herr war jetzt Galerius, sein böser Dämon, der ihn zur Verfolgung gedrängt und der ihn jetzt zur Abdankung drängte. Das furchtbare Blutbad, das er angerichtet, hatte nicht die Kraft der Christen, wohl aber den Kaiser selbst gebrochen. Krank an Leib und Seele, beständig voll Angst, von bösen Zeichen erschreckt, vor jedem Blitzstrahl erzitternd, hielt er sich scheu in seinem Palaste verborgen. Seine Zeit war um. Am 1. Mai 305 vollzog er bei Nicomedien seine Abdankung und ging nach Salona, wo er sich einen Palast erbaut hatte in der Hoffnung, dort seine letzten Jahre in Frieden zu verleben. Die Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Was er schon ahnte, das sollte er noch mit Augen sehen, den völligen Zusammensturz des von ihm errichteten Staatsgebäudes.

Mit Diocletian zugleich legte sein Mitkaiser, Maximian, die Kaiserwürde nieder, und konnte man nun auch den Constantius Chlorus nicht umgehen, mußte man diesen vom Cäsar zum Augustus aufrücken lassen, so erhielt doch nicht bloß Galerius das Oberkaiserthum, sondern dieser überging auch bei der Ernennung der Cäsaren sowohl den Constantin, den Sohn des Constantius Chlorus, wie den Maxentius, den Sohn des Maximian, und ernannte statt derselben zwei Leute, die seinen Christenhaß entschieden theilten, Severus und Maximinus Daza. Jetzt entfloh Constantin von Nicomedien, wo er sich nicht mehr sicher glaubte, zu seinem Vater, und als dieser nicht lange hernach starb, rief das Heer den Sohn zum Nachfolger aus. Galerius, der wohl einsah, daß der von dem Heere getragene und in dem Reiche seines Vaters ungemein beliebte Constantin nicht zu beseitigen war, gab so weit nach, daß er ihn als zweiten Cäsar anerkannte, während Severus zum Augustus, Maximinus Daza zum ersten Cäsar erhoben wurde. Damit hatte das Gebäude Diocletians einen weiteren gefährlichen Stoß erhalten. Es ruhte auf dem Gedanken der Adoption, und die Adoption wurde hier zunächst an einer Stelle vom Erbrecht durchbrochen. Die Folgen davon zeigten sich bald. Als der mit Constantin zugleich zurückgesetzte Sohn des Maximian, Maxentius, hörte, daß Constantin auf Grund seines Erbrechts die Cäsarenwürde erlangt habe, zögerte er nicht, auch sein Erbrecht geltend zu machen, warf sich ebenfalls zum Cäsar auf, und wurde von dem über des Severus Willkürregiment mißvergnügten Italien sofort anerkannt. Ja um die Verwirrung auf den höchsten Gipfel zu bringen, widerrief jetzt Maximian seine widerwillige Abdankung und nahm den kaiserlichen Purpur aufs neue an. Mit dem tiefsten Schmerze mußte Diocletian in seiner Zurückgezogenheit es mit ansehen, wie das von ihm so mühsam errichtete Gebäude aus den Fugen ging und Stück um Stück zerbröckelte. Umsonst

trat er selbst noch einmal auf den Schauplatz und versuchte, die gestörte Einigkeit herzustellen; er mußte sich bald überzeugen, daß nichts mehr zu retten war; ja er sah sein eigenes Leben bedroht und dem zuvorkommend, was er fürchtete, nahm er Gift und machte seinem Leben selbst ein Ende.

Doch kehren wir zu Galerius zurück. Seine Cäsaren hatte dieser sich so ausgewählt, daß sie ihm für seine Hauptaufgabe, die Vernichtung des Christenthums, Stützen und Mithelfer werden sollten. Namentlich Maximinus Daza war ein durch und durch abergläubischer, fanatischer Heide, voll roher Kraft, aber ohne jede Bildung. So lodert denn jetzt die Verfolgung, die in den letzten Monaten Diocletians schon nachgelassen hatte, von neuem heftiger wieder auf. Zwar der Westen des Reiches hatte völligen Frieden. Constantius Chlorus brauchte als Augustus auch nicht einmal zum Schein mehr Kirchen zu zerstören, und nachdem Severus in Italien noch in solchem Maße gegen die Christen gewüthet, daß selbst die Heiden darüber unwillig wurden, gehörte es zu den Mitteln, mit denen Maxentius das Volk gewann, daß auch er die Christen in Ruhe ließ. Im Osten dagegen währte die Verfolgung noch sechs Jahre, nicht immer gleichmäßig anhaltend, aber stoßweise wieder ansetzend. Die Geduld der Christen ermüdete die Heiden, aber wenn dann in Zeiten der Ruhe die Christen sich wieder sammelten, wenn dann die Heiden sehen mußten, daß all ihr Wüthen doch das Christenthum und die Kirche nicht vernichtet hatte, so entbrannte ihr Grimm von neuem, und die Verfolgung begann abermals, oft noch heftiger als zuvor, bis dem neuen Sturm neue Ermattung folgte. Gegen das sechste Jahr der Verfolgung im Jahre 308 schien überall Ruhe einzutreten; die Gefangenen in den Bergwerken, deren eine große Zahl war, wurden milder behandelt, die Christen athmeten schon auf und gaben sich der Hoffnung hin, der Sturm sei vorüber. Da brach er heftiger als zuvor wieder aus. Es

erschien ein kaiserliches Edict an alle Militär- und Civilbehörden, das ihnen gebot, die Verfolgung mit aller Macht wieder zu beginnen. Die verfallenen Tempel sollten wieder aufgebaut; alle, Männer und Weiber, Freie und Sclaven, selbst die kleinsten Kinder sollten zum Opfern und zum Essen des Opferfleisches gezwungen werden. Das Blutvergießen begann aufs neue, ja man ging jetzt so weit, alle Nahrungsmittel auf den Märkten mit Opferwein oder mit dem bei den Götzenopfern gebrauchten Wasser zu begießen, um die Christen, die nicht freiwillig opfern wollten, auf diese Weise wider ihren Willen in Berührung mit dem Götzenopfer zu bringen. Nachdem auch dieser Sturm sich gelegt, folgte noch einmal im Jahre 310 in Veranlassung des Umstands, daß die Gefangenen in den Bergwerken Gottesdienst gehalten hatten, ein kurzer Wuthausbruch, der noch rascher vorüberging.

Das Feuer der Verfolgung brannte in sich selbst nieder. Gegenüber dem stillen Dulden der Christen vermochte die rohe Gewalt und der wüthende Fanatismus, der diese letzten Ausbrüche charakterisirt, nichts auszurichten. Das Heidenthum hatte alle seine Kräfte erschöpft. Selbst die Henker waren ermüdet. Auch Heiden fingen an, das unnütze Blutvergießen zu tadeln und sich der verfolgten Christen anzunehmen. Galerius lag auf dem Todtenbette. Eine furchtbare Krankheit, die Folge seiner Ausschweifungen, hatte ihn ergriffen; bei lebendigem Leibe verfaulend litt er die größten Schmerzen. Von seinem Todtenbette erließ er 311 das merkwürdige Edict, das der Verfolgung gänzlich ein Ende machte. In Gemeinschaft mit seinen Mitregenten erklärt da der Kaiser, es sei seine Absicht gewesen, Alles nach den alten Gesetzen und der Staatsordnung der Römer herzustellen und dafür Sorge zu tragen, daß auch die Christen, welche die Religion ihrer Voreltern verlassen, zu guten Gesinnungen zurückkehrten. Da aber die meisten hartnäckig bei ihrem

Vorhaben beharrt hätten, und er gesehen, daß sie weder den heidnischen Göttern den schuldigen Dienst leisteten, noch auch den Christengott verehrten, so wolle er ihnen in seiner Gnade gestatten, daß sie wieder Christen seien und ihre Versammlungen hielten unter der Bedingung, daß sie der bestehenden Ordnung nicht zuwider handelten. So möchten sie denn nun ihren Gott für des Kaisers und des Staates Wohl anrufen, damit der Staat allenthalben unversehrt bleibe und sie selbst sicher leben könnten.

Das Edict enthält die offene Erklärung der Ohnmacht des Heidenthums. Von Anerkennung, von Begünstigung des Christenthums ist keine Rede. Der Kaiser betrachtet es auch jetzt noch nur als Abfall von der väterlichen Religion, er verhehlt seinen Wunsch nicht, daß die Christen zu derselben zurückkehren möchten. Aber er verzichtet darauf, diesen Wunsch mit Gewalt zu verwirklichen, weil er eingesehen hat, daß das unmöglich ist, und was er dem Christenthum nicht mehr verweigern kann, das läßt er, um die Ohnmacht doch etwas zu verdecken, als ein Geschenk seiner Gnade erscheinen. Ob auch Gewissensangst mitredete? ob auch ihm wie dem Diocletian die Ströme von Blut, die er vergossen, keine Ruhe ließen auf seinem Schmerzenslager? Der so angelegentlich am Schlusse des Edicts ausgesprochene Wunsch, die Christen möchten für ihn beten, läßt vielleicht etwas davon durchblicken. Auch des Galerius Hoffnungen waren zertrümmert, auch an ihm rächte sich der Frevel. Bald nachher starb er unter unsäglichen Qualen.

Der Kampf war damit zu Ende; das Heidenthum hatte die Waffen gestreckt. Aber freilich was das Christenthum erkämpft, war nur erst noch widerwillige Duldung. Um seine Aufgabe in der Welt zu erfüllen bedurfte es mehr als das, es bedurfte der Anerkennung, es mußte mit dem Staate in Verbindung treten, es mußte, wenn auch in anderer Weise, die Stelle

des Heidenthums einnehmen und, wie dieses es bisher gewesen war, die Grundlage des Volkslebens werden. Das Alles fehlte noch; das Edict des Galerius ist noch nicht der volle Sieg. Aber der volle Sieg steht schon vor der Thür. Der Mann ist schon da, dem die weltgeschichtliche Aufgabe zufällt, die Zeit des Kampfes abzuschließen und, indem er die Bande knüpft, die für die Zukunft Staat und Kirche mit einander verbinden, eine neue Zeit über die Völker heraufzuführen, Constantin der Große.

Zweites Kapitel.

Der Sieg.

In diesem Zeichen wirst du siegen!

Selten ist ein Mann so verschieden beurtheilt wie Constantin der Große. Noch immer will das Urtheil über ihn nicht zur Ruhe kommen. Unsere Zeit ist ihm im Ganzen wenig günstig. Arbeiten doch eben heute manche Kräfte an der Zerstörung seines Werks. Meinen doch viele darin eine Hauptaufgabe der Gegenwart zu sehen, die That Constantins, die Verbindung von Staat und Kirche, wieder rückgängig zu machen. Aber nicht bloß solchen, deren ausgesprochenes oder unausgesprochenes Ziel die Beseitigung des Christenthums aus Staat und Volksleben ist, selbst solchen, die wohl wissen, was sie am Christenthum haben, erscheint seine That verdächtig, mindestens von zweifelhaftem Werthe, und nur zu leicht überträgt sich das Urtheil von der That auf die Person.

Um Constantin gerecht und billig zu beurtheilen, muß man sich vor zwei Vorurtheilen hüten. Einmal vor dem Gedanken,

als ob ein Mann, dem das Christenthum eine so völlig veränderte Stellung in der Welt dankt, auch für seine Person ein besonders lauterer, inniger und lebendiger Christ gewesen sein müßte. Weil man dann, was man zu finden hofft, nicht findet, so fühlt man sich zurückgestoßen und hat nun auch keine Augen für das, was wirklich vorhanden ist. Gewiß, wo es sich um eine innere Entwicklung der Kirche, einen Fortschritt ihres inneren Lebens handelt, bedarf es solcher Personen, die diesen Fortschritt selbst in sich durchlebt haben. Wo es sich aber um eine Veränderung in der Stellung der Kirche nach außen handelt, und eine derartige Umwälzung ist es doch zunächst, die uns hier beschäftigt, da kann diese recht wohl durch eine Persönlichkeit veranlaßt werden, die selbst innerlich am Christenthum wenig oder keinen Theil hat. Es dienen dem Christenthum und der Kirche Manche, die nicht von Herzen darin stehen, aber man wird auch oft die Bemerkung zu machen im Stande sein, wie solche Menschen den Segen davon haben, daß sie, zunächst nur äußerlich für die Kirche arbeitend, ihr nach und nach auch innerlich näher kommen. So denke ich mir auch Constantin. Als er die ersten Schritte thut, das Christenthum zur herrschenden Religion zu machen, ist sein Verhältniß zu ihm noch ein ziemlich äußerliches, mehr Aberglaube als Glaube. Aber er kommt ihm dann näher und näher, und es läßt sich nicht verkennen, daß er später die Wahrheit des Christenthums auch innerlich erkannt und erfaßt hat.

Sodann muß man nicht überall da, wo der Wandel nicht mit dem Bekenntniß stimmt, gleich von Heuchelei reden. Es ist eine falsche Alternative, die aber bei der Beurtheilung Constantins oft genug als die Entscheidung gebend hingestellt ist: Entweder ein voller Christ oder gar keiner, und dann ein Lügner und Heuchler; entweder Constantin hat aus rein christlichen Motiven gehandelt oder aus rein politischen, und sein Christen=

thum ist nur Maske. Constantin ist kein Heiliger gewesen, und es ist nicht meine Absicht, ihn dazu zu stempeln, aber die ihn deßhalb gleich zum bewußten Heuchler machen, die wissen nicht, was in einem Menschenherzen Alles zusammen sein kann. Selbst die Blutschulden, die er auf sich geladen, und die ich weder entschuldigen noch verkleinern will, beweisen noch nicht, daß, was in seinem Leben als christliche Frömmigkeit zu Tage kommt, bloß erheuchelt war. Es ist dann auch ein Dienst von sehr zweifelhaftem Werthe, wenn man gleichsam zum Ersatz Constantin um so höher als Staatsmann stellt, je niedriger man ihn als Christ gestellt hat; denn eine Staatsweisheit, die zuletzt in Heuchelei wurzelt, dürfte doch kaum auf den Namen ächter Staatsweisheit Anspruch haben. Schon daß Constantin doch unleugbar Großes und Dauerndes geschaffen, sollte davor warnen, in ihm einen bloßen Heuchler zu sehen. Oder wo wäre in der Welt je Großes gethan ohne innere Theilnahme daran? Die eine solche bei Constantin leugnen, die ihn zum kalt berechnenden Politiker machen, ohne Herz für die Sache, die er vertritt, ohne inneren Zug zu dem Christenthum, das er zur Grundlage seiner Politik macht, die verkennen ihn selbst gründlich und sein Werk dazu.

Die Zeit unmittelbar nach dem Tode des Galerius ist einer von den Augenblicken höchster Spannung, wie sie in der Weltgeschichte hie und da eintreten. Es ist Alles für eine große Umwälzung bereit, die Personen, die dabei mitzuhandeln berufen sind, stehen bereits auf der Bühne, aber noch ahnt Niemand, wie das Drama sich entwickeln wird. Nur das Bewußtsein hat jeder, so kann es nicht bleiben; aber dieses Bewußtsein ist es gerade, welches alle Betheiligten zurückhält, den ersten Schritt zu thun. So tritt ein Augenblick der Ruhe ein, aber es ist die Ruhe vor dem Sturm. Lange kann sie nicht währen, und ist sie einmal gebrochen, so vollzieht die auf allen Punkten vorbereitete Umwälzung sich dann auch überraschend schnell.

Im Morgenlande hatten Maximinus Daza und der in die Stelle des Galerius eingetretene Licinius, nachdem sie schon gerüstet einander gegenüber gestanden, noch einmal Frieden gemacht und den Orient unter sich getheilt. Das Abendland beherrschten Constantin und Maxentius. So war ein Zustand eingetreten ähnlich wie der, den Diocletian erstrebt. Und doch welch ein Unterschied gegen die Zeit vor der Verfolgung! Von einer gemeinsamen Herrschaft, wie sie Diocletian sich gedacht, ja auch nur von Eintracht war unter den Vieren keine Rede. Jeder herrschte unabhängig von den andern in seinem Gebiete und rüstete sich im Stillen schon für den Krieg, der kommen mußte; keiner traute dem andern, jeder war sich dessen bewußt, daß es galt, die andern zu überwältigen oder unterzugehen. In der That, der Krieg war unvermeidlich, ein Reich mit vier unabhängigen Herrschern war eine Unmöglichkeit. Was aber zum Kriege trieb, war nicht bloß die Machtfrage, es war im tieferen Grunde die noch immer ungelöste Frage nach der Stellung des Staats zum Christenthum. Auch in dieser Beziehung war der augenblickliche Zustand nicht haltbar. Der Staat duldete jetzt das Christenthum, aber nur, weil er nicht anders konnte. Er verfolgte die Kirche nicht mehr, suchte aber ihrer Ausbreitung durch Verhinderung des Uebertritts und allerlei andere lästige Bedingungen Schranken zu setzen. Daß diese Schranken nicht lange bestehen konnten, war vorauszusehen, denn die Kirche war bereits zu mächtig, und schon die bloße, wenn auch widerwillige Duldung reichte aus, um zahlreiche Heiden anzuziehen. Von allen Seiten drängten sich Massen zum Uebertritt. Und welch ein Widerspruch lag in jener Duldung! War das Heidenthum noch Staatsreligion, so war auch die Duldung zu viel. Konnte denn der Staat auf die Dauer zwei so entgegengesetzte Religionen in sich beherbergen, ohne selbst zersprengt zu werden? Für einen Augenblick mochte die Waage im Gleichgewicht stehen bleiben, sie

mußte sich in Kurzem zu Gunsten des einen oder des andern Theiles senken. Naturgemäß combiniren sich dann beide Fragen, die Machtfrage und die Religionsfrage; der Kampf um die Oberherrschaft nimmt, wie er im tiefsten Grunde aus der diocletianischen Verfolgung erwachsen ist, mehr und mehr den Charakter eines Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum an, und der Sieg Constantins über seine Mitregenten schlägt zugleich zum Siege des Christenthums über das Heidenthum aus.

Schon der erste Akt des großen Krieges, der Kampf zwischen Constantin und Maxentius brachte die Entscheidung. Maxentius, der Italien und Afrika beherrschte, ein wüster und tyrannischer Mensch, hatte sich mehr und mehr feindselig gegen Constantin gestellt. Sein Befehl, alle Bildsäulen Constantins in Italien umzustürzen, zeigte, was von ihm zu erwarten war. So beschloß Constantin, ihm zuvor zu kommen. Ehe sein Gegner ernstlich an Krieg dachte, überstieg er mit seinem Heere die Alpen und stand in Oberitalien. Der Angriff Constantins war im höchsten Maße gewagt. Sein Heer zählte etwa 40,000 Mann, das des Maxentius war mindestens dreifach so stark, darunter der Kern der römischen Heere, die Prätorianer, und 18,000 Mann Reiterei, für die Ebenen Oberitaliens besonders wichtig. Daneben boten die dortigen Festungen eine überaus starke Stellung, und die großen Hülfsmittel Italiens und Afrikas standen dem Maxentius zur Verfügung. Im Heere des Constantin erhoben sich wirklich Stimmen, die das Unternehmen als ein tollkühnes bezeichneten. Constantin selbst wußte recht gut, was er auf's Spiel setzte, welches Wagniß es war, mit einem verhältnißmäßig kleinen Heere diesen Feldzug zu beginnen, und zwar, was schwer in's Gewicht fällt, gegen Rom selbst. Denn immer noch war Rom, wenigstens dem Namen nach, der Mittelpunkt des Reiches, immer noch umgab die weltherrschende Stadt ein heiliger Nimbus, und nichts Geringes war es, römische

Truppen gegen dasselbe Rom in den Kampf zu führen, in dessen Namen sie im Felde standen, und dessen Zeichen ihre Standarten trugen. Wir begreifen es, wenn Constantin in dieser Lage noch nach anderer, höherer Hülfe ausschaute. Er selbst erzählt, daß er damals viel überlegt, bei welchem Gott er Beistand suchen solle, und den höchsten Gott, den sein Vater als Sonnengott verehrt, gebeten habe, ihm zu sagen, wer er sei? Da sei ihm eines Tages ein wunderbares Zeichen erschienen. Als die Sonne sich schon zum Untergange neigte, sah er nämlich ein lichtes Kreuz, auf der Sonne stehend, und daneben aus Lichtglanz gebildet die Worte: *Τούτῳ νίκα* (durch dieses, in diesem Zeichen siege)! Dadurch beunruhigt und noch nicht klar über die Bedeutung des Zeichens, sei ihm in der Nacht Christus erschienen und habe ihm befohlen, dieses Kreuzeszeichen zum Feldzeichen zu machen und dann, des Sieges gewiß, in den Kampf zu ziehen. Dieser Weisung entsprechend, ließ nun Constantin ein Feldzeichen mit dem Kreuz und dem Namenszuge Christi (das Labarum) anfertigen, setzte selbst das Kreuz auf den Helm, und seine Soldaten malten es auf ihre Schilde. Unter dem Kreuzeszeichen schritt sein Heer dann von Sieg zu Sieg, bis in der blutigen Schlacht an der Milvischen Brücke die Macht des Maxentius gänzlich gebrochen wurde. Triumphirend zog Constantin in Rom ein, und bald war das ganze Abendland in seiner Gewalt. Zum Dank für diese Erfolge ließ der Kaiser dann in Rom seine Statue aufrichten, mit einem Kreuzeszeichen in der Hand und der Inschrift: „In diesem heilbringenden Zeichen, welches der wahre Beweis der Tapferkeit ist, habe ich eure Stadt vom Joche der Tyrannenherrschaft befreit und gerettet.“

Ich kann und will die Frage nicht abweisen, was von dieser vielbesprochenen Erzählung zu halten ist? Treten wir nur ohne Vorurtheil an die Prüfung derselben heran, auch ohne das Vorurtheil (denn weiter ist es doch nichts), daß es keine

Wunder gibt, und deßhalb die Erzählung, wie auch immer beglaubigt, nicht wahr sein kann. Gewiß werden wir über die Grenzen des Neuen Testaments hinaus sehr vorsichtig sein müssen, wenn uns Wunder erzählt werden, aber die Möglichkeit werden wir doch nicht leugnen können und wollen, daß der Herr bei besonders entscheidenden Wendungen in der Geschichte seiner Kirche auch durch Wunder in dieselbe eingreifen kann. Es ist uns die Geschichte in ihrer ausgebildetsten Gestalt von Eusebius überliefert, der sie aus dem eigenen Munde des Kaisers haben will. Erst in seinem Alter hatte dieser sie ihm erzählt und mit einem Eide verbürgt. Gänzlich verwerfen, als pure Erdichtung, kann man also die Geschichte nur, wenn man entweder Eusebius oder Constantin für einen bewußten Lügner erklärt. Nun ist Eusebius zwar kein unparteiischer Geschichtschreiber, am wenigsten in der Geschichte Constantins, aber es ist doch noch ein weiter Weg von einer parteiischen Auffassung oder auch Färbung der Thatsachen bis zu einer lügenhaften Erfindung von Thatsachen selbst. Eusebius würde es auch schwerlich gewagt haben, dem Kaiser so etwas geradezu anzudichten. Läge hier eine Lüge vor, so fiele die Schuld ohne Frage auf Constantin. Nun halte ich Constantin wohl einer Lüge für fähig, selbst seinen Eid würde ich nicht ohne Weiteres respectiren, da er ihn selbst nicht respectirt hat, wo es ihm politischen Nutzen brachte; aber ich sehe durchaus nicht ein, was den Kaiser zu dieser seltsamen Lüge hätte bewegen sollen, was ihn hätte dazu bringen sollen, in seinem Alter noch eine solche Geschichte sich auszudenken und in einem vertrauten Augenblicke dem Eusebius zu erzählen. Ihr Bekanntwerden hätte ihm vielleicht früher Vortheil bringen können, aber damals, als er sie erzählte, waren das Alles ja längst vergangene Dinge, gehörte das Alles bereits der Geschichte an und hatte für die Gegenwart keine Bedeutung mehr.

Die Erzählung völlig in das Gebiet der Erdichtung zu verweisen, ist aber auch aus andern Gründen unmöglich. Thatsache ist, daß in Constantins Stellung zum Christenthum zwischen 312 und 313 eine gänzliche Veränderung und zwar plötzlich eingetreten ist. Im Anfange des Jahrs 312 steht er ihm, um nicht mehr zu sagen, noch kühl und zurückhaltend gegenüber. Er hat nicht bloß das Edict des Galerius mit erlassen, das, wie wir sahen, dem Christenthum noch wenig günstig ist, er hat selbst Verfügungen getroffen, die von Religionsfreiheit noch weit entfernt sind, indem sie das Bekenntniß zum Christenthum an harte Bedingungen knüpften und namentlich den Uebertritt so viel als möglich zu hindern suchten. Im Anfange des Jahres 313 erläßt er dagegen schon das den Christen so ungemein günstige Edict von Mailand und thut bereits die ersten entscheidenden Schritte, das Christenthum zur herrschenden Religion zu erheben. Nun liebt man es neuerdings, diese Veränderung als lediglich durch politische Erwägungen hervorgerufen darzustellen. Der Kaiser soll, überzeugt von der Ohnmacht des Heidenthums und der Macht des Christenthums, den großen politischen Gedanken gefaßt haben, das letztere auf seine Seite und dadurch dessen Macht in seinen Dienst zu ziehen; er soll mit staatsmännischem Blick erkannt haben, welcher Religion die Zukunft gehöre, und daß nur auf der Grundlage des jugendlichen Christenthums der Staat sich neu errichten lasse. Nach meiner Meinung entspricht diese Motivirung weder der damaligen Lage, noch hat sie einen Halt in den unzweifelhaft feststehenden Thatsachen, in den eigenen Zeugnissen Constantins. Die Christen brauchte Constantin nicht erst zu gewinnen, die standen schon von den Zeiten seines Vaters her auf seiner Seite, so weit sich überhaupt von einem Parteinehmen der Christen in diesen Kämpfen reden läßt. Sein eigenes Heer bestand meist aus Barbaren, und unter diesen werden die Christen gewiß nicht die Mehrzahl gebildet haben. Ueberhaupt

waren sie im Abendlande noch stark in der Minorität, und Rom noch eine ganz überwiegend heidnische Stadt, in welcher wohl am wenigsten durch Begünstigung des Christenthums Popularität zu gewinnen war. Bloß politische Erwägungen hätten Constantin den Schritt, den er that, eher abrathen müssen, denn während er nichts damit gewann, was er nicht schon hatte, konnte er höchstens die Heiden dadurch gegen sich feindselig stimmen. Der Erlaß von Mailand, hier unzweifelhaft die zunächst zu befragende Quelle, weist auf ganz andere Gedanken, als die, welche moderne Geschichtschreiber aus ihrem eigenen Gedankenkreise heraus dem Kaiser unterschieben. Hier gibt er selbst als Beweggrund seiner den Christen zugewandten Gunst die erfahrene Gunst des höchsten Gottes und den Wunsch an, daß ihm diese göttliche Gunst ferner bewahrt bleiben möge. Constantin selbst glaubte also den glänzenden Sieg, den er mit seinem viel schwächeren Heere erfochten hatte, einem besonderen Mitwirken des höchsten Gottes zu danken; und wohin wir auch sehen, bei Christen und Heiden, stoßen wir auf eben diese Anschauung, überall wird der unerwartete Sieg der besonderen Huld des höchsten Gottes zugeschrieben. Ja noch mehr, diese Huld knüpft sich bestimmt an das Kreuzeszeichen. So sehr man sich daran abgemüht hat, die Thatsachen sind nicht wegzuschaffen, daß zuerst im Kriege gegen Maxentius und dann in immer steigendem Maße das Kreuzeszeichen das Zeichen ist, unter dem Constantin kämpft und siegt. Seit diesem Zeitpunkte fehlen auf der Fahne des Kaisers die heidnischen Embleme, ihre Stelle nimmt das Kreuzeszeichen und der Namenszug Christi ein. Auf den Helmen, auf den Schilden, auf den Münzen selbst begegnet uns seitdem hundertfältig das Kreuz und die zwei heiligen Buchstaben *X P*, die Anfangsbuchstaben des Namens Christi; und wenn wir noch irgend wie darüber im Zweifel sein könnten, was das bedeutet, so würde die ebenfalls un-

bezweifelt feststehende, oben schon erwähnte Thatsache, daß sich Constantin mit dem Kreuze in der Hand abbilden läßt und dieses Zeichen ausdrücklich für das Zeichen erklärt, in dem er gesiegt hat, jeden Zweifel beseitigen.

So viel ist also gewiß, Constantin selbst glaubte den Sieg dem Kreuze zu danken. Diese Thatsache aber würde völlig in der Luft stehen, wenn man jene Erzählung von dem Gesicht als bloße Erfindung ausstreichen wollte. Man fragt doch, was hat denn diese plötzliche Veränderung in den Gesinnungen des Kaisers hervorgebracht? Irgend etwas muß hier vorgefallen sein, was den Kaiser veranlaßte, das Kreuz zu seinem Feldzeichen zu machen. Man kann wohl einräumen, daß Eusebius die Geschichte etwas, vielleicht stark, ausgeschmückt hat, oder, was noch wahrscheinlicher sein möchte, daß sie, wie es gerade mit solchen Geschichten, die hernach eine über alle Erwartung hinausgehende Bedeutung und Erfüllung gefunden haben, wohl zu gehen pflegt, in der Erinnerung des Kaisers sich bestimmter ausgestaltet hat; aber daß sie rein erdichtet sein sollte, ist den Thatsachen gegenüber nicht möglich. Dann aber hat man auch kein Recht, sie sich in rationalistischer Weise umzudeuten, also etwa anzunehmen, Constantin habe nur eine zufällige Wolkenbildung in Gestalt eines Kreuzes gesehen und diese, seiner inneren Gemüthsverfassung entsprechend, für ein Zeichen gehalten; denn damit schiebt man dem, was die Quellen erzählen, etwas ganz Anderes, Selbstgemachtes unter, was in den Quellen gar keinen Halt hat. Es würde so auch die ganze große weltgeschichtliche Wendung auf einem Zufall und auf einer abergläubischen Einbildung Constantin's beruhen. Das vermag ich wenigstens nicht anzunehmen. Die Geschichte der Kirche Christi ist mir etwas anderes als ein Aggregat von Zufälligkeiten und menschlichen Einbildungen. Ich halte daran fest, daß der erhöhte Herr seine Kirche, wie er verheißen hat, leitet und regiert. Auch in diesem

entscheidenden Wendepunkte hat er eingegriffen. Es hat ihm gefallen, sich zu Constantin herabzulassen und ihm Antwort zu geben auf seine Fragen ähnlich, wie Gott sich zu den Weisen aus Morgenland herabließ und, anknüpfend an ihren astrologischen Aberglauben, sie durch den Stern nach Bethlehem wies. Hatte Constantin bisher die Sonne als den höchsten Gott verehrt, so soll ihm das auf die Sonne gestellte Kreuz zeigen, daß der Gott, der sich in dem Gekreuzigten geoffenbart hat, der höchste Gott ist; und als Constantin das Zeichen nicht gleich versteht, wird es ihm im Traume näher gedeutet. Von nun an ist es dieses Zeichen, unter dem er mit seinem Heere kämpft, und die Siege, die ihm zu Theil werden, bestärken ihn in dem Glauben, daß der Gott, von dem ihm dieses Zeichen gegeben ist, der höchste Gott ist. Dabei denke ich mir aber keineswegs, daß Constantin, durch diese Erscheinung vollständig bekehrt, nun sofort ein gläubiger Christ im vollen Sinne des Wortes geworden ist. Das Zeichen des Kreuzes war für ihn zunächst mehr ein Gegenstand abergläubischer Verehrung, als ein Zeichen des Heils. Erst später ist es ihm mehr geworden. Für jetzt glaubte er nur, den höchsten Gott sich günstig zu stimmen, wenn er das Christenthum begünstigte, während er selbst innerlich noch nicht ganz mit dem Heidenthum gebrochen hatte, seine persönliche Ueberzeugung noch eine aus heidnischen und christlichen Elementen gemischte war. Erst dadurch, daß der Kampf selbst mehr und mehr den Charakter eines Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum annimmt, wird Constantin auch in steigendem Maße auf die christliche Seite hinübergedrängt, und erst, als der Kampf durch den Sieg über Licinius abgeschlossen ist, bekennt sich der Kaiser auch persönlich rückhaltslos zum Christenthum.

Der Umschwung vollzog sich jetzt mit überraschender Schnelligkeit. Am 27. October 312 hatte Maxentius mit seinem Heere

an der Milvischen Brücke seinen Untergang gefunden. Mit altbewährter Tapferkeit hatten seine Prätorianer gestritten, keiner war einen Fuß breit gewichen; in den Reihen, wie sie gestanden, lagen sie auf dem Schlachtfelde. Den Rest des Heeres und den Tyrannen mit hatten die Wellen der Tiber verschlungen. Rom, Italien, die Inseln, Afrika fielen dem Sieger augenblicklich zu. Constantin sah darin ein Gnadengeschenk des Christengottes und beeilte sich, ihm seinen Dank abzutragen. Bereits in den ersten Monaten des Jahres 313 kam er mit Licinius in Mailand zusammen und erließ von dort das Toleranzedict. Gleich darauf entbrannte auch der schon drohende Krieg zwischen Licinius und Maximin. Auch hier war der Sieg des damals christenfreundlichen Licinius über den Christenverfolger Maximin ein wunderbar schneller. Am 13. Juni wurde das Mailänder Edict in Nicomedien, der Stadt, von wo vor zehn Jahren die Verfolgung ausgegangen war, angeschlagen. Es galt jetzt im ganzen Reiche.

In diesem Edicte, das den Anfang einer neuen Aera bezeichnet, wurde zunächst volle Religionsfreiheit gegeben. Jeder im Reiche soll künftig die volle Freiheit haben, derjenigen Religion zu folgen, die er für die beste erkennt. Zum ersten Male wird damit der große Grundsatz ausgesprochen, daß die Religion die eigenste Sache des Menschen ist, über die kein Anderer zu verfügen das Recht hat; daß es der weltlichen Macht nicht zusteht, irgend Jemanden zu einer Religion zu nöthigen und zu zwingen. Endlich war also erreicht, was die Christen so lange gefordert, wofür sie gekämpft und geblutet hatten. Das Edict von Mailand bezeichnet den großen Augenblick, wo die Erkenntniß durchbricht, daß Niemand gezwungen werden darf zur Religion, weil erzwungene Religion keine Religion mehr ist. Diese Grundsätze der Religionsfreiheit sind nachher noch oft wieder verdunkelt, auf lange Zeit, auf Jahrhunderte, fast wieder

verschwunden, aber sie haben sich immer wieder durchgearbeitet, und wer sie leugnet, der leugnet im tiefsten Grunde das Christenthum selbst, dem sie angehören.

Es war auch zunächst nur eine Consequenz dieses Grundsatzes, wenn Constantin verfügte, daß den Christen alle ihnen während der Verfolgungszeit confiscirten Güter wieder zurückgegeben werden sollten. Wurde damit doch nur wieder gut gemacht, was die frühere Zeit gegen jenen Grundsatz gesündigt hatte. Sehr weise fügte der Kaiser aber hinzu, daß diejenigen, welche confiscirte Kirchengüter gekauft hätten, zwar gehalten sein sollten, auch diese zurückzugeben, aber aus seiner Casse dafür entschädigt werden sollten. So wurde den Christen ihr Recht, und doch zugleich Härte und Mißstimmung verhütet.

Weiter geht das Edict selbst nicht, aber die Angelegentlichkeit, mit der er den Statthaltern die ungesäumte und pünktliche Ausführung dieser Verfügungen anbefiehlt, läßt schon vermuthen, daß Constantin dabei nicht stehen zu bleiben die Absicht hat. Seine Stellung ist schon jetzt nicht mehr eine lediglich neutrale, sondern bereits eine dem Christenthum positiv freundliche und günstige. Es konnte nicht anders sein; einen lediglich neutralen Standpunkt gegenüber den in seiner Mitte vorhandenen Religionen einzunehmen, ist für den Staat nicht möglich. Ein religionsloser Staat ist ein bloßes Phantasiegebilde, das Jemand nur hegen kann, wenn er gar nicht weiß, was Religion ist. Als ob die Religion nicht das ganze Leben des Menschen bestimmte! Als ob es so nicht auch bei denen sein müßte, die den Staat leiten! Sobald Constantin dem Christenthum günstig gesinnt geworden war, mußte das auch Einfluß auf die Staatsleitung haben und, je näher er persönlich dem Christenthum trat, desto mehr. Schon jetzt steht ihm das Christenthum höher als das Heidenthum, wie er es denn auch gern die „frömmste Religion“ nennt. Es wird ihm klar, daß das verfallende Heidenthum den

Staat mit in seinen Verfall hereinzieht, daß wenn der Staat wirklich erneuert werden soll, er auch einer neuen religiösen Grundlage bedarf, und daß nur das Christenthum diese bieten kann; und in dem Maße, als ihm dieses klar wird, sucht er dem Christenthum Raum zu machen und ein Band zwischen Staat und Kirche zu knüpfen. Das Christenthum soll das Salz werden, den Staat vor der Fäulniß des Heidenthums zu bewahren.

Eine Reihe von Verfügungen ist diesem Streben entsprungen. Schon im März 313 werden die Geistlichen von der Verpflichtung, Municipalämter, damals eine schwere und kostspielige Last, zu übernehmen, befreit. Damit wird ein Vorrecht der heidnischen Priester auf sie übertragen und sie diesen gleichgestellt. Um dieselbe Zeit schenkt der Kaiser zur Unterhaltung der Geistlichkeit ansehnliche Summen. Die Kirche erhält auch das Recht, daß zu ihren Gunsten testirt werden kann. Dann wird aus den staatlichen Ordnungen Manches beseitigt, was dem Christenthum und seinen Ordnungen widerspricht. Die Strafen der Kreuzigung und des Zerbrechens der Beine werden abgeschafft. Das Kreuz, jetzt das Zeichen des Heils, jetzt das hochgeehrte Symbol des Christenthums selbst, darf nicht mehr als entehrende Strafe angewendet werden. Die Verbrecher sollen auch nicht mehr auf der Stirne gebrandmarkt werden, damit die Majestät des Antlitzes, das nach dem Bilde der himmlischen Schönheit gestaltet ist, nicht entehrt werde, eine scheinbar unwichtige und doch überaus bedeutsame Verfügung, denn es liegt darin die Anerkennung der Menschenwürde, von der das Heidenthum nichts gewußt, die erst das Christenthum zur Geltung gebracht hat. Auch die Gladiatorenspiele werden beschränkt. Sie werden freilich nicht ausdrücklich verboten, aber es wird bestimmt, daß keine Verbrecher mehr zu den Spielen verurtheilt werden sollen. Die es verdient haben, sollen vielmehr zur Arbeit in die Bergwerke geschickt werden,

damit sie ihre Sünden büßen, ohne Blut zu vergießen. Also der Staat zieht sich davon zurück, er wirkt nicht mehr mit. Für die Gefängnisse wird gesorgt, und eine milde Behandlung der Gefangenen zur Pflicht gemacht. Dann wird die Ehegesetzgebung in manchen Stücken den christlichen Anschauungen angepaßt. Die Gesetze gegen die Ehelosen und Kinderlosen werden aufgehoben, dagegen Gesetze gegeben, wonach Ehebruch und Entführung strafbar ist. Das Aussetzen der Kinder wird verboten. Erklärt ein Vater, daß er nicht im Stande ist, sein Kind zu ernähren, so soll für das Kind gesorgt werden. Als in Anlaß einer schweren Hungersnoth im Jahre 321 öfter Eltern ihre Kinder verkauften, wurde auch das verboten. Sind Eltern in Noth, so soll ihnen der Fiskus zu Hülfe kommen. „Denn es widerstreitet unseren Sitten, daß unter unserer Regierung irgend Jemand durch Hunger gezwungen werde, ein Verbrechen zu begehen." Die Freilassung der Sclaven wird erleichtert, und gleichzeitig angeordnet, daß sie in der Kirche vor dem Priester geschehen soll. Der Kirche wurde damit die große Aufgabe zu Theil, die von ihr bereits begonnene Emancipation der Sclaven nun mit Unterstützung des Staates durchzuführen. Ganz besonders wichtig sind endlich die Gesetze, welche die allgemeine Feier des Sonntags anordnen. An dem ehrwürdigen Tage der Sonne sollen keine Arbeiten gethan werden außer eilige Feldarbeiten; die Gerichte und die Büreaux der Verwaltungsbeamten sollen geschlossen bleiben, und keine anderen Rechtsgeschäfte vorgenommen werden als die Freilassung von Sclaven. Die Soldaten werden auf's Feld geführt und halten dort einen Gottesdienst ab, der einen eigenthümlichen, aber dieser Zeit des Uebergangs durchaus entsprechenden Charakter trägt. Er ist nicht mehr heidnisch, aber auch noch nicht voll christlich: er besteht wesentlich in der Anrufung des Einen, jetzt auch bereits von den meisten Heiden anerkannten, höchsten Gottes um Segen für den Kaiser und das Reich.

Der heidnische Gottesdienst wurde übrigens nicht verboten. Erst später ließ Constantin einige Tempel, in denen der Gottesdienst mit greulicher Unzucht verbunden war, schließen und verbot, Opfer die mit Eingeweideschau verbunden waren, in Privathäusern vorzunehmen. Wer ihrer zu bedürfen meint, soll in die Tempel gehen. „Wir verbieten," sagt der Kaiser, „die Ceremonien des alten Cults (jetzt der officielle Ausdruck für Heidenthum) nicht, aber sie sollen am hellen Tage begangen werden." Nach wie vor verwaltete der Kaiser auch das mit der Kaiserwürde verbundene Amt eines Pontifex maximus. Nicht bloß in Rom wurden noch alte Tempel restaurirt, auch in dem neuen Rom am Bosporus, in Constantinopel, wurden, obwohl die Stadt von Anfang an vorwiegend christlich war, noch den Göttern Tempel errichtet. Während einerseits die Bischöfe am Hofe aus- und eingingen, verkehrte der Kaiser auch noch oft mit Heiden, und hatte deren in seiner nächsten Umgebung. An irgend welche gewaltsame Unterdrückung des Heidenthums wurde nicht gedacht. Der Staat achtet die Religionsfreiheit seiner Bürger und sieht es nicht als seine Aufgabe an, sie zu bekehren, aber er macht der Kirche Raum und läßt ihr freie Bewegung; er meint nicht in überspanntem Eifer, alles Unchristliche seinerseits ausrotten zu können und zu müssen, aber er zieht sich zurück und wirkt nicht mehr mit. Den christlichen Gedanken wird Einfluß auf die Staatsgesetzgebung gewährt, und in der allgemeinen Sonntagsfeier das festeste Band zwischen dem Volksleben und dem Christenthum geknüpft, aber dann bleibt es diesem überlassen, sich selbst auszuwirken. Man wird nicht leugnen können, daß die Haltung Constantins in seiner schwierigen Lage und der Größe seiner Aufgabe gegenüber eine weise und besonnene war. Ohne Ueberstürzung näherten sich Staat und Kirche einander, Schritt um Schritt wurde das Heidenthum zurückgedrängt, und wuchs der Einfluß des Christenthums auf Staat und Volksleben. Noch

war der Staat nicht christlich, aber er war im Begriff, es zu werden, und wurde es von Jahr zu Jahr mehr. Ohne daß das Heidenthum als Staatsreligion abgeschafft und das Christenthum zur Staatsreligion erhoben wurde, kann doch darüber kein Zweifel mehr sein, daß nicht mehr die heidnischen, sondern die christlichen Gedanken die staatlichen Ordnungen in immer weiterem Kreise beeinflussen, und während man bei öffentlichen Acten, in Documenten, Inschriften, auf Münzen gern neutrale Formeln und Bilder wählt, z. B. den jetzt recht gebräuchlichen Ausdruck „Gottheit", ist doch leicht zu erkennen, daß diese neutralen Formeln dazu dienen sollen, den specifisch christlichen Bahn zu machen. Es ist eben eine Uebergangszeit für Constantin selbst wie für das Reich, und statt daraus, daß in dieser Uebergangszeit noch manches dem Christenthum nicht Entsprechende, noch manches offenbar Heidnische sich neben dem Christlichen findet, Constantin einen Vorwurf zu machen und darin den Beweis zu sehen, daß sein Christenthum nur Heuchelei war, sollte man vielmehr seine staatsmännische Weisheit darin bewundern, daß er, obwohl seine Ziele damals ohne Zweifel schon feststanden, doch nicht voreilig darnach greift, sondern ruhig wartet, bis der rechte Augenblick gekommen ist, und ihm dann, was er erstrebt, als reifgewordene Frucht von selbst in den Schooß fällt.

Dieses gilt namentlich von seinem Verhalten gegen das noch immer unter der Herrschaft des Licinius stehende Morgenland. Gewiß war von Anfang an die Vereinigung des ganzen Reiches Constantins Ziel, aber so verführerisch es war, dieses Ziel nach den glänzenden Siegen in Einem Lauf zu erjagen, mäßigt sich Constantin und wartet die Zeit ab. Auch nachdem schon der Krieg entbrannt und die erste Schlacht gewonnen war, schließt er noch einmal Frieden mit Licinius. Von Dauer konnte der Friede freilich nicht sein. Zweigetheilt durfte das

Reich nicht bleiben, weder politisch, noch religiös. In der That, wie in dieser Zeit alle politischen Fragen im tiefsten Grunde religiöse sind, und in jedem Kampfe der eigentliche Kern der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum ist, so war auch hier die Zweitheilung des Reichs zugleich eine religiöse, und wurde es in natürlicher Entwicklung der Dinge von Tage zu Tage mehr. Während Constantin dem Christenthum näher und näher kommt, treibt die Rivalität mit ihm den Licinius dem Heidenthum in die Arme. Sein politischer Argwohn machte ihm das Christenthum verdächtig, in jedem Christen sah er einen Anhänger, in jedem Bischofe einen versteckten Agenten seines Rivalen Constantin. Ohne zu blutigen Maßregeln zu greifen, suchte er doch das Christenthum so viel als möglich einzuengen und das Heidenthum zu fördern. Zusammenkünfte der Bischöfe wurden verboten, der christliche Unterricht unter allerlei Vorwänden erschwert, hie und da die Gottesdienste der Christen aus den Kirchen in den Städten auf's freie Feld verwiesen, und Licinius fügte dem dann noch den Spott hinzu, daß er sagte, die frische Luft sei so zahlreichen Versammlungen heilsamer. Im Pontus wurde eine Anzahl Kirchen ganz geschlossen. Man warf den Christen vor, für Constantin statt für Licinius gebetet zu haben. Aus seiner Umgebung, aus den hohen Civil- und Militärämtern wurden alle Christen entfernt, und die ganze Verwaltung wie die Heerführung in die Hände entschiedener Heiden gelegt. Die Folge davon war, daß die Christen wirklich anfingen, auf Constantin als ihren Retter hinzublicken, während die Heiden ihre Hoffnung auf Licinius setzten; und als die lange Spannung endlich zum offenen Kriege führte, mußte dieser geradezu den Charakter eines Religionskrieges annehmen.

Licinius seinerseits sprach das offen aus. Vor Eröffnung des Feldzuges versammelte er die Häupter des Heeres und die Vornehmsten des Hofes in einem heiligen Haine. Nachdem die

Opfer gebracht waren, wies er auf die Statuen der Götter hin als auf die von den Vätern überkommenen, klagte Constantin an, daß er, von den väterlichen Heiligthümern abgefallen, einen fremden Gott verehre und das Heer der Römer durch das schmachvolle Kreuzeszeichen beschimpfe. Dann forderte er ausdrücklich ein Gottesurtheil heraus. „Der Ausgang dieses Krieges," erklärte er, „muß zwischen seinem Gott und unsern Göttern entscheiden. Wenn der fremde, den wir jetzt verspotten, siegreich erscheint, so müssen auch wir ihn anerkennen und verehren, und uns lossagen von den Göttern, denen wir umsonst Lichter anzünden. Wenn aber unsere Götter siegen, wie wir nicht zweifeln, so wenden wir uns nach diesem Siege zum Kriege gegen ihre Feinde." Dagegen führte Constantin seinerseits die Kreuzesfahne ins Feld, und in mehr als einer heißen und blutigen Schlacht glaubten er und die Seinigen dieser Fahne den Sieg zu verdanken. Licinius wurde vollständig geschlagen; Constantin stand als alleiniger Herr des wiedervereinigten Reiches da.

Mit welcher Wucht mußte sich das von ihnen selbst provocirte Gottesurtheil auf die Heiden legen! Mit einem Schlage schien das Heidenthum vernichtet, und massenhaft drängten sich jetzt die Heiden in die Kirche. Ueberall in Städten und Dörfern sah man die weißen Kleider der Getauften; die Tempel der alten Götter standen öde; die Kirchen des sieghaften Christengottes konnten die Schaaren seiner Bekenner nicht fassen. Wie mußten die Ereignisse aber auch Constantin vorwärts treiben! Ganz anders redete er jetzt, als nach dem Siege über Maxentius. Offen bekennt er den Glauben an den wahrhaftigen Gott und verurtheilt das Heidenthum als Irrthum und Sünde. Ganz bestimmt erklärt er sich jetzt dazu berufen, als Diener Gottes die Welt vom Untergang der Sonne bis zum Aufgang aus der Finsterniß zum Licht, zum schuldigen Dienst des wahren Gottes zu führen. Zwar verwahrt er sich ausdrücklich gegen die Absicht,

das Heidenthum mit Gewalt unterdrücken zu wollen; auch die Irrenden sollen dieselbe Ruhe genießen, wie die Gläubigen, obwohl er allen Menschen den Uebergang zum Christenthum rathen würde. „Jeder thue, was seine Seele wünscht. Die, welche sich absondern, sollen nach ihrem Willen die Tempel der Lügen behalten; wir aber freuen uns des hellglänzenden Hauses der göttlichen Wahrheit und wünschen auch ihnen, daß sie durch den allgemeinen Frieden, durch die glückliche Weltruhe selbst auch den rechten Weg gewinnen.“

In rascher Folge erscheinen jetzt eine Reihe von Gesetzen, alle darauf berechnet, das Heidenthum allmälig absterben zu lassen, und dagegen das Christenthum zu fördern und zur alleinigen Religion des Reiches zu machen. Alte und verfallene Tempel sollen nicht wieder hergestellt werden. Den Staatsbeamten wird die Theilnahme an Opfern verboten, wie es scheint, später auch der Versuch gemacht, sie allgemein zu unterdrücken. Hie und da ging das Volk selbst noch weiter, Habsucht mischte sich mit ein, Tempel wurden geplündert, ihrer Statuen beraubt, Säulen, Holz und Steine anderweitig verwendet. Dagegen wurde eine allgemeine Erweiterung der Kirchen angeordnet, und Constantin selbst ließ eine Reihe von prächtigen Basiliken in den großen Städten, in Antiochien und Nicomedien erbauen. In Jerusalem erhob sich an der Stätte, wo der Herr gestorben und auferstanden war, die herrliche Kirche des h. Grabes und der Auferstehung; auch den Oelberg und Bethlehem schmückte Helena, die Mutter des Kaisers, mit Heiligthümern. Endlich gab er dem Reiche eine neue, von Anfang an christliche Hauptstadt. Da das alte Rom zähe am heidnischen Cultus festhielt, schuf er am Bosporus ein neues Rom. Hier erhoben sich christliche Kirchen, vor allen die große und stattliche Apostelkirche aus Marmor und bunten Steinen erbaut; hier war alles voll christlicher Symbole und Bilder. Da sah man nicht mehr wie auf den Plätzen der alten

Städte die Statuen der Götter, da stand auf dem Marktplatze das Bild des guten Hirten, und zu Eingang des kaiserlichen Palastes fiel denen, die da aus- und eingingen, sofort ein großes Gemälde in die Augen, Constantin selbst darstellend, das Labarum, die Kreuzesfahne in der Hand, und unter seinen Füßen, von Pfeilen durchbohrt, ein Drache, der Drache des Heidenthums.

In der That, er war besiegt, der Drache des Heidenthums, nachdem er fast dreihundert Jahre gegen das Christenthum gewüthet. Der Sieg war ein vollständiger und dauernder, denn auch der nachher von dem Kaiser Julian gemachte letzte Versuch, dem Heidenthum die Herrschaft zurückzugeben, konnte nur dahin ausschlagen, dessen Ohnmacht völlig zu offenbaren und seinen gänzlichen Untergang zu beschleunigen. Constantins Werk war nicht ohne große und schwere Mängel (wir werden nachher sie noch genauer kennen lernen); aus der neuen Stellung erwuchsen der Kirche auch neue Gefahren und neue Schäden, aber „eintägige Adonisgärtchen," wie sein Neffe Julian spottete, waren es nicht, die der große Kaiser gepflanzt, sondern seine Pflanzung war für Jahrhunderte bestimmt, und wir selbst genießen noch alle Tage ihre Früchte. Freilich, das römische Reich konnte auch Constantin nicht retten. Seine Zeit lief ab, denn es hatte seine Aufgabe, für Christum zu sammeln, erfüllt. Es mußte am Christenthum sterben, weil seine Hauptbestimmung war, dem Christenthum seine erste Stätte in der Welt zu bereiten, dann aber sollte die christliche Zeit neue Gebilde des Staats- und Volkslebens bringen. Aber auf Constantin d. Gr. folgt, wenn auch Jahrhunderte später, Karl d. Gr.; auf den Trümmern des christlich gewordenen Römerreiches erhebt sich das römische Reich deutscher Nation, und in ihm erst wirkt sich die That Constantins aus. Die ganze folgende Geschichte der germanischen Völker ist durch Constantins That bedingt und bestimmt, und ich brauche nur daran zu erinnern, was für die Reformation die „christliche

Obrigkeit" bedeutet, um zu zeigen, wie durch die Reformation hindurch der Segen dieser That des ersten christlichen Kaisers zu uns herüberfließt. Seit Constantin gibt es eine christliche Obrigkeit, mit dem Einen Worte ist für jeden, der es versteht, der ganze Segen ausgesprochen.

Unsere Zeit ist die erste, die wieder ernstlich an dem Werke Constantins zu rütteln beginnt, und viele meinen es als Vorbedingung eines weiteren Fortschritts der Culturentwickelung fordern zu müssen, daß es geradezu rückgängig gemacht werde. Die daran arbeiten, mögen wohl bedenken, daß es der Staat gewesen ist, der in seiner Noth die Verbindung mit dem Christenthum gesucht hat, weil er eines neuen Gewissensbandes bedurfte für seine Bürger, nachdem der alte Glaube sich gelöst hatte, weil er eines neuen sittlichen Salzes bedurfte, sollte das Volksleben nicht völlig verfaulen. Käme es wirklich dahin, daß das Band, welches Constantin zwischen dem Christenthum und dem Staats- und Volksleben geknüpft hat, wieder zerrissen würde, so würde sich auch bald genug zeigen, daß der Staat das Christenthum nicht entbehren kann, und das Volksleben ohne das Salz des Christenthums in rettungslose Fäulniß gerathen muß. Hinter Constantin zurückgehend, würde man zu Diocletian kommen, man würde den Versuch abermals machen müssen, das Christenthum mit Gewalt zu unterdrücken, und dabei würde entweder unser ganzes Volksleben und unser ganzes Culturleben untergehen, wie Diocletians Schöpfung und das ganze antike Culturleben untergegangen ist, oder man würde sich bald entschließen müssen, wenn es anders dann noch möglich ist, die That Constantins zum zweiten Male zu thun.

Eines soll damit freilich nicht gesagt sein; es soll nicht behauptet werden, daß die Art, wie Constantin dies Band zwischen Christenthum und Volksleben knüpfte, in allen Stücken die richtige war, daß die Stellung, welche Staat und Kirche zu einander

einnehmen, schon die ihrem beiderseitigen Wesen und ihren Aufgaben wahrhaft entsprechende ist. Sollten, was Gott geben wolle, die heutigen Kämpfe dahin führen, daß das Band, welches Constantin geknüpft, bewahrt würde, aber vollkommener geschlungen, daß Staat und Kirche ihren Bund aufrecht erhielten, aber ihn reiner ausgestalteten, dann würden die Segnungen der That Constantins uns und unseren Kindern noch in reicherem Maße zu Theil werden, und auf allen Lebensgebieten die dem Constantin gegebene Verheißung sich auf's Neue bewahrheiten: „In diesem Zeichen wirst du siegen!"

Drittes Kapitel.

Die letzte Reaction des Heidenthums.

> Nubicula est, transibit!
> Es ist nur ein Wölkchen, das wird vorübergehen.
>
> Athanasius.

Unter Decius, so erzählt die Sage, hatten in Ephesus sieben Jünglinge ihren christlichen Glauben bei der Verfolgung bekannt, waren dann aber ihren Verfolgern entronnen und in einer Höhle, wo sie Zuflucht suchten, eingeschlafen. Als sie, ihrer Meinung nach am anderen Morgen, wieder erwachten, schickten sie einen aus ihrer Mitte in die Stadt, um Speise zu holen, und wie verwundert war dieser, als er dort Alles gänzlich verändert fand. Nirgend mehr Heidenthum, keine Götzenbilder, keine Tempel mehr, dagegen prächtige Kirchen, und über den Stadtthoren, an den Häusern, auf den Kirchen, überall prangt siegreich das Kreuzeszeichen, um deßwillen sie, gestern noch wie sie wähnten, verfolgt waren. Sie hatten 200 Jahre in der Höhle geschlafen. Diese Sage von den sogenannten Siebenschläfern spiegelt schön den Eindruck ab, den der großartige Umschwung, den sie erlebt hatten, auf die Zeitgenossen Constantins

machen mußte. Die Weltgeschichte hatte, wie sie es selten so plötzlich thut, einen ungeheuren Ruck vorwärts gethan. Auf dem Kaiserthrone saß ein Christ; statt von da verfolgt zu werden, wurde die Kirche von da begünstigt; die Macht des Kaisers selbst, sein persönlicher Einfluß, die Mittel, über die er verfügte, standen ihr zu Gebote. Zum ersten Male erfuhr die Kirche, was das sagen will, die Mächtigen der Erde zu Freunden zu haben, welche Förderungsmittel, aber auch welche Gefahren darin liegen.

Und wie plötzlich war das gekommen! Zwar wenn man den Kampf verfolgt, den das Christenthum seit drei Jahrhunderten geführt hat, so erscheint einem der Sieg vollkommen begründet. Man sieht, je mehr das Christenthum innerlich die herrschende Macht wird, den Augenblick näher und näher rücken, wo es das auch äußerlich werden muß. Und doch der Augenblick, wo es durch den Entschluß eines Kaisers zur Herrschaft gelangt, mußte wie ein gewaltiger Ruck das ganze Reich durchzucken, und deutlich genug ist seine Nachwirkung auch in der Erschütterung einzelner Gemüther zu spüren.

Stellen wir uns nur ja nicht vor, als ob das ganze große Reich, das ganze Leben des Volks auf einmal damit christlich geworden wäre, daß der Kaiser das Kreuz aufpflanzte. Die Sitten und Ordnungen eines mehr als tausendjährigen Reiches kann auch der mächtigste nicht von heute auf morgen ändern. Der Kaiser hieß noch immer Pontifex maximus, ja die folgenden Kaiser, die bereits den Cultus der alten Religion verboten, führten trotzdem noch diesen Titel. Im Senat zu Rom stand noch immer die Statue der Victoria, und vor jeder Senatssitzung wurden ihr Libationen und Opfer gebracht. Zu derselben Zeit, wo Constantin in seinem Palaste förmliche christliche Predigten hielt, um die Heiden seiner Umgebung zu bekehren, rauchten in den Städten noch manche Altäre der gens Flavia, der kaiserlichen gens, und er selbst hieß noch officiell Divus,

d. h. er war eigentlich selbst noch ein heidnischer Gott. Namentlich im Westen des Reichs waren die Heiden noch durchweg der Zahl nach in der Majorität, und wie tief wurzelte der alte Glaube noch in der Sitte, im häuslichen und öffentlichen Leben. Besiegt war das Heidenthum, wirklich überwunden oder gar ausgerottet noch lange nicht. In seiner neuen Stadt am Bosporus ließ sich Constantin eine Colossalstatue setzen. Es war eine alte Statue des Apollo; der schlug man den Kopf ab und setzte ihr den Kopf Constantins auf. Außerdem wurde in das Innere der Statue ein Stück des von der Helena angeblich wieder aufgefundenen heiligen Kreuzes gelegt. Das ist so etwa das Bild der Zeit. Ein heidnischer Rumpf mit einem christlichen Kopfe, im Inneren christliches Leben, denn das Christenthum war in Wirklichkeit die innerlich herrschende Macht, aber nach Außen noch überall Heidenthum, das erst von Innen heraus allmälig überwunden werden mußte. Diesen einzigartigen Charakter der Zeit gilt es recht zu beachten, um die in ihr handelnden Persönlichkeiten zu würdigen. Nur so kann man Constantin auch in seinen Fehlern billig beurtheilen, nur so auch verstehen, wie Julian auf den Gedanken einer Herstellung des Heidenthums kommen konnte und zugleich, warum er damit scheitern mußte.

Plötzliche und unerwartet große Siege bringen die Gefahr mit sich, daß der Sieger die Kraft des Gegners unterschätzt und, seinen Sieg zu stark ausnutzend, eine Reaction der noch vorhandenen Kräfte gegen sich hervorruft. Auch Constantin hat sich davon nicht freigehalten. Nach dem Siege über Licinius sah es aus, als wäre das Heidenthum für immer zusammengebrochen, und lasse sich nun leicht ganz damit aufräumen. Obwohl der Kaiser das Heidenthum nicht mit Gewalt unterdrücken wollte, so ließ er es doch geschehen, daß der Fanatismus und die Habsucht schon hie und da die Tempel verwüsteten. Obwohl er die Heiden nicht zum Uebertritt zwingen wollte, so suchte er

sie sonst doch mit allerlei Mitteln dazu zu bewegen. Reiche Geldgeschenke wurden ausgetheilt, um die Kirche in den Stand zu setzen, große Unterstützungen zu reichen, denn, meinte Constantin, die Lehrvorträge könnten nicht allen dienen, Andere würden dadurch gewonnen, daß man ihnen zur rechten Zeit Lebensunterhalt darreiche, Andere dadurch, daß sie Schutz und Verwendung fänden, wieder Andere durch freundliche Aufnahme oder Ehrengeschenke. Auch an persönlichem Werben für die Kirche ließ es der Kaiser nicht fehlen; durch förmliche Predigten suchte er seine Umgebung von der Wahrheit des Christenthums zu überzeugen und hatte eine große Freude daran, wenn dann Dieser oder Jener erklärte, von ihm gewonnen zu sein. Die Kirche wuchs und zwar so rasch wie nie zuvor, aber was waren das auch für Glieder, die ihr, von dem Sonnenschein der kaiserlichen Huld angezogen, jetzt zuströmten!

Schlimmer noch war es, daß der Kaiser jetzt selbst in das innere Leben der Kirche einzugreifen anfing. Die Lage war auch zu versuchlich. Er sah, welche Macht in der Kirche und ihrer Hierarchie lag. Der Gedanke der Reichseinheit, der ihn beherrschte, mußte ihm den Gedanken nahe legen, diese compacte Einheit der Kirche der Reichseinheit dienstbar zu machen. Nachklänge heidnischer Gedanken wirkten mit. War der Kaiser das Haupt des heidnischen Cultus gewesen, konnte er, wenn das Reich christlich wurde, einer ähnlichen Stellung entbehren, ohne die Herrschaft über das Reich zu gefährden? Durfte er es ruhig mit ansehen, als im arianischen Streite die Einheit der Kirche sich aufzulösen drohte? So fängt Constantin an, in das Innere der Kirche einzugreifen. Er beruft das Concil von Nicäa, er nimmt dessen Beschlüsse entgegen, er sorgt für deren Durchführung auch mit staatlichen Mitteln. Der Kaiser decretirt, welche Richtung in der Kirche herrschen soll, verbannt heute den Arius, morgen den Athanasius. Und es gab Bischöfe genug,

die sich das gefallen ließen, die den Kaiser als eine Art von Pontifex maximus der Kirche (als einen „Bischof für das Auswärtige," sagte Constantin bescheiden) anerkannten. Wurde doch die Kirche mit Gütern und Privilegien überschüttet. Der Kaiser, ein schlechter Finanzmann, machte das Reich arm, um die Kirche reich zu machen. Während die Provinzen unter dem Steuerdruck seufzten, war doch immer Geld da, um hier eine prächtige Kirche zu bauen, dort für einen Bischof kostbare Gewänder oder heilige Gefäße und reich geschmückte Exemplare der h. Schrift anzuschaffen. Im kaiserlichen Palaste gingen die Bischöfe ein und aus, sie begleiteten den Kriegsherrn in's Lager und in die Schlacht; Gold und Ehre wurde ihnen reichlich zu Theil, und wenigstens manche schämten sich nicht, dafür dem „frommen Kaiser", jetzt sein fast stehender Beiname, mit Schmeicheleien zu vergelten. Der Byzantinismus ist hier schon mächtig im Keimen. Mit der Reinheit der Kirche droht auch ihre Freiheit verloren zu gehen. Staat und Kirche fangen in bedrohlicher Weise an, sich miteinander zu vermischen. Der Staat wird eine Art Kirche und die Kirche eine Art Staat. Der Kaiser predigt und beruft Concilien, nennt sich selbst, wenn auch halb im Scherz, einen Bischof, und die Bischöfe werden zu Staatsbeamten, die wie die hohen Reichswürdenträger mit der kaiserlichen Post reisen und in den Palästen von Constantinopel antichambriren. Die Macht des Staates wird ausgenutzt, um für die Kirche Propaganda zu machen, und dafür die Kirche in den Dienst des Staates gezogen. Finden wir doch jetzt schon Concilienbeschlüsse, welche bürgerliche Vergehen mit kirchlichen Strafen bedrohen; wird doch andererseits bereits den Bischöfen ein nicht unerhebliches Stück bürgerlicher Gerichtsbarkeit beigelegt.

Es wäre, glaube ich, irrig, wollten wir um dieser Fehlgriffe willen das ganze Werk Constantins als ein verfehltes ansehen. Es ist doch, von allem übrigen auch abgesehen, zu viel

verlangt, daß Staat und Kirche in dem Augenblicke, wo sie zum ersten Male mit einander in Verbindung treten, auch sogleich die rechte Stellung zu einander finden sollten. Arbeiten wir doch heute noch daran, dieses größte Problem der Weltgeschichte zu lösen. Aber die Anerkennung der That Constantins darf uns auch nicht hindern zuzugestehen, welche Fehler dabei gemacht wurden, und welche verderbliche Folgen daraus für die Kirche erwachsen mußten. Hier bahnt sich die Reaction an, die Julian versuchte, und was der Kirche unter dem abtrünnigen Kaiser widerfuhr, das, es sei gleich hier ausgesprochen, war auch eine wohlverdiente Züchtigung für sie.

Weit schlimmer wurde das Alles unter den Söhnen Constantins, die weniger seine guten Eigenschaften, namentlich seine staatsmännische Weisheit, als seine schlechten, seine Herrschsucht, Härte und Grausamkeit geerbt hatten. Alle Zeiten, in denen sich ein großer Umschwung vollzieht, bringen viel unlautere Elemente an die Oberfläche; damals war es nicht anders. An den kaiserlichen Höfen war es jetzt Mode, eifriger Christ zu sein. Wer es zu etwas bringen wollte, mußte sich vor Allem nach dieser Seite hin als correct documentiren. Jeder Schein der Lauheit oder gar der Hinneigung zum Heidenthum machte auch politisch verdächtig. Zahlreiche Neubekehrte, die gestern noch Heiden gewesen waren, glaubten den Ernst ihrer Bekehrung nicht besser beweisen zu können, als durch fanatischen Haß gegen die Religion, der sie ohne Zweifel selbst noch angehören würden, wäre ihr kaiserlicher Gebieter nicht Christ geworden. Ehrgeizige Priester drängten sich an die Herrscher heran und suchten sich hervorzuthun, um durch den Einfluß des Kaisers Rang und Geld zu gewinnen. Unbesonnener, wenn vielleicht auch gut gemeinter, Eifer glaubte der Kirche zu dienen, indem er zu Gewaltthaten gegen das Heidenthum anstachelte, ohne zu begreifen, daß die weltliche Macht, welche die Kirche feindselig bekämpft, ihr nicht

so viel schaden kann, als diejenigen ihr schaden, welche ihr mit weltlichen Mitteln aufhelfen wollen. Vergessen schien auf einmal, wie lange und wie dringlich die Christen Religionsfreiheit gefordert hatten. Nun sie die Herrschaft erlangt, sollte die erkämpfte Freiheit den Gegnern nicht zu gute kommen. Die eben noch Verfolgte gewesen waren, wurden zu Verfolgern. „Abgebrochen, ihr Kaiser,“ ruft einer ihrer Stimmführer den Söhnen Constantins zu, „gänzlich zerstört werden müssen die Tempel, damit nicht länger der verderbliche Irrthum den römischen Erdkreis beflecke. Dazu hat der höchste Gott euch die Herrschaft übertragen, damit durch euch jener Krebsschaden geheilt werde. Nach Zerstörung der Tempel, und wenn keine Spur des Heidenthums mehr übrig ist, habt ihr die Feinde besiegt und das Reich erweitert.“

Zunächst freilich hatten die drei Brüder, unter welche Constantin das Reich getheilt, zu viel mit ihrem Bruderzwist zu thun, als aber Constantin II. gefallen und die beiden andern, Constans und Constantius, unbeschränkte Herren, jener des Abend-, dieser des Morgenlandes geworden waren, schritten sie wirklich zu Gewaltmaßregeln gegen das Heidenthum. Ein im Jahre 341 erlassenes Gesetz verkündete: „Aufhören soll die heidnische Superstition, vertilgt werden der Wahnsinn der Opfer; wer immer diesem Gesetz zuwider es wagt, Opfer zu bringen, soll unnachsichtlich der Strafe verfallen.“ Noch schärfer schritt nach Constans Tode Constantius, jetzt Alleinherrscher, ein: Aller Orten sollen die Tempel geschlossen werden, um den Heiden die Gelegenheit, sich zu versündigen, zu nehmen. Wer Opfer bringt, soll durch das rächende Schwert niedergeschlagen werden, sein Vermögen verfällt dem Fiscus. Ließ sich dieses Gesetz auch nicht strenge durchführen, so wurden doch vieler Orten die Götzenbilder zerschlagen, die Tempel geschlossen, ganz abgebrochen oder in christliche Kirchen verwandelt. Niedrige Leidenschaften mischten

sich auch ein. Die Tempelgüter wurden zum Theil geraubt, zum Theil fielen sie den Kirchen zu, und vielfach sah man in christlichen Gotteshäusern jetzt Gold und Edelsteine funkeln, die früher heidnische Götzen geziert hatten. Wer noch dem Heidenthum anhing, mußte sich verbergen. Aller Orten spürten Polizeiagenten nach, und die Theilnahme an einem im Geheimen gebrachten Opfer oder auch nur das Tragen eines heidnischen Amulets konnte den Tod bringen.

Es ging mit diesen Maßregeln, wie es immer zu gehen pflegt, wenn im Kampfe geistiger Mächte die augenblicklich herrschende Partei zur Gewalt ihre Zuflucht nimmt. Anfangs weicht Alles zurück, und es sieht aus, als würde das erstrebte Ziel leicht und ohne Mühe erreicht werden. Aber ist bei dem Gegner wirklich noch eine Widerstandskraft vorhanden, so wird diese durch den Angriff allmälig verdichtet; die derselben Richtung Angehörenden lernen sich kennen, verbinden sich unter einander, und kommen ihnen günstige Umstände zu Hülfe, finden sie namentlich den rechten Führer, so kann es geschehen, daß die Situation plötzlich umschlägt, denen zum Gericht, die einen Kampf des Geistes mit fleischlichen Waffen ausfechten wollten.

Das Heidenthum barg doch noch größere Kräfte in sich, als diejenigen meinten, die den Kaisern einredeten, es lasse sich jetzt leicht damit aufräumen. Anders stand es in dieser Beziehung im Abend-, anders im Morgenlande. Im Abendlande war es besonders die römische Aristokratie, die, mit geringen Ausnahmen, noch dem alten Glauben anhing, und neben ihr die große Masse des Volks. Im Morgenlande hatte sich das Christenthum dagegen schon viel mehr der Massen bemächtigt, und eine eigentliche Aristokratie fehlte hier so gut wie ganz. Dafür gab es hier eine Aristokratie der Bildung, und deren Feindschaft war dem Christenthum ungleich gefährlicher als die Abneigung der römischen Geburtsaristokratie. Noch immer strömte

die Jugend den altberühmten Schulen von Milet, Ephesus, Nicomedien, Antiochien und vor Allem Athen zu, und die Lehrer an diesen Schulen waren so ziemlich ausnahmslos Heiden. Dort studirte man die alten Classiker und ergötzte sich an der Redekunst eines Libanius und der andern feingebildeten Rhetoren der Gegenwart. Dort sog man den antiken heidnischen Geist ein und zugleich die Verachtung gegen das barbarische Christenthum. Man spottete über das Dogmengezänk in der christlichen Kirche und hatte leider nur zu viel Recht dazu. Galt doch je nach kaiserlicher Gunst und Laune heute diese, morgen jene Lehre als die rechtgläubige. Heute wurde decretirt, Christus sei wesensgleich mit dem Vater und alle, die das zu bekennen sich weigerten, wurden vertrieben und verbannt; morgen schlug die Hoftheologie um, decretirte Christus sei ein Geschöpf, und nun mußten die Gegner in die Verbannung wandern. Wie hoch dünkte man sich in seiner classischen Bildung darüber erhaben! Mit welchem inneren Grimme sah man es mit an, wie die Tempel zerstört, die Kunstwerke zerschlagen, die Erinnerungen einer großen Zeit vertilgt wurden, und das Alles zu Gunsten einer barbarischen Religion ohne Bildung! Zwar das alte rohe Heidenthum wollte man selbst nicht mehr, aber das verfeinerte Heidenthum des Neuplatonismus schien nicht bloß dem Christenthum ebenbürtig, sondern ihm überlegen. Denn was das Christenthum Wahres in sich trug, das glaubte man da selbst zu haben, nur in viel feinerer Gestalt, verbunden mit der Cultur, erfüllt von classischem Geiste. So schwärmte man in Reminiscenzen an die alte Herrlichkeit von Hellas und Rom und erging sich in Hoffnungen, daß noch einmal bessere Zeiten kommen würden, daß der Sieg des Christenthums nur ein vorübergehender sei, und die Adonisgärtchen, die Constantin gepflanzt, bald wieder welken würden. Diese Kreise sind es, aus denen die Reaction gegen das Christenthum hervorgeht. Ihr Geist verkörpert sich in Julian, besteigt

noch einmal den Kaiserthron und macht den letzten Versuch, den Siegesgang des Christenthums aufzuhalten, ohne etwas anderes zu erreichen, als der Welt den unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß die Herrschaft des antiken Geistes für immer gebrochen ist.

Flavius Claudius Julianus war der Sohn des Constantius, eines Bruders Constantins, also ein Neffe des großen Kaisers. Nachdem seine Mutter früh gestorben war, verlor er den Vater und seine ganze Familie mit Ausnahme seines Bruders Gallus in den blutigen Kämpfen, die nach dem Tode Constantins das kaiserliche Haus verwüsteten. Ihn selbst rettete nur seine Jugend; doch war er der herrschenden Partei immer verdächtig, und um so mehr wurde er am Hofe mit argwöhnischen Augen angesehen, als seine nach allen Seiten ausgezeichnete Begabung von früh an unverkennbar hervortrat. Auch der Kaiser Constantius fing an, ihn mit Argwohn zu betrachten, und die Folge davon war, daß der vierzehnjährige Julian, von Constantinopel verbannt, nach der Burg Macella in Kappadocien gebracht und dort streng bewacht wurde. Für eine edel angelegte Natur, und die ist Julian in vollem Maße, gibt es nichts gefährlicheres, als unter dem Drucke des Argwohns und inmitten intriguirender Parteien aufzuwachsen. Sie wird dadurch, ihrem eigenen Wesen widersprechend, zur Unwahrheit genöthigt. Julian hat es von früh auf gelernt, seine wahren Gedanken zu verbergen; er ist, der schlimmste Zug seines späteren Charakters, systematisch zum Heuchler gemacht worden. Noch schlimmer war es, daß man in Constantinopel glaubte, dem Neffen Constantins jede politische Bedeutung am besten dadurch nehmen zu können, daß man ihn für den geistlichen Stand bestimmte. Sorgsam wurde er von jeder Berührung mit dem Heidenthum abgeschnitten; seine ganze Erziehung wurde Geistlichen anvertraut und bekam einen streng religiösen Charakter. Seine Zeit war zwischen Studien und Gottesdiensten getheilt;

selbst die Erholung wurde zur Andachtsübung. In seinen freien Stunden mußte Julian wie zum Spiel dem Märtyrer Mamas eine Kapelle bauen. Daß diese Erziehung das Gegentheil von dem erreichte, was sie erstrebte, wird uns nicht Wunder nehmen, zumal wenn wir bedenken, was das für ein Christenthum war, das dem Jünglinge sozusagen mit Gewalt eingetrichtert wurde, mehr Dogmengezänk als Herzensglaube, mehr todter Ceremoniendienst als Leben des Geistes. Das wahre Christenthum hat Julian nie kennen gelernt, dazu war der kaiserliche Hof der denkbar schlechteste Ort und die Erziehung in der Gefangenschaft das denkbar schlechteste Mittel. Im Gegentheil wurde er dem Christenthum hier schon entfremdet; er mußte eine Religion hassen, deren Vertreter seine Familie gemordet hatten, und deren Priester seine Kerkermeister waren. Merken lassen durfte er sich davon freilich nichts, sondern nach außen zeigte er sich als eifrigen Christen, brachte es auch dahin, die erste Stufe der geistlichen Würden zu betreten. Er wurde Vorleser in der Kirche und erwarb sich den Ruf besonderer Frömmigkeit.

Selbst dem Kaiser Constantius erschien er jetzt ungefährlich. Er erhielt die Freiheit wieder, ja es wurde ihm sogar erlaubt, nach Nicomedien zu gehen, um dort Philosophie und Rhetorik zu studiren. Nur mußte er versprechen, den Libanius, den Hauptvertreter der heidnischen Philosophen- und Rhetorenpartei, nicht zu hören. Das Verbotene reizte nur noch mehr. Zwar hielt Julian das Versprechen, den Libanius nicht zu hören, desto eifriger aber studirte er dessen Schriften, und bald stand er mit den bedeutendsten Männern jener Kreise, die ich oben beschrieb, in persönlichem oder brieflichem Verkehr. Sie zauberten ihm die ganze Herrlichkeit der antiken Welt vor die Augen, führten ihn in die Classiker ein und gewannen den Jüngling rasch für die Ideen, in denen sie lebten. Mit welchem Eifer wurde jetzt Plato und Aristoteles studirt, mit welcher Begeisterung

lauschte er den Offenbarungen der neuplatonischen Philosophie, mit welch heiliger Scheu erfüllten ihn die in diesen Kreisen mit Vorliebe getriebenen magischen Künste. Da glaubte er gefunden zu haben, wornach seine Seele lange gelechzt. Wie hatte man diese ganze Herrlichkeit preisgeben können um des barbarischen Christenthums willen! Nun gar, als Julian nach Griechenland, nach Athen kam, der heiligen Stadt des Hellenismus, als er dort in die eleusinischen Geheimnisse eingeweiht wurde, da war seine innerliche Bekehrung zum Heidenthum entschieden. Seine Eitelkeit hatte auch wohl daran Theil, denn natürlich wurde er in den Kreisen der Hellenisten aufs Höchste gefeiert, und an Schmeicheleien ließen es seine rhetorischen Freunde nicht fehlen. Unter den damals gerade stark betriebenen Gewaltmaßregeln des Constantius gegen den alten Glauben hatte sich die heidnische Partei enger zusammengeschlossen, und schon hegte man dort allerlei Restaurationspläne, schon sah man auf Julian, als auf den, der sie einmal verwirklichen sollte. Da wurde dieser plötzlich und ihm selbst unerwartet von seinen classischen Studien abgerufen und ins praktische politische Leben hineingestellt.

Es sah bös aus im Reiche. Von Südosten drängten die Perser, von Nordosten die Germanen, die schon einen Theil Galliens überfluthet hatten. Constantius stand fast allein, so hatte Familienzwist mit Schwert und Gift in dem einst blühenden Hause Constantins aufgeräumt. Nachdem auch sein Bruder Gallus ermordet war, blieb nur Julian übrig. Der Kaiser entschloß sich, diesen zur Hülfe zu rufen; er wurde zum Cäsar ernannt und mit dem Oberbefehl über die Truppen in Gallien bekleidet. Während der Kaiser die Ostgrenze gegen die Perser zu schützen unternahm, sollte Julian die Germanen zurückwerfen. Wunderbar rasch entfaltete jetzt der junge Cäsar seine reichen Gaben. Er, der bisher nur den Studien gelebt hatte, zeigt sich bald als tüchtigen Feldherrn und umsichtigen Regenten. Gewissen-

haft seine Zeit eintheilend zwischen seinen auch jetzt nicht vernachläßigten Studien und seinen Regentenpflichten, musterhaft einfach in seiner Lebensweise, keusch und sittenstrenge, jede Gefahr, jede Mühe mit seinen Soldaten theilend, gelang es ihm in einer Reihe von siegreichen Schlachten die Germanen wieder über den Rhein zurückzudrängen und Gallien zu beruhigen. Bei seinen Soldaten vergöttert, war er zugleich bei den Einwohnern der Provinz hochgeehrt. In Constantinopel weckte das den alten Argwohn von Neuem, so sorgfältig auch Julian Alles vermied, was den Kaiser hätte reizen können, so sorgsam er namentlich sein Heidenthum versteckte. Denn während im Palaste Julians schon wieder im engeren Kreise der Vertrauten den alten Göttern gedient wurde, trat er öffentlich noch immer als Christ auf. Um ihn nicht zu mächtig werden zu lassen, rief der Kaiser gegen Ende 360 die besten Legionen, die unter Julians Befehl standen, aus Gallien ab, angeblich weil er ihrer im Kriege gegen die Perser bedurfte. Die Legionen weigerten sich zu marschiren und riefen Julian zum Augustus aus. Auch jetzt noch suchte dieser den Constantius zu beschwichtigen; als das aber vergeblich war, als Julian erkannte, daß es sich für ihn um sein Leben handelte, nahm er die Kaiserwürde an und rückte an der Spitze seiner Armee vor. Schon stand er in Dacien, da traf ihn die Nachricht, daß Constantius am 3. Nov. 361 auf dem Feldzuge gegen die Perser gestorben sei, und ohne mehr Widerstand zu finden, im ganzen Reiche anerkannt, eilte Julian nach Constantinopel. Seinen Einzug hielt er bereits als erklärter Heide. Am Epiphanienfeste hatte er noch in Vienna die Kirche besucht, aber schon auf dem Marsche jeder Zweideutigkeit ein Ende gemacht und öffentlich den alten Göttern geopfert. Das römische Reich hatte wieder einen heidnischen Kaiser.

Zunächst schwamm Alles in Jubel. Denn so allgemein verhaßt Constantius gewesen war, so allgemein begrüßte man

Julian als Befreier. Selbst die Christen schlossen sich diesem Jubel an. Hatten doch auch sie unter dem Willkürregimente der letzten Jahre schwer genug zu leiden gehabt, und wenn manchem tiefer Blickenden auch Besorgnisse aufsteigen mochten, so sagte man sich auch wieder, daß selbst ein heidnischer Kaiser der Kirche nicht so viel schaden könne, als der christliche Constantius ihr durch sein gewaltthätiges Eingreifen in ihr innerstes Leben geschadet hatte. Lieber noch ein der Kirche ganz fern stehender Kaiser, als ein christlicher, der seine Macht gebrauchte, um in den dogmatischen Kämpfen diese oder jene ihm beliebende Rechtgläubigkeit durchzusetzen. Proklamirte doch auch Julian keineswegs die Unterdrückung des Christenthums, sondern nur völlige Religionsfreiheit. Er selbst wollte für seine Person Heide sein, aber kein Christ sollte in seinem Glauben gestört werden. Ohne allen Zweifel war es Julian damit völliger Ernst. Er hat an nichts weniger gedacht, als daran, ein Verfolger der Kirche zu werden. Dazu war er viel zu fest von der Unwahrheit des Christenthums und von der Wahrheit des Heidenthums überzeugt. Julian ist ein Schwärmer, wie der ganze Kreis von Rhetoren und Philosophen, in dem er lebte. Er betrachtet sich als von der Gottheit selbst zu dem großen Werke der Restauration des Heidenthums berufen, und diese Restauration ist von Anfang an sein bewußtes Ziel. Aber er ist eben so fest überzeugt, daß sich diese Restauration ohne jede Gewaltthat ganz von selbst machen wird. Sobald man nur das Heidenthum wieder freigibt, wird es das Christenthum durch seine eigene Kraft überwinden. Wenn nur die Heiden Ernst machen mit ihrer Religion, den Cultus mit Eifer betreiben, ein den Göttern wohlgefälliges Leben führen, so kann es nicht fehlen, die Christen werden sich bekehren und die Wahrheit des Heidenthums anerkennen.

Er selbst, der Kaiser, machte wirklich nach allen Seiten hin Ernst mit seinem Heidenthum. In diesem Punkte wenigstens

war er aufrichtig und kein Heuchler. Der ungeheure bei Hofe eingerissene Luxus wurde beseitigt, unnütze Beamte in großer Zahl entlassen. Einfach, streng, keusch sollte das Leben sein. Einen solchen Kaiser hatte man noch nicht gesehen, der so schlicht einherging, dessen Tafel so spärlich besetzt war, der nichts kannte, als angestrengte Arbeit und eifrigen Dienst der Götter. Im Palast wurde ein Tempel erbaut, dort opferte Julian täglich. Oft sah man ihn selbst bei den Opfern dienen, Holz herzutragen, dem Opferthiere eigenhändig den Stahl in den Leib stoßen. Er wußte jedes Fest, das gefeiert werden mußte, er kannte das ganze schon halbvergessene Ritual auf's pünktlichste. Eben so eifrig nahm er es mit seinem Amte als Pontifex maximus. Ueberall regte er den abgekommenen alten Cultus wieder an. Hier wurde ein verschlossener Tempel wieder geöffnet, dort ein verfallener hergestellt, Götterbilder wieder aufgerichtet oder bereits eingegangene Feste wieder in Gang gebracht. So, dessen war Julian gewiß, mußte das Heidenthum wieder aufleben. Jede Gewalt verwarf er dabei ausdrücklich. „Wenn es möglich ist," äußerte er, „leibliche Krankheiten durch gewaltsame Operationen zu heilen, die Irrthümer über die Natur Gottes kann man nicht zerstören, weder durch Feuer noch durch Eisen. Was nützt es, daß die Hand opfert, wenn der Gedanke die Hand verdammt? Das ist nur eine neue, äußerlich aufgelegte Schminke, nicht ein Wechsel der Ueberzeugung." Wer würde darin dem Kaiser nicht beistimmen, aber eine andere Frage ist freilich die, ob er im Stande sein wird, die richtig und weise gezogene Schranke selbst inne zu halten.

Gewiß, zwingen wollte Julian keinen, aber er sah es doch gern, wenn Jemand sich von der Wahrheit des Heidenthums überzeugte; und wenn er Jedem auch die vollste Freiheit zu lassen Willens war, er hätte von der Wahrheit seiner eigenen Stellung nicht so völlig überzeugt sein müssen, wie er es war, wenn er

sich nicht bemüht hätte, andere zu sich herüberzuziehen. Schon sein Benehmen bei der Beerdigung des Kaisers Constantius war charakteristisch. Er ließ den Christen volle Freiheit, er griff nicht ein, obwohl in manchen Kirchen die Klage über den Tod des christlichen Kaisers zur Anklage gegen den heidnischen wurde, aber er selbst vollzog die Begräbnißceremonien zu Ehren des Verstorbenen nach heidnischem Ritus. Als er die Libation ausgegossen hatte, forderte er die Umstehenden auf, ihm zu folgen. Die es thaten, wurden von ihm beglückwünscht, die sich Weigernden nöthigte er nicht, sie hatten ja ihre Freiheit, aber das freundliche Lächeln, mit dem er ihre Weigerung erwiderte, hatte doch etwas Verdächtiges. Natürlich dauerte es auch nicht lange, da machte dieser und jener aus seiner Umgebung, der bis dahin ein eifriger Christ gewesen war, der vielleicht noch vor Kurzem für nicänische oder arianische Rechtgläubigkeit geeifert hatte, die Entdeckung, daß das Heidenthum doch eigentlich dem Christenthum vorzuziehen sei. Die Menschen hätten nicht Menschen sein müssen, wenn es nicht so gewesen wäre; und wirklich glaubte der Schwärmer Julian, ihre Bekehrung sei sein Werk, zumal wenn feinere Höflinge es so einzurichten wußten, daß sie erst eine Zeitlang zögerten, den Kaiser erst recht viel von der Herrlichkeit der alten Religion declamiren ließen, ehe ihnen das neue Licht aufging. Welche Freude hatte er jedes Mal, wenn wieder irgend eine bedeutendere Persönlichkeit für die alten Götter gewonnen war, und entfernte er auch keinen Christen bloß darum, weil er ein Christ war, aus seiner Umgebung, es war doch nur natürlich, daß ihm seine Gesinnungsgenossen am nächsten standen. Nun gab es bald Bekehrungen in Menge; Statthalter, Beamte, Soldaten suchten den alten Cult wieder hervor, und wo sie längst erloschen waren, rauchten die Altäre der Götter auf's neue. Julian glaubte, wirklich den Anfang einer Wiederbelebung des Heidenthums vor sich zu haben, und

es war zu verführerisch, nun auch mit einigen kleinen Mitteln nachzuhelfen, die schon nicht mehr so ehrlich waren. Aber nur zu leicht entschuldigt ein Mensch, ein Schwärmer zumal, die schlechten Mittel mit den guten Zwecken. So stellte man z. B. gern neben das Kaiserbild ein Götterbild. Wer nun dem Kaiser die übliche Verehrung bezeugte, dem konnte man diese leicht als eine Verehrung des Gottes auslegen, wer dagegen dem Gott die Huldigung nicht darbrachte, lud zugleich den Schein einer Mißachtung des Kaisers auf sich. Weiter ging man in der Armee. Militärische und religiöse Ceremonien gingen hier von je durch einander, und die Strenge der Disciplin beschränkte von selbst die religiöse Freiheit. Der Namenszug Christi, den die Fahnen seit Constantin trugen, verschwand wieder; an seine Stelle trat das altrömische S.P.Q.R. Als die Soldaten ihr Geldgeschenk bekamen, stand an der Seite des kaiserlichen Thrones ein portativer Altar, und daneben auf einem Tische ein Kästchen mit Weihrauch. Den Soldaten wurde der Befehl ertheilt, einzeln heranzutreten und ihr Congiarium zu empfangen. Jeder Herzutretende sollte zuvor einige Körner Weihrauch aus dem Kästchen nehmen und in die Flamme des Altars werfen. Die Christen unter den Soldaten stutzten und zögerten, aber die Offiziere versicherten hoch und theuer, es sei nur eine ganz gleichgültige Ceremonie, da ja kein Götterbild auf dem Altar stehe. Die meisten ließen sich bereden und thaten, was befohlen war; Einzelne verzichteten lieber auf das Congiarium. Nachher bei der festlichen Mahlzeit bezeichneten sich die christlichen Soldaten, wie sie es gewohnt waren, mit dem Kreuz. Ihre heidnischen Kameraden lachten, und um den Grund des Lachens befragt, erwiderten sie spöttisch: „Wir lachen, daß ihr noch Jesum Christum anbetet, in dem Augenblicke, da ihr ihn eben verleugnet habt.“ Entsetzt sprangen die Christen auf, sie sahen, welche Schlinge man ihnen gelegt. Viele zerrissen ihre Kleider, liefen in die

Stadt und riefen: „Wir sind Christen! Jeder mag es hören! wenn unsere Hand verleugnet hat, unser Herz ist ihr nicht gefolgt!“ Vor dem Palaste des Kaisers entstand ein Zusammenlauf. Einzelne gingen so weit, daß sie dem Kaiser das Geld, das mit Verleugnung erkauft sein sollte, vor die Füße warfen. Des Kaisers Lage war mißlich. Seine Absicht war nicht gerade gewesen, die Soldaten zu offenbarer Verleugnung zu verleiten; er hielt die Ceremonie wohl für unschuldiger Art, aber zweideutig war sie und darauf berechnet, die Soldaten allmälig an derartige Ceremonien zu gewöhnen. Strafte der Kaiser jetzt die Tumultuanten, so konnte das wie eine Verfolgung aussehen, und die wollte er ja nicht; ließ er sie ungestraft, so stand die Disciplin auf dem Spiele. Er ließ einige Soldaten verhaften und verurtheilen, erklärte aber dabei ausdrücklich, es geschehe das nicht, weil sie Christen wären, sondern weil sie unter den Fahnen rebellirt hätten. Trotzdem gerieth ganz Constantinopel in Aufruhr. Große Menschenmassen begleiteten die Soldaten zum Richtplatz; schon feierte man sie als Märtyrer. Da hielt es Julian doch für das Beste, ihnen Pardon zu geben. Aber die Folgen des Ereignisses waren damit nicht beseitigt. Das Mißtrauen der Christen war jetzt erwacht und ließ sich nicht wieder beschwichtigen. Julian selbst wurde vorwärts getrieben. Was er bis jetzt nicht gewollt, geschah; alle höheren Offiziere, die Christen waren, wurden entlassen oder entfernt, auch aus dem Hofdienst alle Christen beseitigt. Die Kluft, die den heidnischen Kaiser von seinen christlichen Unterthanen schied, war offenbar geworden.

Schlimmer noch wirkten einige Gesetze, die der Kaiser gab, um Ungerechtigkeiten seines Vorgängers wieder gut zu machen, von denen er aber ganz gut wußte, daß sie in erster Linie die Christen treffen würden. Unter dem Schein der unparteilichen Gerechtigkeit bargen diese Gesetze eine Schädigung der Kirche, und

Julian freute sich im Stillen darüber, daß es so war. Unter Constantius war vielfach Communaleigenthum den Communen entfremdet und willkürlich zu andern Zwecken verwandt. Jetzt sollte Alles restituirt werden und zwar ohne Entschädigung derer, die sich im Besitz befanden. Die Güter, um die es sich handelte, waren theils gebraucht, um den Aufwand des Kaisers zu bestreiten, zum großen Theile aber auch um Kirchen zu bauen. Tempel waren in Kirchen verwandelt und sollten nun wieder dem heidnischen Cult zurückgegeben werden. Zerstörte Tempel sollten auf Kosten der Kirchenkassen wieder aufgebaut oder der Schätzungswerth erstattet werden. Selbst Private, die Tempelgrundstücke in gutem Glauben gekauft, sollten sie restituiren. Gold und Edelsteine, die früher an irgend einem Götterbilde geprangt, jetzt aber Kelche, Kreuze und Evangelienbücher in den Kirchen zierten, sollten ausgebrochen und zurückgegeben werden. Und das Alles wurde mit rücksichtsloser Strenge durchgeführt. Denn die Statthalter wußten recht gut, daß sie sich dadurch beim Kaiser beliebt machten, und schon kam auch hie und da der heidnische Pöbel hoch. Julian hatte daran nicht nur seine Freude und that nichts, die Härten zu mildern, er billigte sie ausdrücklich und spottete: „Nun gut! die Galiläer sollten sich freuen. Befiehlt ihnen denn nicht das Gesetz des Evangeliums, das Uebel zu leiden?“ Schon loderte auch auf christlicher Seite der Fanatismus auf, schon floß das erste Blut. In Doristera in Thracien war eine christliche Kirche in einen heidnischen Tempel zurückverwandelt; Götzenbilder standen wieder da, wo das Kreuz gestanden. Am Vorabend des Tages, an welchem der Tempel mit einem großen Heidenfeste eingeweiht werden sollte, brach ein Christ in denselben ein und zerbrach die Götzenbilder. Dann gab er sich selbst an und wurde hingerichtet. Die Christen verehrten ihn als einen neuen Märtyrer.

Der Traum einer Restauration des Heidenthums fing bei

alledem bald genug an, sich als Traum zu erweisen. Jetzt nur noch von Heiden umgeben, konnte sich Julian dennoch dem Gefühl nicht entziehen, daß er unter diesen eigentlich isolirt stand. Er selbst war eine mystische Natur, die in Idealen lebte. Sein Heidenthum war ein poetisch verklärtes. Davon war aber in der Wirklichkeit wenig oder nichts zu finden. Seine heidnischen Freunde waren Höflinge, die ihm zustimmten ohne innere Ueberzeugung, eitle Rhetoren, denen es nur um den Ruhm der Schönrednerei zu thun war, blasirte Menschen ohne jede Religion, oder lustige Gesellen, die sich vor Allem amüsiren wollten, und denen es schon recht war, von den Schranken des Christenthums los zu kommen, aber doch nicht um den Preis, daß ihnen das Heidenthum ihres Gebieters noch engere zog. Der Kaiser war mit ihnen durchaus nicht zufrieden. Oft hielt er ihnen Strafpredigten, warf ihnen Kälte und Lauheit vor und rügte ihr freies Wesen. Sie waren mit ihm ebensowenig zufrieden. Er war ihnen viel zu ernst und zu sittenstrenge. Sie gingen lieber ins Theater als in den Tempel, sie amüsirten sich lieber, und fanden den täglichen Tempelbesuch, die eintönigen Ceremonien und Opfer herzlich langweilig. Ihnen wäre ein einigermaßen toleranter christlicher Kaiser ohne Frage viel lieber gewesen als dieser schwärmerisch fromme Heide. So rosig Julian Alles ansah, der Erkenntniß konnte er sich bald nicht mehr entziehen, daß es so nicht ging. Das Heidenthum mußte, sollte es wieder aufkommen, innerlich belebt werden. Die Restauration mußte zugleich Reformation sein.

Aber seltsam, die Mittel und Kräfte für eine solche Reformation weiß Julian nur dem Christenthum selbst zu entlehnen. Wie die christlichen Priester sollen auch die heidnischen das Volk belehren und auf ein heiliges Leben dringen. Wie die Christen sollen auch die Heiden sich der Armen annehmen. „Wenn unsere Religion,“ schreibt er an einen Oberpriester in Galatien,

„nicht so, wie wir wünschen, fortschreitet, so liegt die Schuld an denen, die sie bekennen. Die Götter haben für uns große Dinge gethan über unser Bitten und Hoffen. Aber ist es recht, daß wir uns an ihren Gutthaten genügen lassen und nicht an das denken, was die Gottlosigkeit der Christen hat wachsen lassen, ihre Humanität gegen Fremde, ihre Sorge für die Gräber, die Heiligkeit ihres Lebens? Alle diese Dinge müssen uns am Herzen liegen." So erhält denn der Oberpriester Anweisungen, er soll das Volk belehren, er soll die Priesterschaft von unwürdigen Gliedern säubern, er soll nicht dulden, daß die Priester das Theater besuchen und in den Kneipen liegen. Ganz besonders aber soll er dafür Sorge tragen, daß auch unter den Heiden Liebesthätigkeit geübt werde, wie unter den Christen. Armen- und Krankenhäuser sollen erbaut und die Bedürftigen unterstützt werden. Der Kaiser selbst weist dafür reiche Mittel an, aber auch die Dorfschaften sollen zu Beisteuern aufgefordert werden. „Wir dürfen es doch nicht leiden," schließt der Kaiser, „daß andere sich unserer Tugenden bemächtigen, und uns die Schande der Trägheit treffe. Das hieße den Cult der Götter verachten."

Sollten so dem Heidenthum neue Kräfte zugeführt, so sollten sie dagegen dem Christenthum entzogen werden. Ein kaiserliches Edict verbot den Christen, ferner als Lehrer der Nationallitteratur, der alten Classiker aufzutreten. Es sei, führt der Kaiser aus, ein Widerspruch, wenn die Christen den Homer, den Thucydides oder Demosthenes auslegten und doch diese Männer als Gottlose und Fremde behandelten. Er wolle sie nicht zwingen, ihre Ueberzeugung zu ändern, aber er könne es auch nicht dulden, daß die alten Schriftsteller von Menschen ausgelegt würden, die sie der Gottlosigkeit bezüchtigten. „Wenn ihr," fährt er fort, „bei den Alten irgend welche Weisheit anerkennt, so beweist das dadurch, daß ihr ihre Frömmigkeit gegen die Götter nachahmt.

Wenn ihr aber im Gegentheil denkt, daß alle ihre Meinungen falsch sind, dann geht doch in die Kirchen der Galiläer und interpretirt Matthäus und Lucas.“ Allerdings verbot das Edict den Christen nur, als Lehrer der Nationallitteratur aufzutreten, nicht auch als Schüler die heidnischen Lehrer zu hören. Aber dieses mußte die unmittelbare Folge sein. Denn indem die Christen vom Lehren zurückgehalten wurden, kam der Unterricht ganz in die Hände der Heiden und gewann dadurch einen so specifisch heidnischen Charakter, trat dadurch so bewußt in Gegensatz gegen das Christenthum, daß nun die Christen auch nicht mehr Zuhörer bei solchen Vorlesungen sein konnten. So griff denn das Edict in seinen Folgen viel weiter. Die Christen wurden dadurch von aller Bildung abgeschnitten. Das Edict wurde für sie geradezu ein Verbot der Bildung. Damit wurde ihnen aber zugleich auch der Zugang zu allen höheren Aemtern, die Bildung erforderten, verwehrt; sie wurden aus der Gemeinschaft der gebildeten Menschen ausgestoßen. Gerade das wollte Julian. Auf die erhobenen Klagen erwiederte er: „Behaltet ihr eure Ignoranz; die Beredtsamkeit ist unser. Eure Lehre hat nur das Eine Wort: Glaubt! so seid denn mit dem Glauben zufrieden.“ Er erklärte geradezu, die Anbeter des Zimmermanns, die Schüler der Fischer hätten kein Recht auf Bildung.

Eine Verfolgung war das nun freilich nicht, wenn man unter Verfolgung nur die Anwendung von Gewalt versteht, und doch war es eine Verfolgung und in gewissem Sinne eine schlimmere als alle früheren. Julian suchte den Christen zu nehmen, was doch allen Menschen gemein sein soll, die Bildung, er machte ihnen die geistigen Güter ihres Volkes streitig. Sie sollten im Grunde nicht mehr als Menschen behandelt werden. So weit war Julian also schon gekommen. Und bei alledem mußte er sich gestehen, daß die Restauration keine nennenswerthe Fortschritte machte, daß im Gegentheil die Mißstimmung gegen

ihn in stetem Wachsen war. Nun war er zwar stolz genug, darauf nicht viel zu geben, aber seine eigene Stimmung wurde doch dabei von Tage zu Tage bitterer und gereizter. Er fand sich mehr und mehr isolirt in einer Welt, der er doch das Beste geben wollte, was er kannte, das classische Griechenthum, und die dafür keinen Sinn hatte. Er mühte sich ab, er opferte sich selbst auf, er lebte nur für das Reich, über das ihn die Vorsehung zum Herrn gesetzt, und fand sich doch mit seinem Streben vereinsamt. Ja selbst seine heidnischen Freunde, die Philosophen und Rhetoren, hielten sich fern. Er hatte sie zu sich eingeladen; die wenigsten kamen; die meisten, die bedeutendsten entschuldigten sich. Hatten die auch kein Herz mehr für die Sache, für die er einst in Nicomedien und Athen mit ihnen geschwärmt? oder verzagten sie schon daran, daß sein Werk gelingen werde?

In solcher Stimmung machte Julian sich auf nach Antiochien in Syrien, dort die Vorbereitungen zu dem beabsichtigten großen Feldzuge gegen die Perser zu treffen. Dort warteten seiner neue Enttäuschungen. Die Heiligthümer seiner Götter fand er verlassen und verödet. Der Hain Daphne in der Nähe der Stadt, einst ein berühmtes Heiligthum des Apollo, wo an einer heiligen Quelle Orakel ertheilt wurden, war in einem traurigen Zustande. Die Quelle war verschüttet, der Tempel verfallen. In dem Haine selbst erhob sich eine christliche Kapelle, in der die Gebeine des Märtyrers Babylas ruhten. Julian befahl, den Tempel sofort herzustellen; die Gebeine des Märtyrers mußten ausgegraben werden. Die Christen gehorchten, aber als sie in feierlichem Zuge den Leichnam in eine andere Kirche übertrugen, mußte Julian es mit anhören, wie sie in lautem Chore die Worte des Psalms sangen: „Schämen müssen sich alle, die den Bildern dienen, die sich der Götzen rühmen." Aufbrausend im Zorn ließ der Kaiser die Procession von Soldaten angreifen, Einige verhaften und wollte sie hinrichten lassen, besann sich

dann aber wieder und ließ sie frei. Seine edle Natur schlug noch einmal wieder durch; er wollte keine Verfolgung.

Der Tempel des Apollo war auf's prächtigste restaurirt; Julian ging, dem Gotte zu opfern. Er hoffte eine feiernde Menge zu finden, aber Keiner brachte Oel, dem Gotte eine Lampe anzuzünden, Keiner Weihrauch. Nur ein alter Mann kam, eine Gans zu opfern. Was half es, daß Julian den Antiochenern über diese Nachlässigkeit eine lange Strafpredigt hielt? Er selbst verfiel nur um so mehr ihrem beißenden Spotte. Sie nannten ihn seines langen Bartes wegen „den Bären", sie spotteten mit Anspielung auf sein vieles Opfern: „Es sei kein Wunder, daß das Fleisch theuer werde, wenn der Kaiser selbst Schlachter sei." Kurz nachher brannte der eben restaurirte Tempel des Apollo in der Nacht nieder. Nun kannte des Kaisers Zorn keine Gränzen mehr. Er schob die Schuld auf die Christen, und obwohl der Tempel, wie sich nachweisen ließ, durch die Schuld eines heidnischen Philosophen, der unvorsichtig mit einer Weihelampe umging, in Brand gerathen war, so wurden doch viele Christen eingezogen und gefoltert. Die Kirche hatte wieder Märtyrer; und Julian mit sich selbst und mit der ganzen Welt unzufrieden, ging nun noch weiter. Er decretirte, daß den Christen, denen Gott ja verboten habe, zu tödten, kein Amt anvertraut werden dürfe, mit dem richterliche Funktionen verbunden wären. Er erklärte, man solle die Galiläer zwar nicht verfolgen, aber man müsse ihnen fromme Menschen vorziehen. Das genügte, um die Christen von allen Aemtern auszuschließen. Tag und Nacht rauchten die Opfer, das Opferfleisch wurde an die Soldaten ausgetheilt. Einzelne von diesen murrten darüber. Julian ließ sie verhaften und hinrichten. Vor der großen Fontäne auf dem Markte von Antiochien wurde ein Altar errichtet und die Quelle feierlich allen Göttern geweiht. Mit dem Wasser besprengte man dann den Markt, die Lebensmittel, die auf den

Markt kamen, das Gemüse, das Fleisch, und Julian weidete sich an dem Gedanken, daß die Christen nun nichts essen und trinken könnten, ohne sich mit dem den Götzen geweihten Wasser zu beflecken. Die Zeiten des Galerius schienen wiedergekehrt zu sein. Schlimmeres noch geschah in den Provinzen. An manchen Orten erhoben sich die Heiden, plünderten und erschlugen die Christen. Julian stellte sich überall auf die Seite der Heiden. „Was thut das," war seine Antwort, „ist es denn ein Verbrechen, wenn ein Grieche zehn Galiläer tödtet?" Natürlich war ein solches kaiserliches Wort das Signal zu neuen Verfolgungen; und Julian ließ das gewähren.

Immer drückender wurde die Luft in Antiochien. Was geschah, wurde durch das Gerücht noch vergrößert. Jede Nacht, erzählte man sich, lasse der Kaiser Christen hinrichten, und am Morgen schwämmen die Leichen den Orontes herab. Julian selbst wurde immer unruhiger. Er lief von Tempel zu Tempel, brachte Opfer über Opfer; stundenlang kniete er vor seinen Göttern und bedeckte ihre Statuen mit Küssen. Dann Nachts in der Stille saß er an seinem Schreibtisch und ließ seiner Bitterkeit, seinem Unmuth über Alles freien Lauf. Da schrieb er seine Schriften voll glänzenden Witzes, mit griechischer Feinheit gedacht und ausgeführt, aber voll bittern Hasses, vor Allem gegen die Galiläer und ihren Zimmermannssohn. Innerlich ruhiger wurde er dadurch nicht, sondern nur noch unruhiger, noch bitterer.

Endlich waren die großartigen Rüstungen zum Feldzuge gegen die Perser beendet. Julian brach auf, nachdem er zuletzt noch den verhaßten Antiochenern einen elenden Menschen zum Statthalter gesetzt hatte mit der Bemerkung, der Mensch verdiene es nicht, Statthalter zu werden, aber sie verdienten es, von einem solchen Menschen regiert zu werden. Der Feldzug sollte ein zweiter Alexanderszug werden. Auf immer gedachte Julian das Reich von seinem gefährlichsten Feinde zu befreien. Die Heiden

setzten auf diesen Feldzug alle ihre Hoffnungen. Kehrte der Kaiser als Sieger zurück, so war auch der Sieg des Heidenthums entschieden. Die Christen waren still; es ging etwas wie die Ahnung eines Gottesurtheils durch die Welt. Als der Rhetor Libanius einem christlichen Priester höhnisch zurief: „Was macht denn euer Zimmermannssohn?" antwortete dieser: „Er zimmert eben einen Sarg für deinen Kaiser." Auch durch Julians Geist zogen trübe Ahnungen. Sein stetig zunehmender Aberglaube forschte nach Zeichen und glaubte überall Zeichen zu sehen. Bald ängstigten ihn allerlei Mißbildungen an den geopferten Thieren, bald scheute sein Pferd, bald fand er irgend ein anderes böses Omen.

Das ging vorüber, als er erst an der Spitze des Heeres stand. Der Feldherr wachte wieder auf. Er hatte einen kühnen Plan entworfen, und Alles ging anfangs nach Wunsch. Siegreich drangen die Legionen nach Osten vor bis an den Tigris; Ktesiphon wurde nach einer glänzenden Waffenthat erobert. Besonnene Männer in der Umgebung des Kaisers mahnten jetzt, sich mit diesen Erfolgen zu begnügen; aber Julians unruhiger Geist drängte vorwärts. Wie er, ganz in Reminiscenzen an die Vergangenheit lebend, in den alten Helden seine Vorbilder sah, so wollte er es jetzt auch dem großen Alexander nachthun. Um jeden Gedanken an Umkehr abzuschneiden, ließ er die Flotte auf dem Tigris verbrennen. Nun mußte das Heer vorwärts. Immer weiter ging es in die großen Ebenen hinein. Vom Feinde war nichts zu sehen; die Perser mit ihren leichten Reiterschaaren zogen sich fort und fort zurück. Täglich wurde dadurch die Lage der Römer bedenklicher; sie entfernten sich weiter von ihren Hülfsquellen; die Soldaten fingen an zu murren. Vergeblich stellte ihnen Julian in glänzenden Reden vor, der Rückzug sei ungleich gefährlicher als der Vormarsch, vergeblich wies er auf den nahen Sieg hin. Ja, wenn der Feind vor ihnen gestanden hätte, sie wären

ihm gefolgt, die alten Legionen, mit denen er am Rheine gesiegt, aber hier in den heißen, sandigen Ebenen sich täglich vorwärts zu schleppen, ohne einen Feind zu sehen, das ertrugen sie nicht. Gebrochenen Herzens mußte Julian den Befehl zum Rückzug geben. Auf diesen Augenblick hatten die Perser gewartet. Von allen Seiten fielen ihre leichten Reiterschaaren über die Römer her. In täglichen Gefechten, Nachts ohne Ruhe, dabei schlecht verproviantirt, so mußten sich diese ihren Rückzug bahnen.

Julian konnte sich nicht verhehlen, daß seine Lage eine äußerst kritische war. Wie mochte ihm zu Muthe sein, wenn er nach den Anstrengungen des Tages schlaflos in seinem Zelte lag. Was war aus seinen Träumen von der Herstellung der alten Herrlichkeit Roms und Griechenlands geworden! Eines Morgens ließ er die Priester rufen und theilte ihnen mit, in der Nacht sei ihm der Genius Roms erschienen, ganz so wie einst in Gallien in der Nacht vor dem Tage, da ihn die Soldaten zum Augustus ausriefen, nur nicht wie damals mit emporgehobenem, sondern mit gesenktem Füllhorn. Er sei aufgesprungen, ihn zu halten, aber aus dem Zelte hinausschreitend, sei der Genius rasch verschwunden. Die Priester opferten, suchten nach Zeichen, wußten aber zuletzt nur den Rath zu ertheilen, eine Schlacht möglichst zu vermeiden. Wie war das aber möglich, wo man vom Feinde umringt war? Eben ertönte wieder das Schlachtgeschrei der Perser. Julian stellte sich an die Spitze der Legionen, und noch einmal bewährte sich die römische Tapferkeit, noch einmal lächelte ihm das Glück. Todesmuthig drangen die Legionen vor und erfochten einen vollständigen Sieg. Jubelnd geleiteten sie den Kaiser nach seinem Zelte. Kaum aber hatte dieser zur Erholung die Rüstung abgelegt, da wurde schon wieder ein Angriff der Perser von einer andern Seite gemeldet. Ohne erst die Rüstung anzulegen, eilte Julian auf den Kampfplatz. Vergebens suchten ihn die Seinigen zurückzuhalten; allen

voran stürzte er auf den Feind. Schon war dieser am Weichen, da traf den Kaiser ein Pfeil in die Hüfte. Mit einem lauten Schrei sank er zu Boden. In sein Zelt getragen, lebte er noch einige Stunden, dann verschied er in der Nacht vom 26. auf den 27. Juni 363.

Eins war ihm wenigstens geworden, ein Heldentod, eines alten Römers würdig. Ist es doch, als sollte in ihm noch einmal die alte Welt in einer Heldengestalt erstehen, um dann für immer zu sterben. Julians Schicksal ist im tiefsten Grunde tragisch. Reich begabt, kühn und tapfer, ein geborener Feldherr, gewandt in der Rede, voll Geist, eine edel angelegte Natur, sich selbst beherrschend und bereit, Alles für sein Vaterland zu opfern, was hätte er werden, was dem Reiche sein können! Aber alle diese reichen Gaben schlagen zum Verderben aus, zu seinem und zu des Reiches Verderben, weil er die Wege nicht erkannte, die Gott die Völker geführt hatte, und den Versuch machte, den Lauf der Geschichte rückwärts zu wenden; weil er, im Wahn des Heidenthums befangen, dieses dem Reiche wieder aufdrängen wollte, nachdem die Welt schon das Höhere, das Christenthum, erlangt hatte. Der Ruf, mit dem Julian fiel, wird verschieden berichtet. Die Einen sagen, er habe gelautet: „Nazarener! du hast gesiegt!" die Anderen: „Sonne (Julian verehrte besonders den Sonnengott), du hast mich betrogen!" Die Einen wie die Anderen legen ihm einen Ruf der Enttäuschung in den Mund, und mag das Wort gelautet haben wie es will, seine Gedanken können keine anderen gewesen sein. Fortgehende Enttäuschung, das ist die Strafe, die Julian zu tragen hat für seine Schuld. War denn das nicht seine eigentliche Schuld, daß er getäuscht, sich selbst und andere getäuscht hatte? Voll jugendlicher Begeisterung hofft er die Herrlichkeit der alten Welt erstehen zu sehen, und aller seiner Arbeit, all seinem Eifer gelingt es nicht, auch nur einen Funken wahren Lebens in der ausgebrannten

Asche wieder zu entzünden Eine Täuschung war es, wenn er die antike Welt, für die er schwärmte, noch für lebensfähig hielt. Er will nicht verfolgen, er will nur die Freiheit, und muß zuletzt zum Tyrannen und zum Verfolger der Kirche werden. Eine Täuschung war es, wenn er meinte, die Welt wieder umkehren zu können ohne Gewaltthat. Nachdem das Christenthum einmal gesiegt hat, muß jeder Gegensatz gegen dasselbe in seiner Consequenz antichristlich werden. Julian will anfangs bloß Nichtchrist, Heide sein, aber wider seinen Willen wird er mehr und mehr in den antichristlichen Gegensatz hineingedrängt. Sein Leben spitzt sich zu zu einem Kampfe zwischen ihm und dem Nazarener. Das fühlt er, das ist die Ursache seiner Unruhe, seiner Verbitterung, seiner innerlichen Angst. Er fordert ein Gottesurtheil heraus, und in den Ebenen jenseits des Tigris ist es gefällt.

Auch wenn ihn der tödtliche Pfeil dort nicht getroffen hätte, seine Rolle war doch ausgespielt. Mit einem geschlagenen Heere zurückkehrend, hätte er nicht nur allen Restaurationsgedanken entsagen müssen, er hätte schwerlich auch nur den Thron behauptet. Athanasius hätte so wie so Recht behalten. Als während der Regierung Julians die Freunde des großen Lehrers ängstlich klagten, antwortete er bloß: „Nubicula est, transibit!“ „Es ist nur eine kleine Wolke, die geht vorüber!“ Das Heidenthum sollte selbst den Beweis liefern, daß sein Leben erschöpft war. Der Beweis ist jetzt geliefert. Die Reaction unter Julian ist die letzte geblieben; nun sinkt es desto rascher in sich zusammen. In Julian ist das antike Heidenthum selbst gefallen mit dem Rufe: Nazarener! du hast gesiegt! Der Sieg des Christenthums über das Heidenthum ist entschieden.

Ist der Sieg ein reiner und vollkommener? Gewiß, den ganzen Kampf überblickend, dürfen wir sagen, dieser Sieg ist

der reinste, der je errungen ist; denn er ist errungen durch Bekennen und Dulden, durch Lieben und Leiden, durch unschuldig vergossenes Blut. Aber was ist rein auf dieser sündigen Erde?! Auch die Entwickelung der Kirche ist keine fehllose, auch da greift die Sünde ein, obwohl über ihr der Herr waltet und sie trotz der Menschen Sünde dem Ziel ihrer Vollendung entgegenführt. Es ist wehmüthig zu sehen, daß schon jetzt die ersten Keime der Irrthümer sich angesetzt haben, die im Laufe der Zeit wachsen und neue nur anders geartete Kämpfe hervorrufen werden. Während des Kampfes mit dem Heidenthum hat in der Kirche schon ein gesetzliches Wesen Raum gewonnen; das wird mit der Zeit die Gnadenanstalt Christi mehr und mehr in eine Rechtsanstalt verkehren. Schon sind die Grundlagen einer Hierarchie gelegt, die im Lauf der Jahrhunderte zwar die Kirche mächtig und herrlich machen, aber auch den Herrn Christum selbst in Schatten stellen wird. Schon ist ein Stück Welt in die Kirche eingedrungen; in der Friedenszeit, die jetzt beginnt, wird mehr und mehr davon eindringen, und die Kirche selbst verweltlichen. Haben auch Staat und Kirche durch Constantins weltgeschichtliche That sich einander die Hand gereicht zu gemeinsamer Arbeit, welche Reihe von Kämpfen wird es geben zwischen diesen beiden Mächten, Kämpfe, die Jahrhunderte in Athem halten. Der Kampf mit dem Heidenthum draußen ist zu Ende, der Kampf mit dem Heidenthum inmitten der Kirche wird an seine Stelle treten. Denn wenn auch äußerlich, so ist das Heidenthum doch noch nicht innerlich völlig überwunden, sondern wie in uns selbst der alte Mensch beständig gegen den neuen, so reagirt auch in der Christenheit aus der Tiefe des natürlichen Menschen heraus das alte Heidenthum noch beständig gegen das neue Leben des Christenthums. Dieser Kampf ist ein unausgesetzter, die Geschichte der Kirche ist nur die Geschichte dieses Kampfes. Also der Friede, den die Kirche gewonnen, ist noch kein voller Friede, er bezeichnet

nur eine Epoche in dem Kampfe, der auch heute noch nicht ausgekämpft ist. Ja, wir stehen heute wieder so recht mitten darin, denn stärker fast als je reagirt der heidnische Sinn in modernem Gewande gegen die christlichen Gedanken und das christliche Leben, und fast scheint es, als sollten die Fragen der Zeit sich zu der Frage zuspitzen, ob wir Christen bleiben oder wieder Heiden werden wollen?

Möchten uns die Bilder aus den vergangenen Heldenzeiten der Kirche denn zu Spiegelbildern für die Gegenwart werden. Möchten wir vor Allem daraus lernen, daß in dem Kampfe, der uns verordnet ist, nur Eines siegt, der Glaube, der lebendige Glaube, das ist der freudig bekennende, in Liebe dienende, in Hoffnung duldende. In diesem Glauben schauen wir mit den Bekennern und Märtyrern noch nach einem anderen Siege aus, als den sie errungen haben, nach dem Siege, den der Herr bringen wird an seinem großen Tage. Der Sieg wird ganz rein sein, ganz vollkommen. Auf den Sieg folgt kein Kampf mehr, sondern ewiger Friede.

Im gleichen Verlag erschien:

Christliche Kirchengeschichte

für

Schule und Haus

bis auf die neueste Zeit fortgeführt

von

Dr. Heinr. Thiele,

Probst, Hof- und Domprediger zu Braunschweig.

Dritte durchaus umgearbeitete Auflage.

Preis Mark 6. —

In einer Zeit, die so sehr wie die heutige von kirchlichen Fragen bewegt wird, muß es für Jeden, der lebendig an dem, was die Gegenwart erfüllt, Theil nimmt, ein Bedürfniß sein, die Geschichte der Kirche kennen zu lernen, denn nur aus ihrer Entwickelung heraus sind die Kämpfe, welche das jetzige Geschlecht durchzukämpfen berufen ist, zu verstehen und in ihrer Bedeutung zu würdigen. So wird denn die „Thiele'sche Kirchengeschichte" gewiß Vielen willkommen sein. Sie gibt nicht eine trockene Aufzählung von Thatsachen, sondern ein lebensvolles, farbenreiches Bild ihrer Entwickelung in beständigem Hinblick auf die Gegenwart. Wie die vorliegende dritte Auflage in allen Theilen auf Grund der neueren Forschungen sorgfältig durchgearbeitet ist, so führt sie die Geschichte auch bis auf unsere Tage, bis auf den großen Kirchenkampf herab und wenn sie dabei Deutschland besonders berücksichtigt, so wird dieser Umstand sie nur brauchbarer machen für alle, die sich aus der Vergangenheit in der Gegenwart orientiren wollen.

Uhlhorn, Gerhard,

Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart

Stuttgart 1875